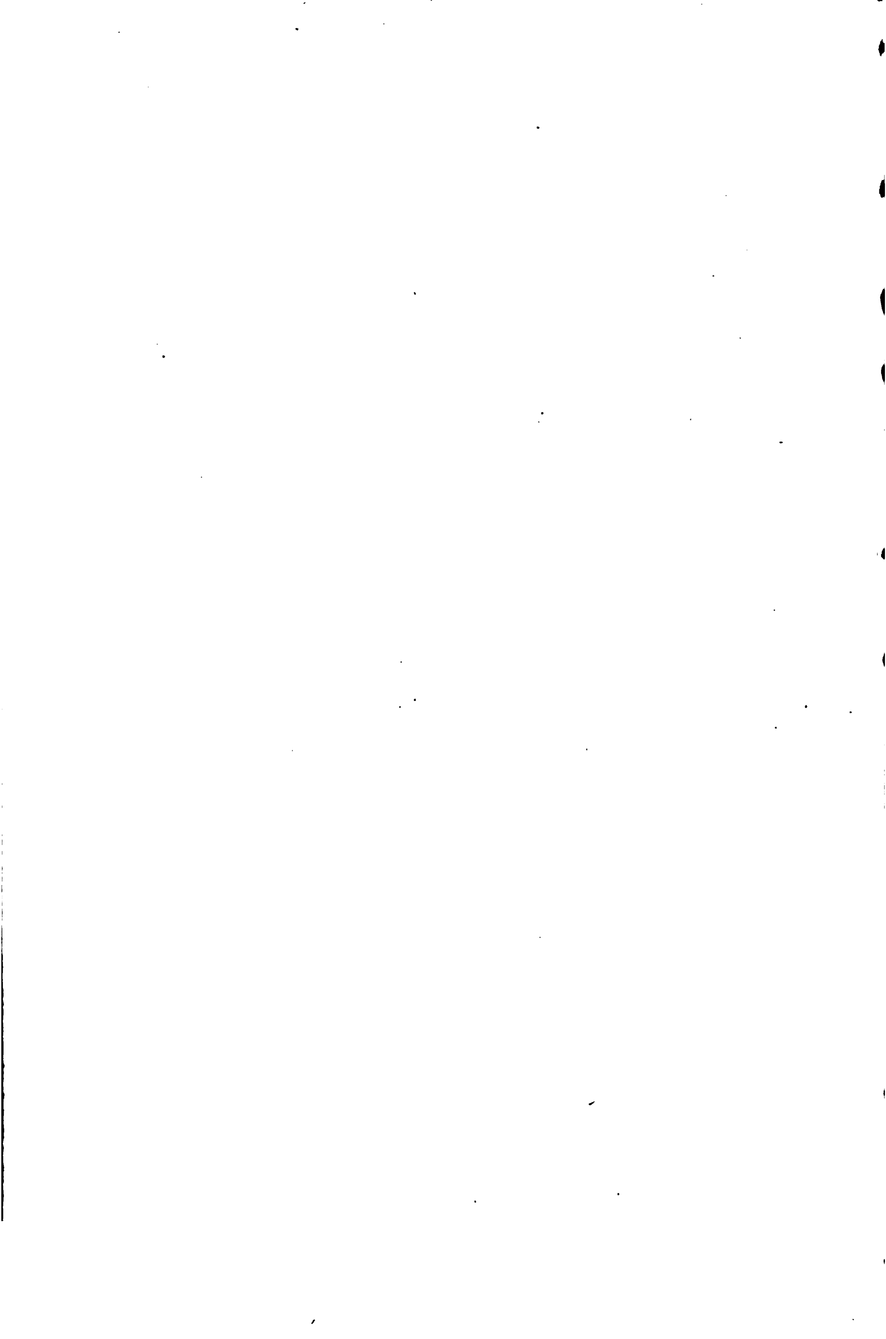
Aus Dichtung und Sage

von

Wilhelm Hertz





Aus Dichtung und Sage



Aus

Dichtung und Sage

Vorträge und Aufsätze

von

Wilhelm Hertz

Herausgegeben von

Karl Vollmöller



Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Vorwort

Als ich im Mai 1873 zum ersten Male mit Konrad Hofmann*) über Wilhelm Hertz sprach, erging sich mein verehrter Lehrer, der aus seiner Überzeugung niemals ein Hehl machte und ebenso warm loben wie scharf tadeln konnte, in den Ausdrücken ungeteilter Bewunderung über die literarische Tätigkeit meines schwäbischen Landsmannes und schloß mit den Worten: „Alles was Hertz schreibt, erregt ja stets das größte Aufsehen." Dieser unvergessenen, mir aus der Seele gesprochenen Worte eingedenk, schlug ich Frau Professor Hertz vor, auch die für ein größeres Publikum bestimmten Vorträge und Aufsätze ihres Mannes gesammelt herauszugeben.

*) Konrad Hofmann, geboren 1819, gestorben 1890, Professor der germanischen und romanischen Sprachen an der Universität München, ein einzigartiger, genialer Mann, wie er nie wiederkehren wird. Vergleiche Wilhelm Hertz' schöne „Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann", 1892 in der Münchener Akademie gehalten, wiederabgedruckt in seinen „Gesammelten Abhandlungen", herausgegeben von Friedrich von der Leyen, Stuttgart und Berlin 1905, Cotta, Seite 491—510. Einen Schatz von Wissen und Anregung enthält Hofmanns Korrespondenz, aus der ich jetzt neunzehn wertvolle Briefe herausgegeben habe unter dnm Titel: Briefe Konrad Hofmanns an Eduard von Kausler aus den Jahren 1848—73 mit Einleitung und Anmerkungen mitgeteilt von Karl Vollmöller. Nebst zwei Beilagen: 1. Das Geusenliederbuch von 1611, 2. Dr Karl Friedrich Wilhelm Lanz, und zwei Tafeln, Erlangen 1907.

Wie die Schriften Ludwig Uhlands, dessen ebenbürtiger Nachfolger in Dichtung und Wissenschaft, in der ganzen Richtung seiner literarischen Tätigkeit Wilhelm Hertz unbestritten ist, so gehören auch alle Hertzschen Werke der deutschen Nationalliteratur an. Über allen liegt der Zauber einer eigenartigen, starken literarischen Persönlichkeit, und auch die hier mitgeteilten Vorträge und Aufsätze sind Kunstwerke. Das deutsche Volk hat ein Anrecht auf alle Schöpfungen des Dichtergelehrten, auf die hier vorliegenden erst recht, denn hier spricht er zu den weitesten Kreisen, und zwar über den kostbarsten Besitz unserer Vergangenheit. Diese Schriften verdienen ebenso der deutschen Lesewelt allgemein zugänglich gemacht zu werden, wie Uhlands „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", die auch in die Volksausgaben der Uhlandschen Werke ganz oder doch teilweise übergegangen sind. Noch ein rein äußerlicher Grund spricht für Wiederabdruck. Diese Aufsätze sind zerstreut und an Orten erschienen, wo man sie nicht immer suchen würde. Zudem sind die Erstdrucke teilweise jetzt schon sehr schwer zugänglich, wie die in Herman Schmids „Heimgarten" und dem „Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung" veröffentlichten.

Auf welche Weise der Abdruck zu geschehen habe, konnte nicht zweifelhaft sein. Gewiß würde Wilhelm Hertz, wenn er diese Sammlung selbst zum Druck gebracht hätte, einzelnes geändert haben, aber andere haben nach seinem Tode zu Änderungen kein Recht. Und auch keine Veranlassung! Denn die Forschung hat, seit Hertz diese Arbeiten abschloß, wesentlich neue Ergebnisse nicht zu Tage gefördert. So ist also dieses Buch nach seinem Inhalt nicht veraltet. Die Darstellung aber wird ewig jung bleiben.

Hier haben wir den ganzen Wilhelm Hertz mit seiner wundervollen, bilderreichen Sprache, mit seiner plastischen Kraft der Darstellung, deren Pracht zuweilen förmlich berauscht. Ich verweise nur auf die Schilderung der

altgermanischen Frau und des mittelalterlichen Liebeslebens im „Frauendienst". Die Darstellung der Walküren, der Nibelungensage, des Beowulf ist die beste Einführung, welche es für Nichtfachleute in diese Stoffe gibt, und auch wer in altdeutscher Sage und Dichtung wohl bewandert ist, wird dennoch mit Vergnügen und Nutzen diese Ausführungen lesen; weiß doch Hertz dem Stoff immer wieder eine neue Seite abzugewinnen. Dabei ist die Darstellung so kunstvoll aufgebaut und abgeschlossen, daß man nach der Lektüre dieser Kabinettstücke einen größeren Überblick und ein tieferes Verständnis von dem behandelten Stoff gewinnt, als nach der Durcharbeitung mancher dickleibiger Spezialwerke.

Die Anordnung ist die chronologische. Daher kommt es, daß der Artikel über die altfranzösischen Volkslieder mitten unter den germanischen Stoffen steht, was aber nicht weiter stört und sich auf folgende Weise erklärt. 1886 erschien die erste Auflage des Spielmannsbuches, so gut wie ausschließlich altfranzösische Stoffe. Daneben ging stets her die Beschäftigung mit Tristan und Parzival, die ohne Altfranzösisch nicht denkbar ist. Also arbeitete Wilhelm Hertz damals, als er die Vorträge über germanisches Altertum hielt, auch viel auf jenem Gebiet, wie ja literarische Studien über das deutsche Mittelalter sich ohne Eingehen auf das Altfranzösische nicht machen lassen.

Gelegentliche Wiederholungen, wie sie sich z. B. in den sich inhaltlich in der Gestalt der Brünhilde berührenden Kapiteln über die Walküren und Nibelungensage finden (vgl. S. 42 und 63, 59 f. und 82 f.), waren in dieser Sammlung nicht zu vermeiden, da die Aufsätze zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erschienen sind. Streichungen oder Änderungen gingen nicht an, ohne den feinen künstlerischen Aufbau der Darstellung zu schädigen.

Die Vorträge „Über den ritterlichen Frauendienst" und „Die Walküren" werden nach den Manuskripten des

Verfassers gegeben, nicht nach den Drucken, in welchen aus allerhand Rücksichten mehrere Stellen weggelassen wurden, die nach dem Manuskript hier unverkürzt mitgeteilt werden. Von den Originalmanuskripten hat Frau Professor Hertz eine genaue Abschrift genommen, die in die Druckerei ging. Sie hat die Korrekturen dann sorgfältig mit diesen Originalen verglichen, in denen Hertz selbst schon einige kleine Nachträge gemacht hatte, die natürlich benutzt wurden. Die übrigen Beiträge sind nach den Originaldrucken mitgeteilt mit nur einigen unwesentlichen Änderungen am Schluß der „Hexenprobe" und in der Einleitung des „Feuerreiters", die sich auf Abbildungen in der Gartenlaube bezogen.

Die zwei Absätze über die Fylgja Seite 45 hat der Verfasser im Manuskript gestrichen, augenscheinlich wegen Stoffüberfülle. Im Morgenblatt der Bayerischen Zeitung Nr. 120 ist die Stelle unverändert mitgeteilt, und sie wird auch hier wieder abgedruckt.

Einzelne Versehen und Druckfehler sind stillschweigend verbessert, Zusätze in eckige Klammern gesetzt worden. Die bei einigen Aufsätzen im Originaldruck vorhandenen Untertitel sind im Inhaltsverzeichnis beigefügt. Die Korrekturen haben Frau Professor Hertz und mein Sekretär, Herr Dr Karl Gruber, der auch einige Beobachtungen beigesteuert hat, mitgelesen.

Und so mögen nun diese schönen Denkmäler von Gelehrtenfleiß und Darstellungskunst aufs neue ihren Weg machen, dem deutschen Volk zu Freude und Belehrung, ihrem Verfasser zu ehrendem Gedächtnis.

Dresden, im Oktober 1907.

Karl Vollmöller.

Inhalt



Druckfehlerberichtigung.

Seite 51 Z. 1 lies Siegesschlange für Siegelschlange.



Über den ritterlichen Frauendienst

1864

Man hat von jeher den germanischen Stämmen ihre Achtung vor dem Weibe als uraltes Verdienst nachgerühmt, und gewiß nicht mit Unrecht. Denn unangefochten sollen die Worte des Tacitus bestehen, der von den Germanen des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bezeugt, daß sie den Frauen eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zuschrieben, darum keinen ihrer Ratschläge unbeachtet ließen, keine ihrer Weissagungen überhörten. Tacitus bezeugt die Keuschheit der Männer, die Achtung vor der Jungfräulichkeit, die strenge Wahrung der ehelichen Zucht und die Heilighaltung der Familie, deren starke Bande selbst das Gewühl der Schlacht nur fester zu knüpfen vermochte. Denn nebst den Götterbildern nahmen die Germanen Weib und Kind in den Kampf mit, um sich durch ihre Nähe zum unerschütterlichen Ausdauern zu entflammen. Der Frauen Zeugnis galt jedem als das höchste, ihr Lob als das größte. Zu den Müttern und Gattinnen kamen sie mit ihren Wunden, und diesen graute nicht davor, die Wunden zu zählen und zu untersuchen; ja sie wagten sich selbst mitten unter die Schlachtreihen und brachten den ermüdeten Kämpfern Speise und Zuspruch. Es ist Tatsache, daß manche Heere auf der Walstatt, die schon im Wanken begriffen waren, durch die Frauen wieder zum Stillstand gebracht wurden, indem diese mit unablässigen Bitten der Männer Ohr bestürmten, sich selbst mit der

Brust den Fliehenden entgegenwarfen und auf die Gefangenschaft als ihr nächstes Los hinwiesen, welche die Germanen noch viel leidenschaftlicher für ihre Frauen fürchteten als für sich selbst. — So weit Tacitus. (Germ. c. 7 f.)

Wer aber hieraus schließen wollte, daß das Weib im germanischen Altertum eine hervorragende Stellung eingenommen habe, würde mit anderen Überlieferungen, denen nicht mindere Autorität zukommt, in schlimmen Widerspruch geraten.

Jene Zeit war eine durch und durch männliche; dem Schwert gehörte die Welt; der Schwertträger allein war frei, und wer kein Schwert zu führen verstand, war Sklave, war Sache. Wie die alten germanischen Rechtsbücher beweisen, kam die Frau aus dem Zustande kindlicher Unmündigkeit nie heraus. Im elterlichen Hause stand sie unter der absoluten Gewalt des Vaters oder, wenn dieser gestorben war, des nächsten männlichen Verwandten. Von diesem ihrem Vormund kaufte sie ein Freier und führte sie heim, ohne daß sie ein Recht der Einsprache gehabt hätte. Mit dem Brautkauf ging die Vormundschaft auf ihren Gatten über, dem sie fortan mit unbedingtem Gehorsam die schwere Haus- und Feldarbeit zu verrichten hatte, der frei mit ihr als seinem Eigentum schalten, ja sie verschenken konnte an wen ihm beliebte. An seinem Leben hing das ihre. Denn jener furchtbare Brauch, daß die Witwe dem toten Gemahl auf dem Schattenwege zu folgen habe, war, wie bei den Indern bis in unsere Zeit, auch bei unserem Volke heimisch. Die Witwe bestieg mit Knechten und Mägden den Scheiterhaufen des Gatten, damit er, der Herr, ein Geleite habe, und ihm die schweren Tore der Unterwelt nicht auf die Fersen fallen.

Wohl war dieses Los der Frauen hart, aber nicht so hart, als wir Modernen es empfinden. Denn einmal waren die Anschauungen ihrer Zeit von der Alleinberechtigung des starken Geschlechts auch die ihrigen; sie empfanden die Unterordnung unter den streitbaren Mann nicht als eine Unter-

drückung, sondern als das einzig mögliche, natürliche Verhältnis. Der Schutz, den heutzutage die Staatsgesetze dem Individuum gewähren, war damals fast ganz in die Hand des freien Mannes gelegt; Gewalt stand wider Gewalt: wo wäre da für das Weib eine andere Zufluchtstätte gewesen als hinter dem Schilde des Mannes? Er gab ihr Schutz, und sie diente ihm dafür als ihrem Schirmherrn. Höhere rechtliche Ansprüche zu machen, konnte ihr nicht in den Sinn kommen. Selbst das letzte größte Opfer, die Hingabe des eigenen Daseins, nahm sie auf sich wie ein unabwendbares Schicksal, da sie selbst es als schimpflich erachtete, den Gatten zu überleben.

Aber auf der anderen Seite dürfen wir die Stellung der Frau nicht allein aus den barbarischen Gesetzen der Urzeit zu ermessen suchen. Nach dem Buchstaben des Rechts zwar war sie die Dienerin des Mannes, — aber niemand wird bezweifeln, daß auch damals schon das schwache Geschlecht Mittel und Wege gefunden habe, dieses Dienstverhältnis in der Praxis aufzuheben oder mindestens zu mildern. Sagt doch schon Meister Freidank:

> Adâm unde Simsôn,
> Davîd unde Salomôn,
> die heten wîsheit unde kraft,
> doch twanc si wîbes meisterschaft.
>
> (Frid. 104, 22.)

Daß das sinnige, kluge, vorahnende Wesen der Frauen auf die Herzen der Männer einen sogar religiösen Eindruck machte, hat uns Tacitus versichert. Daß einzelne Frauen, denen diese Gabe ganz besonders reich verliehen schien, mit halbgöttlicher Gewalt ganze Völker bewegten, wie Veleda, Aurinia, Ganna und andere, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt.

Daß aber auch die minder transzendenten Eigenschaften der Frauen, die Schönheit ihres Leibes, die Huld und Güte ihres Wesens, auf die germanischen Männer ihre Wirkung nicht verfehlten, läßt sich von einem so poetisch empfänglichen,

hochbegabten Volke nicht anders erwarten. Wirklich sind auch die alten Frauennamen: Berhta, Berta = die Glänzende, Scônea = die Schöne, Liuba = die Liebe, Holda = die Holde, Blitha = die Freundliche, Alpwîz = Elbenweiß, Friduswint = die im Frieden Starke, Wunna = die Wonne, diese und viele andere Namen sind ebensoviele Zeugnisse von dem Eindruck weiblicher Reize auf den germanischen Mann. Sehr schön heißt im Angelsächsischen die Frau Freodhowebbe = die Friedeweberin. Überhaupt bieten die bald lieblichen, bald wildschönen Frauennamen den sprechendsten Beweis für die poetische Auffassung des Weibes unter den germanischen Stämmen.

Die Verehelichung hatte allerdings die rechtliche Form eines Kaufs; allein diese schloß doch die gegenseitige Zuneigung des Brautpaares so wenig aus, als die moderne Form der Heirat dieselbe unbedingt erfordert. Die Liebe war damals freilich anderer Art, sie war einfacher, unmittelbarer, ich möchte sagen verständiger, — kein Schwelgen in Gefühlen, sondern ein tatkräftiges Streben nach dem Geliebten und ein treues Festhalten in seinem Besitz. In diesem ruhigen, fast nüchternen Wesen der Liebe lag aber eine latente Leidenschaft, welche, einmal geweckt, die starke Seele dieser Naturmenschen einzig und unvertilgbar beherrschte. Dies verbürgen uns jene herrlichen Frauengestalten der altgermanischen Heldensage; denn in seinen Helden zeichnet sich das Volk. Die Treue ist es, welche mit der dämonischen Macht schmerzlicher Sehnsucht den toten Helgi aus Walhall auf nächtlichen Wolkenpfaden in die Arme Sigruns zurückzieht; — die Treue ist es, welche die geraubte Gudrun der Nordseesage kräftigt, an dem Manne, dem sie sich verlobt, trotz aller Mißhandlungen festzuhalten; — die Treue ist es, welche die nordische Brunhild ein blutiges Gericht halten läßt über den ihr entfremdeten Sigurd, um sich dann versöhnt im Flammenbette des Leichenbrandes mit ihm zu vermählen; — die Treue endlich ist es, welcher die deutsche Kriemhild erbarmungslos ganze

Völker als Totenopfer dahinschlachtet. Diese Treue, diese starkherzige Liebe war es denn auch, welche das rechtlich geknechtete Weib dem Manne als Lebens- und Todesgefährtin ebenbürtig zur Seite stellte. In der Liebe vollzog sich die erste Emanzipation des Weibes von den Fesseln einer barbarischen Weltanschauung.

Aber auch das Recht wurde menschlicher gegen die Frauen, auch die Sitte wurde milder. Die Witwenverbrennung scheint schon zu Tacitus' Zeit nicht mehr allgemein im Brauch gewesen zu sein, bei den Herulern dauerte sie noch bis ins 6. Jahrhundert, noch länger bei den Skandinaven. Ebenso war die in der Urzeit übliche Vielweiberei schon bei den Tacitus näher bekannten Stämmen im Aussterben; nur im entlegenen Norden, wo sich die wilderen Sitten der früheren Zeit am längsten erhielten, wich sie dem Einfluß des Christentums erst gegen Ende des ersten Jahrtausends. Auch die gesetzlichen Bande der Vormundschaft wurden lockerer; die Eheschließung verlor mehr und mehr die verletzende Form des Kaufes; der Wille der Braut wurde berücksichtigt. Wir sehen Frauen mitwirkend an der Lenkung der Staaten, an der Ausbreitung des Christentums und der römischen Kultur.

Doch im wesentlichen blieb die soziale Stellung des Weibes eine untergeordnete, und ein schmachtender Liebesdienst lag den einfach tüchtigen Männern der Ottonenzeit noch ebenso ferne als den Germanen des Tacitus.

So stand es, bis am Ende des 11. Jahrhunderts ein Sturm durch die Welt zu wehen begann, der alles Bestehende aus seinen Fugen rückte und in gewaltiger Revolution eine neue Zeit erschuf, — als der Kampf gegen den Islam, der bis dahin nur von einzelnen christlichen Völkern für sich geführt worden war, mit einem Male zum Weltkampf, zum Kampf der gesamten Christenheit gegen die Heidenschaft sich erweiterte und ganz Europa zu den Waffen rief.

Die alte Streitlust, welche bis jetzt den bekehrten Völkern als ein ungehöriges heidnisches Erbstück angehangen hatte,

erhielt nunmehr religiöse Weihe und trat wieder in ihr vollstes Recht, wie in den Tagen, da die Schlacht als ein Gottesdienst, als ein Opferfest Wodans betrachtet worden war. Aber die Streitlust entsprang nicht einzig und allein dem physischen Kraftgefühl und dem Durst nach Ruhm, wie zur heidnischen Zeit, sondern entflammte und vergeistigte sich an einer Idee. Ihr Motiv war kein persönliches, kein nationales, kein irdisches, — Gott will es! hieß der Schlachtruf, — es war die höchste Sache selbst, die Sache Gottes gegen die Verächter seiner Gnade.

Ein verjüngender Pulsschlag durchbebte die abendländische Menschheit. Die Gemüter wurden von den Schauern der göttlichen Begeisterung gehoben, von dem Ernst der Buße erschüttert, von der Seligkeit der Gottesliebe berauscht. Allein ebenso mächtig als nach der religiösen, war der Umschwung nach der weltlichen Seite hin schlagend, unabsehbar. An die Stelle des alten Reckentums trat das Rittertum, das nicht mehr in der ungefügen, sondern in der gefügen Kraft, in geselliger Bildung und feinen Sitten, in der selbstverleugnenden Unterordnung unter religiöse und ethische Grundsätze das Ideal des guten Helden sah.

Die Völker, die bis dahin teilnahmlos oder feindselig nebeneinander gesessen hatten, näherten und verbrüderten sich zu gemeinsamem Tun; der Horizont der Heimat erweiterte sich zum Welthorizont. Die Wunder der Fremde, die Abenteuer der Fahrt, die Wechselfälle des Kriegs in dem fremden heiligen Lande gaben dem Geiste der Wanderer wie der Zurückbleibenden neue, unerschöpfliche Nahrung und hielten die Phantasie in fortwährender Spannung. Das Gefühl machte sich alle geistigen Kräfte untertan und schwelgte in seiner jungen Weltherrschaft.

Eine neue Periode der Dichtung begann. Die Volkssprache, welche bis dahin unter dem Druck lateinischer Hof- und Klostergelehrsamkeit geschmachtet hatte, brach in vollen Tönen durch und entfaltete neben den aus der alten

Heldenzeit überlieferten epischen Gesängen eine neue Kunstgattung, die Lyrik. Die Lyrik war das ganz eigentümliche und notwendige Produkt dieser die Innerlichkeit so mächtig bewegenden, auf die Innerlichkeit hinweisenden Zeit.

Eine schwärmerische Weichheit, eine zarte Sinnigkeit milderte die starken Naturgefühle. Die Rücksicht und Schonung, welche der edel denkende Mann von jeher dem schwächeren Geschlecht gegenüber gezeigt hatte, schlug um in freiwillige Unterordnung der Kraft unter die Anmut. Das gerade, tatkräftige Begehren der Liebe ward zu schmachtender Sehnsucht; die Sinnlichkeit führte die Sprache des sich selbst beschauenden Gemüts.

War die frühere Dichtung wie die frühere Zeit eine durch und durch männliche gewesen, so überwog jetzt das weibliche Element in Poesie und Leben. Eine Frau saß auf dem Thron des Himmels und wurde im 12. Jahrhundert der strahlende Mittelpunkt der geistlichen Hymnik; Frauen herrschten als Herzensköniginnen auf Erden, und der weltliche Gesang erklang fast einzig nur zu ihrem Preise.

Der Einfluß des Mariendienstes auf die Stellung der Frau in jener Zeit ist nicht zu leugnen und wird in den Marienliedern selbst deutlich genug ausgesprochen. Von ihr, der Krone aller Frauen, fiel eine Glorie auf ihr ganzes Geschlecht; ihr Verdienst wurde den Scheltern des Weibes als ein blendender Schild entgegengehalten. Denn wenn auch durch ein Weib die Sünde in die Welt gekommen war und der Tod durch die Sünde, so war durch ein zweites Weib die Erlösung und das Leben in die Welt gekommen. Die göttliche Liebe verkehrte jenen unheilvollen Namen Eva in Ave, den Gruß des Heils, und nahm von dem Weibe die uralte Schuld der Verführung.

Die Heimat des Frauendienstes war das südliche Frankreich und das nordöstliche Spanien, wo sich unter griechischen, römischen und maurischen Einflüssen frühe schon eine hohe Kultur entwickelt hatte. Die Provenzalen hatten ein eigenes

Wort für Frauendienst: Domnei, altfr. donnoy v. domna, l. domina Herrin, fr. dame, it. sp. donna. Vom Süden kam der Frauendienst in den Norden von Frankreich*) und von da über Flandern an die Höfe und Burgen von Deutschland. Außerdem wanderte er nach Italien und England. Den skandinavischen Norden ließ er unberührt; dort stand sogar auf einem an eine bestimmte Person gerichteten Liebeslied die Strafe der Ächtung.

Jedoch nur in den Kreisen des Adels, der durch die Kreuzzüge in Politik und Literatur einen hohen Aufschwung genommen hatte, machte sich die fremde Sitte heimisch. Dem derben Volke ist sie begreiflicherweise immer fern geblieben.

Der Frauendienst war also, wie Rittertum und höfisches Leben (Courtoisie), romanischen und nicht germanischen Ursprungs. Aber wenn sich auch die Deutschen nicht in all die neuen Formen hineinfinden konnten, so wurde doch der Minnesang nirgends mit solcher Liebe gepflegt, wie im deutschen Lande. Von den Deutschen ganz besonders gilt, was wir eben von der Gemütsrichtung der Zeit gesagt haben.

Was Geist, Feuer und Genialität betrifft, so gebührt den Troubadours unbedingt vor den deutschen Minnesängern der Preis; jedoch an Zartheit und Innigkeit des Gemüts blieben diese unübertroffen. Die Troubadours waren im ganzen praktischer; sie standen mitten im bewegten Leben ihrer Zeit und nahmen an den Kämpfen des Tags tätigen und wirksamen Anteil. Die Liebe allein füllte sie nicht aus, und auch in ihr drängten sie nach praktischen Zielen. Die Lieder waren ihnen Mittel zu freiem Lebensgenuß, und sie trieben damit

*) Mittelpunkt am Hofe der Gräfin Marie v. Champagne, der Gemahlin des Grafen Heinrich I. († 1181). Für sie schrieb der Kaplan Andreas ein lateinisches Buch, in welchem die neue Liebestheorie eingehend dargelegt ist, Flos amoris oder De arte honeste amandi betitelt. Das erste Werk, das die neuen Anschauungen zum dichterischen Ausdruck brachte, ist der Lancelotroman Crestiens v. Troyes, li Chevalier de la Charete betitelt, zwischen 1164 und 1173.

mehr ein geistreiches Spiel. Die deutschen Lyriker dagegen gingen auf in der Liebe, den fast einzigen Walter von der Vogelweide ausgenommen. Die Angelegenheiten des Herzens nahmen ihre Kunst ausschließlich in Anspruch, und wenn ihr Streben auch keineswegs ein rein ideales war, so empfanden sie doch schon im Sehnen und Wünschen einen süßen beseligenden Reiz, und die Darstellung dieser inneren Vorgänge war ihnen Bedürfnis und Befriedigung für sich. Sie empfanden den läuternden Einfluß der Liebe, ich möchte sagen die zivilisatorische Mission der Frau, unter deren Pflege Dichtung und Leben in milder heiterer Farbenpracht sich entfaltete.

Walter von der Vogelweide spricht dies deutlich aus in einem Lied an einen jungen Mann:

Junger Mann, sei hohen Mutes
  Um die reinen, wohlgesinnten Frau'n,
Freu des Leibs dich und des Gutes,
  Laß in Ehren deine Jugend schau'n:
Keine Freude wird dir nicht,
Solang die Würdigkeit der Liebe dir gebricht.

Der hat nie ein Glück zu hoffen,
  Dem's von guten Frauen nicht gewährt,
Sei es heimlich, sei es offen,
  Wenn er's nur mit edlem Sinn begehrt.
Daran denke, junger Mann,
Und wirb um Herzeliebe, du gewinnst daran.

Blieb dein Werben auch vergebens,
  Wird dein Wert doch umso höher stehn;
Keine Stunde deines Lebens
  Wird dir völlig freudelos vergehn.
Sanft und heiter wird dein Mut,
Und alle, die dich schau'n, sind dir von Herzen gut.

Doch wie selig wird dein Leben,
  Wenn du nicht umsonst dein Fleh'n gewagt,
Wenn ihr Herz sich dir ergeben
  Und ihr Mund dir ferner nichts versagt.

Halsen, Kosen, süßes Tun, —
In solcher Liebeslust und Wonne wirst du ruh'n.

Sieh, nun hab' ich dich gelehret,
Was ich selber leider niemals pflag.
Unglück hat mir stets verwehret,
Was ein Glücklicher vollenden mag.
Doch mein Herz wird freudenvoll,
Gedenk' ich, daß dereinst ich's doch erwerben soll.

Jenes passive Verweilen beim Gefühl gibt den deutschen Dichtern ganz besonders einen frauenhaften Zug. Es ist die Frühlingsstimmung der ersten, weichen Jünglingszeit, des Träumens und Sehnens, der kühnen Wünsche und der verzagten Entschlüsse, — es ist die schöne Zeit der jungen deutschen Liebe, welche sich in ihren Liedern ein anmutiges Denkmal gebaut hat; jene wundersame Scheu, welche den blondlockigen Drachentöter überwältigte, als er Kriemhild zuallererst sah:

Er dâht in sînem muote: Wie künde daz ergân,
daz ich dich minnen solde, als ich gedingen hân?
sol aber ich dich vremden, sô waer ich sanfter tôt! —
er hete von ir schulden tougen lieb unde nôt. (NL. 287.)

So hatte das Verhältnis der Liebe sich völlig umgestaltet. Die gesteigerten und verfeinerten Gefühle ließen dem Mann das Glück der Liebe als den höchsten Wunsch erscheinen und erhoben das Wesen, das solches Glück zu verschenken hatte, zur Königin seines Lebens. War das Weib früher die hingebende Dienerin des Mannes gewesen, wie sie besonders in dem schönen alten Heldengedicht von Walter und Hildegund erscheint, so war sie jetzt die Herrin geworden, und der Mann mühte sich in ihrem Dienst.

Daher überwog von dieser Zeit an unter den Benennungen des Weibes das Wort frouwe. Frau heißt Herrin, das Femininum von frô der ‚Herr', das uns in Frondienst, Fronhof, Fronleichnam erhalten ist. Es steht zwar mit unseren Wörtern froh und Freude nicht in etymologischem Zusammenhang (die Urbedeutung von frô ‚froh' war flink); aber das Sprachgefühl nahm einen solchen an. So sagt Freidank:

Von Freude Frauen sind genannt,
Ihre Freude freuet alle Land.
Wie wohl der Freude kannte,
Der sie zuerst Frauen nannte.

Auch ein moderner Minnesänger, Fr. Rückert, spielt mit dieser poetischen Etymologie:

Frauen sind genannt vom Freuen,
Weil sich freuen kann kein Mann
Ohn' ein Weib, die stets vom neuen
Seel' und Leib erfreuen kann.
Wohlgefraut ist wohlgefreuet,
Ungefreut ist ungefraut,
Wer der Frauen Auge scheuet,
Hat die Freude nie geschaut.

Feiner meinte ein alter Dichter zu sein, der frôwe in frô und wê zerlegte, weil sowohl Freude als Weh vom Weibe komme.

Aber nicht durch Kauf, nicht durch Gewalt, nicht durch ungestümes Begehren waren jene Freuden zu gewinnen, sondern durch sanfte Bitte, durch steten unermüdlichen Dienst. Alles, was der Liebende tat, seine Frau zu verherrlichen und zu erfreuen, war Pflicht, — alles was er dagegen empfing, war Gnade. Der Liebende selbst verlangte danach, Proben seiner unverbrüchlichen Treue abzulegen. Eine Frau, welche einen ungeprüften Werber annahm, trat damit aus den Schranken weiblicher Sitte.

Solche Lehre gibt in dem Gedicht „Die Winsbeckin" eine Mutter ihrer aufblühenden Tochter:

Es kam auf uns durch alte Sitten
Seit manchen Jahren, manchen Tagen,
Daß man die Frau'n soll gütlich bitten
Und lieblich in dem Herzen tragen.
Doch sie soll'n züchtiglich versagen,
Oder so wohlbedacht gewähren,
Daß sie hernach nicht müssen klagen.

Ähnlich sagt Meister Freidank:

Versagen war stets der Frauen Sitte,
Doch ist ihnen lieb, daß man sie bitte.

Wirklich scheinen die deutschen Frauen jener Zeit die Lehre der Winsbeckin wohl beherzigt zu haben. Denn unablässig tönen die bittenden und klagenden Weisen der minnewunden Sänger. Aber das Versagen schürte nur deren Glut; ihr ganzes Sinnen drehte sich um die Eine; die ganze Natur galt ihnen nur in Beziehung auf sie. Sie freuten sich, wenn der Mai kam und die Blumen blühten und die Frauen aus den engen Mauern der Burgen niederstiegen auf den grünen Anger zu Tanz und Lustbarkeit und Frau Minne ihr goldenes Banner über die Lande flattern ließ. Sie klagten, wenn der Winter kam und die Blumen starben und die Frauen unzugänglich in den Kemenaten saßen. War aber einem vergönnt, seiner Frau doch in den Wintertagen zu nahen, dann verlachte er die wunderlichen Schwärmer, welche den Frühling herbeiwünschten.

Charakteristisch für das deutsche Wesen sind die Klagen des Liebenden über seine eigene Schüchternheit und Unbeholfenheit. Alles, was der Liebende von Tugenden und Ehren an sich trägt, verdankt er der Geliebten. Aus ihrer Schönheit, ihrer Güte quillt ihm die Freudigkeit des Lebens und die Gabe der Dichtung. Die Hoffnung auf ihren Besitz läßt sein Herz nicht altern, seine Locken nicht ergrauen. Denn sie ist der reinste Edelstein der Schöpfung, die ganze Welt ist der Spiegel ihrer Herrlichkeit. Ein Gruß von ihr schon hat höheren Wert als die römische Kaiserkrone, und ihre Gegenliebe überseligt alle Seligkeiten des Paradieses. So singt Herr Wachsmut von Mühlhausen:

Mir waere ê liep bî ir ze sîne
dan bî got im paradîs.

Solche Äußerungen, in denen die Übermacht der Leidenschaft über die religiösen Empfindungen hervorbricht, finden sich bei Troubadours und Minnesängern erstaunlich häufig. Das stärkste Beispiel aber ist eine Stelle des altfranzösischen Romans von Aucassin und Nicolette, welche für das 13. Jahrhundert zu merkwürdig ist, als daß ich mir versagen könnte,

sie hier mitzuteilen. Die Geliebte des jungen Grafen Aucassin von Beaucaire wird von ihrem Pflegevater heimlich gefangen gehalten; im Wortwechsel ruft der letztere dem Jüngling zu, daß ihm das Paradies auf ewig verschlossen würde. Da erwidert Aucassin mit Heftigkeit: „Was habe ich im Paradies zu tun? Ich will gar nicht hinein, wenn ich nur Nicolette habe, mein süßes Mädchen, das ich von Herzen liebe. Ins Paradies kommen nur solche Leute, wie ich Euch sagen will. Dahin kommen jene alten Pfaffen und jene alten Krüppel und Lahmen, die Tag und Nacht vor den Altären und in den alten Grüften hocken, die mit den alten abgeschabten Kapuzen und den alten Lumpen angetan, die nackt sind und barfuß und ohne Hosen, und vor Hunger und Durst, Frost und Elend sterben. Die kommen ins Paradies; mit denen habe ich nichts zu tun. Aber in die Hölle will ich gehn! Denn in die Hölle kommen die weisen Meister und die schönen Ritter, die in Turnieren und in gewaltigen Kriegen gefallen sind, die guten Knappen und die freien Männer. Mit diesen will ich gehn! Auch kommen dahin die schönen, höfischen Damen, die neben ihrem Herrn zwei oder drei Freunde hatten. Auch kommen dahin das Gold und das Silber, Pelz und Grauwerk und Harfner und Spielleute und die Könige der Welt. Mit diesen will ich gehen; aber Nicolette, mein süßes Lieb, muß bei mir sein!"

Die Lieder wurden bald vom Dichter selbst gesungen, bald brachte sie sein Bote mündlich oder schriftlich der gefeierten Frau. Die Troubadours hatten zu diesem Behuf eigene Sänger, joglars (jongleurs, joculatores) in ihrem Dienst. Oft aber schickte der Dichter sein Lied selbst als Boten aus in der Hoffnung, daß es durch den Mund der Leute fortgetragen das Ohr der fernen Dame erreiche. So beginnt ein Lied Kaiser Heinrichs VI.:

Ich grüße mit Gesang die Süße,
Die ich vermeiden nicht will und nicht mag,
Daß ich sie mit dem Munde nicht mehr grüße,
Ach leider, das ist mancher Tag!

Wer dieses Lied nun singt vor ihr,
Nach der so schmerzlich mich verlangt von hier,
Es sei Weib oder Mann, der grüße sie von mir!

So sandte nach der Sage der Troubadour Jaufre Rudel, Prinz von Blaya, seine Lieder als irre Boten nach der schönen Gräfin von Tripolis, die er liebte, ohne sie je gesehen zu haben. Wie er darauf von Sehnsucht getrieben in Pilgertracht übers Meer fuhr, auf dem Schiffe schwer erkrankte und in Tripolis in den Armen der endlich Gefundenen lächelnd verschied, — diese romantische Kunde lebt noch heute in Sage und Dichtung.

Jene Botschaften und Liedesgrüße wurden in Deutschland mit höchster Diskretion behandelt. Nie begegnen wir in den Minneliedern einer Anspielung auf persönliche Verhältnisse der Besungenen, niemals begegnen wir einem Namen. Einer empfangenen Gunst sich zu rühmen, war der größte Verstoß gegen die höfische Sitte. Um aber auch die Freudigkeit erfüllter Liebeswünsche schildern zu können, erfanden die Dichter eigene Formen: sie lösten die darzustellenden Gefühle von ihrer Subjektivität los und legten sie dritten Personen in den Mund. So entstand jenes unübertroffene Mädchenlied Walters von der Vogelweide:

Unter der linden an der heide,
dâ unser zweier bette was u. s. w.

so jene überaus zahlreichen Tagelieder, prov. Albas, in denen scheidende Liebende im Zwiegespräch unter sich oder mit dem Wächter das Herannahen des Tages beklagen. Diese Form des Tagelieds, das erste Blütchen dramatischer Dichtung, hat der größte Dramatiker mit feinem Gefühl seiner Tragödie der Liebe eingeflochten in der Szene, wo Romeo am Morgen der Brautnacht von der Geliebten auf immer Abschied nimmt.

Jene Verschwiegenheit und Vorsicht war umso nötiger, als die meisten Liebeswünsche geheiligte Rechte anderer verletzten. Denn nur wenige Minnesänger mochten, wie der von Kürenberg, von ihrer Geliebten sagen:

Aller wîbe wünne,
diu gêt noch megidîn.

Fast alle Huldigungen der Dichter galten verheirateten Frauen — und hier berühren wir den wunden Fleck des Frauendienstes. Daher jene beständige Furcht vor den Merkern, den Aufpassern; daher die verdrießlichen Klagen über die huote, die Überwachung der Geliebten! Darum war Geheimhaltung der Person das oberste Gesetz des deutschen Minnedienstes.

Etwas anderes war es in Südfrankreich. Dort sahen es die Damen gern, daß ein berühmter Sänger ihres Namens Ehre im Lande verbreite, und wenn auch der Dichter nur einen allegorischen Namen nannte, wie bel Vezer schöner Anblick, bel Deport schöne Lust, Gent conquis Holderrungen, auch wohl mon Diable mein Teufel, — so wurde dafür gesorgt, daß man im Lande wisse, welche Dame damit gemeint sei. Ja, es erklärten die Dichter den allegorischen Namen selbst. So erzählt Rambaut von Vaqueiras, daß er seine Dame Beatrix von Montferrat eines Tages belauschte, wie sie allein in ihrem Gemach mit dem Schwert ihres Bruders spielte, — von da an nannte er sie Bels Cavaliers schöner Ritter. —

Welchen Eindruck die Loblieder auf die empfänglichen Gemüter der damaligen Zeit machten, mußte der Troubadour Raimon von Miraval zu seinem eigenen Schaden erfahren. Er besang die Reize seiner Geliebten Adalasia so verlockend, daß König Peter II. von Aragon in sie verliebt wurde, dem es ein leichtes war, den armen Troubadour bei der ehrgeizigen Dame zu verdrängen. (S. ähnliches Ovid, Amores III, 1—2.)

Zum Beweis, welche Bedeutung die provenzalischen Edelfrauen auf den Dienst eines gewandten Sängers legten und wie sorgsam sie jeden öffentlichen Tadel eines solchen zu vermeiden suchten, diene folgende Geschichte:

Der Troubadour Gaucelm Faidit, ein übermäßig beleibter Schlemmer, hatte im Würfelspiel seine ganze Habe verloren und ergriff nun das Gewerbe eines Spielmanns, obwohl er abscheulich sang. In lebhaft gefühltem Bedürfnis nach einer

Gehilfin verband er sich mit der trefflichen Guillelma, einer bekannten Dirne, die von schönem Angesicht, aber bald ebenso beleibt war wie er. Dieses würdige Paar zog zusammen fiedelnd und singend durchs Land. Damals thronte zu Ventadour eine herrliche Frau, Maria aus dem Hause der Türenne, von den zeitgenössischen Dichtern als die erste ihres Geschlechts gepriesen. Sobald der wackere Gaucelm von ihr vernahm, beschloß er, sie zur Dame seines Herzens zu erküren. Er trug ihr diesen Beschluß vor, und sie, die gefeierte Frau, von der Blüte der Ritterschaft umworben, wies ihn nicht zurück, sondern nahm ihn als ihren Sänger an unter der Bedingung, daß er sich bescheiden und anständig aufführen wollte. Er besang sie auch wirklich jahrelang voll Ehrerbietung und Zartgefühl. Endlich aber wurde er doch dieses ewigen Singens müde und verlangte von der Dame Beweise ihrer Gegenliebe, widrigenfalls er sie verlassen werde. — Durch dieses Ultimatum kam Maria in nicht geringe Verlegenheit, da sie sich vor der bösen Zunge des Dichters und seinem Abschiedslied fürchtete. Sie zog eine Freundin, Audiart von Malamort, ins Vertrauen, und diese erfand einen listigen Ausweg. Sie ließ Gaucelm zu sich kommen, gestand ihm, daß sie schon lange eine geheime Neigung zu ihm hege, und bot ihm ihre Liebe an unter der Bedingung, daß er sich in einer Kanzone mit aller Höflichkeit von seiner bisherigen Herrin lossage. Der dicke Gaucelm, der Falstaff unter den Troubadours, ging liebetrunken in die Falle und entwarf sofort die Trennungskanzone. Mit Zartheit und Artigkeit nahm er Abschied von der Dame, die ihn samt seinen melodischen Liedern verschmäht habe, und pries seine neue Gebieterin, die ihm so liebe Botschaft gesandt. Als er aber dieser auf den Knien von der Erfüllung ihrer Bedingung Meldung machte, erklärte sie, daß was sie von Liebe gesprochen, nur Scherz gewesen sei, sie habe ihn damit zu seinem eigensten Besten von der nutzlosen Neigung zu Maria heilen wollen, biete ihm übrigens ihre Freundschaft an. — Da ging der

Betrogene betrübt und reuevoll von dannen und beschloß, die verlassene Herrin um Verzeihung zu bitten. Sie aber stellte sich mit gutem Grund erzürnt, und so blieb ihm nichts übrig, als aus ihrem Angesicht zu weichen. Er wanderte nach Italien und ins heilige Land, und lange noch tönte aus den Scharen der Kreuzfahrer sein Klagelied über die Trennung von der edeln Herrin und den schnöden Verrat, dem er zum Opfer gefallen.

Wie aber, müssen wir fragen, verhielten sich denn die Ehemänner zu diesen ehrgeizigen Liebhabereien ihrer Frauen? Sahen sie den offenen Werbungen der Troubadours gelassen zu? — Die öffentliche Meinung der romanischen Länder machte ihnen geradezu die äußerste Toleranz zur Pflicht, und in der Tat mag die Zahl derer, welche aus Schwäche oder Gleichgültigkeit das Verhältnis zwischen ihren Frauen und den Sängern zuließen, nicht gering gewesen sein. Schon damals hielt man im leichtsinnigen Gallien die Liebe in der Ehe für eine Wunderlichkeit. Der Mönch von Montaudon zählt unter den ihm widerlichsten Dingen auch einen Ehemann auf, der seine Frau zu sehr liebt. — Andere gingen noch weiter und leugneten prinzipiell, daß wahre Liebe in der Ehe möglich sei. Dies zeige folgende seltsame Geschichte: Ein Ritter liebte eine junge Dame, welche aber bereits die Liebeserklärung eines andern angenommen hatte. Um ihm nicht alle Hoffnung zu rauben, erklärte sie sich bereit, seine Dame zu werden, im Falle sie ihren bisherigen Ritter verlieren sollte. Kurz darauf vermählte sie sich mit dem letzteren, und alsbald verlangte jener die Erfüllung ihres Gelöbnisses. Die Neuvermählte versicherte, daß sie ihm nichts schuldig sei, da sie ja ihren Geliebten nicht verloren, sondern im Gegenteil sich auf immer mit ihm verbunden habe. Diese Streitsache kam vor den Richterstuhl der in Liebesangelegenheiten hocherfahrenen Fürstin Alienor von Poitiers, und diese verurteilte die Dame, ihr Wort zu halten; denn sie habe in der Tat ihren früheren Liebhaber verloren, indem sie ihn zum Manne genommen habe.

Diese Mißachtung der Ehe läßt sich bei den Südfranzosen einerseits äußerlich daraus erklären, daß die Ehe unter den Edeln fast durchaus Sache der Konvenienz war und einzig als Mittel, sich zu bereichern, angesehen wurde. Die Frauen waren lehnfähig und hatten dadurch von Anfang an eine selbständige Stellung, welche sie auch meist in der Ehe bewahrten. Wir begegnen verheirateten Damen, welche ganz ebenbürtig den Troubadours, wie die Gräfin Beatrix von Die, glühende Minnelieder an den Geliebten aussandten, ohne sich dadurch im geringsten ihrer Würde etwas zu begeben. Anderseits ist als innerer Grund der im Minnekodex obenanstehende Grundsatz zu erwähnen: daß die Liebe von seiten der Frau Gnadensache sei und ihr wahres Wesen einbüße, sobald sie zur Pflicht werde; eine Frau könne also nur den wirklich lieben, dem sie ohne alle Verpflichtung als freie Herrin gegenüberstehe, wie dies die leuchtenden Vorbilder höfischer Minne, die gefeierten Liebespaare Tristan und Isolde, Lanzelot und Ginevra schlagend erweisen.

Doch waren nicht alle Männer gesonnen, die Realisierung dieser Grundsätze in ihrem Hause zu dulden. Der Troubadour Ademar bekennt in einem Lied, es wäre ihm sehr angenehm, wenn der Graf von Toulouse und König Alfons von Kastilien ihre Heere gegen die Sarazenen führen und einen gewissen eifersüchtigen Gatten mitnehmen wollten, der sein Weib, des Dichters Freundin, eingeschlossen halte; dann sollte es keine Sünde geben, welche den edeln Herren nicht verziehen werden sollte. Der berühmte Dichter Bernard von Ventadour warb mit süßen Liedern um die reizende Agnes von Montluçon, die Gemahlin seines Herrn und Gönners, des kunstsinnigen Vizegrafen Ebles II., und die Huld, die sie dafür dem Sänger zuwandte, überschritt die Grenzen der ehelichen Treue. Als der Vicomte das Verhältnis der beiden entdeckte, hatte er zwar für den Dichter keine andere Strafe, als daß er ihn kalt behandelte, seine Frau aber ließ er so streng bewachen, daß sie den Dichter bat, um ihrer Ruhe willen den

Hof zu verlassen, und Bernard zog hinweg auf immer. Dies war die Rache eines milden, wohlgesinnten Herrn. – Schlimmer erging es dem Troubadour Peire Vidal; dieser gab sich für den Liebhaber einer Edelfrau zu St. Gilles aus, worauf ihn ihr Gemahl sofort ergreifen und ihm die Zunge durchbohren ließ. — Am bekanntesten aber ist jene Sage von der blutigen, grausamen Rache, welche Raimund von Roussillon an seiner Gattin Margarida und dem Troubadour Guillem von Cabestaing nahm. Er tötete diesen und setzte ihr des Toten Herz zum Mahle vor; sie aber erklärte darauf, daß nach so edler Speise nichts mehr über ihre Lippen kommen solle, und als Raimund das Schwert gegen sie zückte, stürzte sie sich vom Balkon. Ähnlich ist die Sage vom Kastellan von Couci, welche Uhland behandelt hat, von Ignaures und von einem deutschen Minnesänger, dem Brennenberger. Mag unserer Erzählung eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegen oder nicht, sie spricht auf alle Fälle die Stimmung jener Zeit klar und deutlich aus, indem sie fortfährt: Der Ruf von diesem Unglück verbreitete sich durch ganz Katalonien und die Länder des Königs Alfons von Aragon, und alle ergriff Schmerz um die Liebenden und Haß gegen den Mörder. Von allen Seiten wurde er bekriegt, König Alfons von Aragon zerstörte sein Schloß und ließ ihn im Kerker sterben. Guillem aber und die Dame legte er zusammen in ein Grab vor der Kirchtüre von Perpignan, und alle Edeln der Umgegend, Herren und Damen, kommen jährlich an ihrem Todestage dahin, um für das Heil ihrer Seelen zu beten.

So sind wir allmählich von den Liedern der Dichter ins wirkliche Leben geführt worden und wollen uns nun nach den gesellschaftlichen Formen umsehen, welche der Frauendienst, und zwar vorzüglich in Deutschland, angenommen hatte.

Schon in früher Jugend wurde dem Knaben die Werthaltung der Frauen als höchstes Anstandsgesetz eingeprägt. Bis zum siebten Jahre blieb er unter der Pflege der Mutter, welcher die erste elementare Erziehung oblag. Dann aber

wurde er an einen fremden Hof oder in die Familie eines befreundeten Ritters gegeben, wo er meist im Verein mit mehreren Altersgenossen in ritterlichen Leibesübungen und höfischer Bildung unterwiesen wurde. Die letztere lernte er vorzugsweise von der Herrin des Hauses, in deren Dienst er als Edelknabe bis zum vierzehnten Jahre blieb. Hier in der Umgebung edler Frauen entwickelte sich früh jene schwärmerische Ehrfurcht in dem aufblühenden Jüngling, hier erwachten ihm die ersten Ahnungen künftigen Glücks. Er lernte glauben, daß die Erde nichts Süßeres hervorgebracht als ein reines Weib und daß das irdische Leben keine höhere Wonne, keine höhere Ehre zu bieten habe als die Liebe einer edeln Frau. Daher auch die Versicherung bei so manchem ritterlichen Sänger, daß er von Kind auf seine Herrin liebe.

Im vierzehnten Jahre erhielt der Knabe ein Schwert ohne Gürtel und trat in den Dienst eines Ritters als Knappe, als Waffenträger. Mit dem einundzwanzigsten Jahre in der Regel erhielt er den Ritterschlag. Nun waren ihm die Bahnen des Frauendienstes geöffnet; nun hatte er das Recht und die Pflicht, um eine edle Frau zu werben und ihr zu Ehren in Schlacht und Turnier ruhmvolle Taten zu vollenden. Getrost durfte er zur vornehmsten Fürstin den Blick erheben, denn im Rittertum galt kein Unterschied von Stand und Vermögen. Wenn die Frau seine Huldigung annahm, so trat er zu ihr in ein ähnliches Verhältnis wie der Vasall zum Lehnsherrn, ja, er wurde, wenigstens in Südfrankreich, durch dasselbe Zeremoniell: Knien, Händefalten und Kuß, von ihr aufgenommen; selbst kirchliche Einsegnung kam vor. Um sich geradezu als Knechte ihrer Dame zu bezeichnen, ließen sich einzelne Ritter die Haare scheren, was sonst nur beim Verlust der persönlichen Freiheit geschah.

Wie der Dichter mit dem Liede, diente fortan der Ritter mit der Lanze; er verfocht in Tjost und Buhurt, daß seine Frau die Schönste und Beste in der Welt sei; aber ihren Namen durfte niemand erfahren. In Waffen und Reitzeug trug er



ihre Lieblingsfarbe. Als Beweis besonderer Huld wurde es angesehen, wenn ihm von der Frau irgend ein Abzeichen, ein Haarband, ein Schleier, ein Ärmel, eine Borte und dergleichen verliehen wurde, das er an Helm, Schild oder Lanze prangend zur Schau trug,

> daz man erkenne dabî,
> daz er ein frowenritter sî. (Herbort 9509.)

Im Parzival heftet die kleine Obilot dem stattlichen Gawain, dem Liebling aller Frauen, einen Ärmel ihres Gewandes an den Schild, und als ihn der Held ganz durchhauen aus dem Kampfe zurückbringt, streift sie ihn freudig wieder an den weißen Arm.

Aber nicht allein im Gefecht, auch im geselligen Leben konnte der Ritter seine Anhänglichkeit und Ergebenheit beweisen. Es war höfische Regel, daß, wenn eine Frau ausritt, ihr ein Ritter die Zügel führte. Auf der Jagd trug er ihr den Falken, und seine Aufgabe war, dem Vogel zu rechter Zeit die Kappe abzunehmen, ihn der Frau auf den Handschuh zu setzen und, wenn ihn diese in die Luft geschwungen hatte, ihn durch Laufen und Locken wieder zur Stelle zu schaffen.

Hierin bestanden im allgemeinen die Pflichten eines Frauenritters. Allein oft wurde ihm der Dienst durch besondere Aufgaben der Geliebten, wie eine Kreuzfahrt, einen abenteuerlichen Heerzug u. s. w., erschwert, sei es, daß dadurch die Frau aus Klugheit und Sittsamkeit einen allzu kühnen Werber zurückzuhalten versuchte oder daß sie aus Übermut ein launenhaftes Spiel mit ihm trieb. Der Tannhäuser hyperbolisiert solche Forderungen seiner Herrin in ergötzlichem Unmut:

> Steter Dienst, der ist gut,
> Den man schönen Frauen tut,
> Wie ich meiner hab' getan:
> Der muß ich den Salamander bringen.

Eines hat sie mir geboten, aus der Provence die Rhone nach Nürnberg und die Donau über den Rhein zu leiten. Meinen Willen tut sie gar, bau' ich ihr auf einen See ein

Haus von Elfenbein. Ihre Huld wird mein, bring' ich ihr aus Galile den Berg, darauf Herr Adam saß.

ein boum stât in Indiân
grôz, den wil si von mir hân.

Ich muß ihr den Gral gewinnen, dessen Herr Parzival pflag, den Apfel, den Paris der Venus reichte, und den Zaubermantel, der nur treuen Frauen paßt.

Ihr ist nach der Arche weh,
Die beschlossen hat Noe,
Heiahei, brächt' ich ihr die, wie lieb ich ihr dann wäre!

Es möchte ein unhöflicher Beurteiler hieran nur das eine erstaunlich finden, daß die Männer sich solchen weiblichen Übermut gefallen ließen. Allein es gab deren genug, welche an Wunderlichkeit auch die wunderlichsten Frauenlaunen übertrafen und, nicht damit zufrieden, das Spielzeug ihrer Schönen zu sein, in ihrer Dienstfertigkeit die äußersten Prätentionen derselben aus freien Stücken überboten. Mit der Betrachtung dieser kindischen Fügsamkeit und tollen Selbstpeinigung treten wir in die Faschingszeit des Frauendienstes, aus der ich Ihnen wenigstens einige Proben mitteilen will.

Der Troubadour Guillem von Balaun stand in einem Liebesverhältnis zu einer Edelfrau Guillelma von Javiac, die ihm von ganzem Herzen zugetan war. Da begab es sich, daß er eines Tages zwischen einem Freund und dessen Dame Frieden zu stiften hatte, und die Versöhnungsszene gefiel ihm so wohl, daß er sofort bei sich beschloß, auch mit seiner Geliebten eine solche einzuleiten. Zu diesem Behuf stellte er sich plötzlich schwer erzürnt auf sie und behandelte sie, die ihn umsonst um den Grund seines Unmuts anflehte, mit äußerster Kälte. Ja, als sie zu ihm kam und kniend um seine Huld bat, stieß er sie auf rauhe Weise von sich. — Man begreift in der Tat nicht, warum er sich diese passende Gelegenheit zu seiner Versöhnungsszene entgehen ließ, und er mußte es auch bitter bereuen. Denn die schwer verletzte Frau faßte den Vorsatz, ihn nimmer zu sehen, und als er schon selbst

etwas beunruhigt auf ihr Schloß kam, gab sie ihm diesen Vorsatz deutlich genug zu verstehen, indem sie ihn ohne weiteres hinauswerfen ließ. Da ging er weinend heim und dichtete hoffnungslose Lieder. Endlich nach einem Jahr bot ihm der trefflichste Baron der Gegend seine Vermittlung an und brachte die Dame auch wirklich dahin, daß sie sich erbot, dem reuigen Sünder zu verzeihen, jedoch unter der Bedingung, daß er sich den Nagel des kleinen Fingers ausziehen lasse und ihr denselben nebst einem Liede überreiche, worin er sich seine eigene Torheit vorwerfe. — Da hatte er nun seine Versöhnungsszene. Sogleich ließ er sich von einem kundigen Meister den Nagel mit großen Schmerzen ausziehen, dichtete sein Lied und überreichte beides kniend seiner Dame. Da erbarmte sie sich sein, hob ihn auf und schenkte ihm ihre Verzeihung. Er las ihr darauf sein Lied vor, und sie hörte es mit Vergnügen. Von nun an liebten sie sich inniger als jemals. (Diez, Leben und Werke der Troub. 536 ff.)

In dieser Geschichte haben wir wenigstens Schuld und Sühne; in planlose Narrheit aber schweift das Leben eines andern Troubadours, des schon erwähnten Peire Vidal. Er war der Sohn eines Kürschners von Toulouse und führte von Jugend auf ein abenteuerliches Wanderleben. Übertriebene Bescheidenheit war nicht seine Sache. „Hätte ich nur ein gutes Kampfroß," hebt er ein Lied an, „wie wollte ich meine Feinde jagen! Sie fürchten sich mehr bei dem Klang meines Namens, als die Wachteln den Sperber, und geben keinen Pfennig für ihr Leben. Denn sie kennen meine Stärke und mein Ungestüm. Lege ich meinen Panzer an, so zittert die Erde unter meinen Füßen. Man lobt mich, weil ich mich edel benehme. Nie gab es in der Kammer einen angenehmeren, nie in den Waffen einen grimmigeren Mann. Hundert Frauen kenne ich, die mich bei sich haben möchten, wenn sie mich kriegen könnten. Ich bin einer, der sich nie etwas einbildete, noch zu viel von sich selbst redete, aber es ist wahr: Frauen küsse ich, und Ritter strecke ich zu Boden."

Als Richard Löwenherz seinen Kreuzzug unternahm, schloß sich ihm der Dichter an, blieb aber auf der Insel Cypern und vermählte sich dort mit einer Griechin. Man wußte ihm einzureden, daß sie die Tochter des Kaisers von Konstantinopel sei und ihm Ansprüche auf den griechischen Thron gebe. Von da an ließ er sich Kaiser nennen, saß nie anders als in einem Thronsessel und dachte darüber nach, wieviel er zusammensparen müsse, um eine Flotte auszurüsten. In diesen kriegerischen Projekten störte ihn aber das Wiederaufflammen einer alten Leidenschaft zu der Edeldame Loba von Penautier. Ihr Name Loba — Wölfin — brachte ihn auf einen geistreichen Einfall: er nannte sich Lob (Wolf), schloff in ein Wolfsfell und lief auf allen Vieren im Gebirge von Cabaret, wo ihn die Hirten mit Hunden verfolgten und so schlimm zurichteten, daß er für tot in Lobas Wohnung getragen wurde. (Diez, Leben und Werke 169.)

Als Gegenstück zu diesen bramarbasierenden Romanen stehe hier noch der treuherzige deutsche Ritter, Herr Ulrich von Lichtenstein, ein reichbegüterter Steiermärker, der uns seine Lebens- und Liebesgeschichte in seinem Buch, genannt Frauendienst, ausführlich selbst erzählt. — Schon als Knabe trank er inbrünstig das Wasser, das bei der Mahlzeit über die weißen Hände seiner Herrin geflossen war. Als er ihr, zum Ritter geworden, durch seine Niftel, seine Base, ein Minnelied vorlesen ließ, fand die Frau das Lied zwar gut, äußerte aber, daß sein durch eine Hasenscharte verunstalteter Mund jede Frau abschrecken müsse. Da ritt er nach Graz und ließ sich dort von einem weisen Meister seine dritte Lippe abschneiden. Sechs Wochen lag er schwer krank darnieder, befahl aber seiner Frau zu sagen, er wolle auch seine rechte Hand abhauen, wenn sie ihr mißfiele. — Beim Wiedersehen war er so verschüchtert, daß er kein Wort hervorbringen konnte; er ritt einen ganzen Tag schweigend in ihrem Gefolge. Als er sie darauf Abends vom Pferde hob, raufte sie ihm heimlich eine Locke aus dafür, daß er so zaghaft sei; man habe ihr von ihm

nicht die Wahrheit gesagt. Wie er aber voll Verzweiflung hierüber am andern Tag an ihre Seite ritt, um ihr seine Liebe zu erklären, rief sie sogleich einen andern Ritter herbei, da es sich nicht schicke, sie selbander reiten zu lassen. — Der arme Junge fuhr nun den Sommer über auf Ritterschaft und hatte Glück im Lanzenrennen. Im Winter schickte er ihr einen Boten mit einem geschriebenen Lied, sie aber sandte es ihm nach zwei Tagen zurück. Er sah wohl, daß etwas hinzugeschrieben war, konnte aber leider nicht lesen. So mußte er das teure Schriftstück zehn Tage an seinem Herzen tragen, bis sein Schreiber kam und ihm in der Heimlichkeit die Reime der Frau vorlas:

Wer mehr als recht zu wünschen wagt,
Der hat sich selbst den Wunsch versagt.

Ähnliche Antworten erhielt er auf andere Gedichte, aber seine Treue blieb unerschüttert. Zu Ehren seiner Dame zersplitterte er manche Lanze, erhielt jedoch einen starken Stoß in die Hand, der ihm einen Finger fast ganz durchschnitt. Alle Ritter beklagten den Unfall; er aber ertrug ihn gern seiner Frau willen und ritt nach Bozen, um sich zu heilen. Dort sang er seiner Frau ein Lied in einer von ihr gewünschten Weise und erhielt von ihr ein Hündlein geschenkt, was ihn überglücklich machte. Seine Bitte aber, ihn zum Ritter anzunehmen, wies sie standhaft zurück. Als der Bote zu Gunsten seines Herrn erwähnte, daß er um sie einen Finger verloren habe, erwiderte sie, das seien hohle Worte, er habe ja seinen Finger noch und sie gönne ihm denselben wohl. — Da ging der Ritter zu einem Freunde, Herrn Ulrich von Hasendorf, setzte sich dessen Messer auf den bereits geheilten Finger und sprach:

Nun schlag druf, biderb Mann! —
Er schlug, der Finger, der spranc dann.

Die Wunde blutete stark; er aber dichtete ein kunstreiches Büchlein, ließ es in grasgrünen Samt binden mit zwei goldenen Deckeln und zwei zierlich geformten Händchen als Schließen, steckte darein den Finger und schickte ihn so seiner

Frau. Diese erschrak nicht wenig über das seltsame Geschenk. „O weh, das ist eine große Geschicht! rief sie. „Diese Torheit hätte ich einem verständigen Mann nicht zugetraut.“ Sie beklagte den Finger nicht Ulrich zuliebe, sondern weil sie höre, daß er ihn um ihretwillen verloren; doch solle ihm das bei ihr nichts helfen, und wenn er ihr tausend Jahre diente. Herr Ulrich war gleichwohl hocherfreut, daß sie den Finger wenigstens behalten habe.

Darauf beschloß er, seiner Frau zu Ehren auf Abenteuer zu reiten. In Venedig legte er weiße Frauenkleider an und zierte seinen Helm mit zwei perlenumwundenen Zöpfen. Dann erließ er einen Aufruf an die Ritterschaft von Lamparten, Friaul, Kärnten, Steier, Österreich und Böhmen, mit der Frau Venus Lanzen zu brechen; jeder, der einen Speer auf sie versteche, solle ein goldenes Ringlein für seine Liebste erhalten; wer von ihr niedergestochen werde, solle sich nach allen vier Enden der Welt einer gewissen Frau zu Ehren verneigen; wer aber sie niedersteche, erhalte alle ihre Rosse. In diesem Mummenschanz ritt er turnierend von Venedig bis gen Böhmen, überall, wo er erschien, von Rittern und Frauen mit Freuden und Ehren bewillkommt. Er verstach im ganzen, ohne je besiegt zu werden, 307 Speere, hob 36 Gegner aus dem Sattel und verteilte an die übrigen den versprochenen Preis. Unterwegs sandte ihm seines Herzens Freudenschein ein Ringlein, was ihn hoch entzückte. Als er aber am Ziele seiner Fahrt, in Kloster Neuburg, mit Glanz und Pracht eingezogen war, ließ sie ihm plötzlich durch den Boten steten Haß entbieten und den Ring zurückfordern. Da saß der tapfere Mann, der gefeierte Turnierheld, und weinte wie ein Kind, rang die Hände, daß seine Glieder krachten wie dürre Scheite und ihm, gleich Kriemhilden, das Blut aus Mund und Nase brach. So ritt er denn geknickt, zum Tode betrübt, mit ergrauenden Haaren heimwärts, — und zu wem? zu seinem lieben Gemahl. Denn Herr Ulrich war längst Familienvater und hatte seine Gattin, wie er selbst sagt, so

lieb, daß sie ihm nicht lieber sein konnte, wenn er gleich ein anderes Weib zu seiner Herrin erwählt habe.

Die ganze Zornbotschaft war aber nur Scherz gewesen, um ihn zu prüfen. Als sein Bote mit einem neuen Gedicht zu der Frau kam, las sie es mit spielenden Augen und war fröhlich. Sie erwiderte, das Lied sei gut und sie wolle es behalten und Ulrich gerne sehen, wenn es sein könne; er solle verkleidet als Aussätziger Sonntags vor ihre Burg kommen. Diese Nachricht erhielt Ulrich Freitag abends, zur Burg waren es 40 Meilen, er ritt Samstags 36 Meilen, so daß zwei seiner Pferde an der Straße tot lagen, und saß zur bestimmten Zeit verkleidet unter den Bettlern und Aussätzigen, die von seiner Frau Almosen begehrten, ja er aß mit ihnen aus e i n e m Napf. Die Frau ließ ihn aber auf den folgenden Tag vertrösten, und er verbrachte im Kornfeld unter freiem Himmel in Kälte, Sturm und Regen eine böse Nacht. Man vertröstete ihn wieder bis zum Abend, wo er mittels eines Leilachs in die Burg gezogen werden sollte. Wirklich wurde des Nachts ein solches in den Burggraben herabgelassen; allein der starke Ritter war für Frauenhände zu schwer; er mußte seinen einzigen Begleiter zuerst hinaufziehen lassen, mit dessen Hilfe er endlich das Fenster erreichte. Seine Niftel empfing ihn, hüllte ihn in einen Leibrock von Seide und Gold und führte ihn zu seiner Herrin. Diese erwartete ihn im Kreise von acht Frauen, um ihm zu erklären, daß sie außer ihrem Gemahl niemand minnen werde. Da er drohte, sich lieber töten zu lassen, als aus dem Schlosse zu weichen, versprach sie, wenn er wieder draußen vor dem Fenster in das Leilach trete, ihm einen Kuß zu geben. Als er, obwohl mißtrauisch, einwilligte, wurde das Leilach plötzlich losgelassen, und er fuhr mit solcher Wucht an der Mauer hinab, daß er beinahe den Tod davon hatte und der Wächter erschrocken von der Zinne lief mit der Beteuerung, er habe den leidigen Teufel gehört, wie er unter gellendem Wehgeschrei mit nachrollenden Steinen aus der Burg zu Tal gefahren sei. Herr Ulrich aber

lief in Verzweiflung dem nächsten Flusse zu, und sein Begleiter kam ihm eben noch rechtzeitig nach, um ihn vom Sprunge ins Wasser zurückzuhalten. Zugleich brachte er ihm als Geschenk von seiner Frau ihr Wangenkissen und neue Versprechungen. So spielte sie mit ihm weiter wie die Katze mit der Maus. Endlich aber tat sie ihm etwas an, das er sich zu sagen schämt, worüber jedoch, wenn er's sagte, alle Biedermänner mit ihm klagen würden. Es muß in der Tat etwas recht Schlimmes gewesen sein, denn Ulrich beschloß infolge davon, aus ihrem verlorenen Dienst zu scheiden, und nahm in heftigen Liedern von ihr Urlaub. Doch damit war sein liebebedürftiges Gemüt keineswegs geheilt: er erwählte sich eine andere Herrin und durchzog das Land in ihrem Dienst als König Artus, der aus dem Paradiese komme, um die Tafelrunde wiederherzustellen. Wir wollen ihn auf diesen neuen Fahrten nicht weiter begleiten; nur das eine sei noch erwähnt: aus all diesen Erlebnissen zieht er am Schluß seines Buches, nachdem er 33 Jahre Ritter gewesen, das Resultat, daß Frauendienst das beste sei und daß er darin ausharren wolle bis an sein Ende.

Damit sei es der Beispiele genug! Wir sahen, wie die Blüte des Frauendienstes unter den Stürmen der ersten Kreuzzüge sich entfaltete, wie sie, aus zarten, edeln Gefühlen entsprossen, Gesittung und Bildung und einen ganzen Frühling von Poesie und Lebenslust um sich verbreitete. Allein wir sahen auch den Wurm, der an dieser Blüte nagte. Denn auf der einen Seite verletzte der Frauendienst in seiner schrankenlosen Freiheit das Recht der Ehe, auf der andern Seite verzerrte er das Gefühl durch Überspannung bis zum Aberwitz und brachte die Geschlechter in ein für beide Teile unwürdiges Mißverhältnis. Wenn er früher aus einem Herzensbedürfnis hervorging, so wurde er bald Modesache, konventionelle Lüge. Rasch und unaufhaltsam ging daher der wunderbare Frühling vorüber. In Deutschland bezeichnet ihn die Zeit der hohenstaufischen Kaiser. In der Provence machte der fanatische

Albigenserkrieg dem höfischen Leben und Dichten schon früher ein jähes Ende.

Unser Herr Ulrich von Lichtenstein mochte selber ahnen, daß ihm bestimmt sei, einer der letzten Frauenritter zu sein. Denn in seinem im Jahre 1257 verfaßten Frauenbuch klagt er bitter über den Verfall der höfischen Sitte, über die Verwilderung der Männer und die Mißachtung der Frauen. In den Wirren des großen Interregnums sank der Adel ebenso rasch, als er sich auf die Höhe der Bildung geschwungen hatte, in die tiefste Rohheit zurück. Fehde, Jagd und wüste Trinkgelage wurden seine einzigen Vergnügungen. Dichtung und Gesang verscholl auf den Burgen. Das schöne Wort minne, ursprünglich freundliche Erinnerung, liebendes Gedenken, vergröberte sich in seiner Bedeutung mehr und mehr und wurde endlich so gemein, daß es ehrbare Lippen nicht mehr aussprechen konnten, und als die Frauen von Mainz im Jahre 1317 den Domherrn Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, mit Weinen zu Grabe trugen, da ahnten sie wohl, daß in ihm ihr letzter Sänger dahin sei.

Die Dichtung trug fortan statt Pelz und Grauwerk das Schurzfell des städtischen Bürgers und übte im Schweiß ihres Angesichts den Hammertakt der Werkstatt; sie hatte weder Zeit noch Stimmung zu süßen Schwärmereien. Von keinem übersinnlich sinnlichen Glorienschein umgeben, aber in ehrsamer Würdigkeit waltete hier das bürgerliche Weib als Hausfrau, als Hausehre, als Hüterin der Familie, deren uralt deutsche Heiligkeit der Ritter den Reizen fremder Sitten geopfert hatte.

Das echte Rittertum verging mit dem Frauendienst im 13. Jahrhundert. Im Laufe des 14. Jahrhunderts kam wohl eine Nachblüte, allein voll hohler Formen ohne Poesie, ohne Wahrheit. Der Frauendienst war steifes Zeremoniell, eine geist- und gemütlose Nachahmung der früheren Periode und hauptsächlich in ihren Tollheiten die affektierte gecken-hafte Jugendlichkeit eines vernüchterten Alten. Die ge-

schmacklosen Ungeheuerlichkeiten der altbewunderten britisch-französischen Romane machten das Dichten und Trachten dieser Epigonen des Rittertums vollends zur Karikatur. In reinen Äußerlichkeiten, wie das Tragen eines Halsrings, das Geschlossenhalten des rechten Auges, die Erfüllung abgeschmackter Gelübde und dergleichen, suchte man das Wesen der Leidenschaft. Die unsichtbaren Bande der Frau Minne wurden zu plumpen, materiellen Ketten, an denen die Damen ihre Ritter wie Bären in die Turnierschranken führten. Nur allmählich wichen diese antiquierten Gestalten im Krebsharnisch vor den Feuergeschossen und der neuen humanistischen Kultur. In den romanischen Ländern erhielt sich dieser Altweibersommer des Rittertums am längsten, und als seine phantastischen Vertreter im Leben ausstarben, spukten sie fort in der Literatur, bis sie der Humor eines Unsterblichen exorzisierte mit dem köstlichsten aller Zauberbücher, der unvergleichlichen Geschichte des sinnreichen Junkers Don Quichotte von der Mancha.

Die Walküren

1866

Ich habe mir zur Aufgabe gewählt, eine Schar idealer Gestalten vorzuführen, wie sie aus der mythenschaffenden Phantasie niemals schöner hervorgegangen sind. Es sind die Schildjungfrauen Odins, die streitfrohen W a l k ü r e n, aus deren Reihen die berühmtesten und beliebtesten Sagen der germanischen Völker, die Sagen von Wieland, von Helgi, von Siegfried und den Nibelungen, ihre Heldinnen erwählt haben. Ich kann nicht daran denken, den ganzen mythischen Hintergrund zu entrollen, aus welchem diese göttlichen Jungfrauen auf den menschlichen Schauplatz der epischen Poesie hervorgetreten sind. Ich muß meine Einleitung darauf beschränken, an diejenigen Züge der nordischen Mythologie zu erinnern, welche die Stellung der Walküren in der germanischen Götterwelt kennzeichnen, und da ich mich hiebei fast ausschließlich im Kreise der S c h i c k s a l s g o t t h e i t e n zu bewegen habe, so liegt mir ob, vor allem mit einigen Bemerkungen über die mythologische Gestaltung der Schicksalsidee zu beginnen.

Bekanntlich stoßen wir hier bei den polytheistischen Religionen auf augenscheinliche Widersprüche: bald, und dies ist sicher die ursprüngliche Form, erscheinen die in den Göttern personifizierten Weltmächte als unumschränkte, willkürliche Lenker der Dinge, als allgewaltige Herren der Natur und des Menschenlebens, — bald, und dies ist offenbar die Frucht

des entwickelteren Gedankens, erhebt sich über der neben- und gegeneinander wirkenden Vielheit der Götterindividuen das Schicksal als einheitliche dunkle Urmacht, deren Erscheinung im Einzelnen Zufall, im Ganzen Notwendigkeit heißt, und welcher sich nach dem Ausspruch des Herodot (I, 91) auch die Götter nicht entziehen können. Diese Anschauung mußte naturgemäß durch die fortschreitende poetische Vermenschlichung der Götter und die daran sich heftende Ahnung ihrer Unvollkommenheit genährt werden. Somit waren auch sie gezwungen, den Willen des Schicksals zu erforschen: sie versuchten die Lose, sie fragten Orakel. So in jener homerischen Szene, wo Zeus, auf der Höhe des Ida sitzend, im Augenblicke, da der atemlose Hektor von dem zürnenden Achill ereilt wird, die Todeslose beider auf die Wage legt, nicht seinem Willen, sondern jenem starren unabänderlichen Weltgesetz die Entscheidung anheimgebend. Hektors Schicksal lastet schwer zum Hades hinab: da verläßt ihn sein Schutzgott Apollon, und die ihm feindliche Athene tritt mit grausamem Trug an dessen Stelle. Hier erscheinen die Götter nur als Vollstrecker des Schicksals. Sie können ihre Söhne und Pfleglinge schützen, solange das Geschick nicht entgegen ist:

Aber das Todeslos, das gemeinsame ward auch den Göttern
Nicht vom geliebteren Mann zu wehren vergönnt, wenn dereinst ihn
Schrecklich ereilt die Stunde des langhinbettenden Todes.
(Odyssee III, 236.)

Beide Anschauungen, von der freien Willkür der Götter und von ihrer Beschränkung durch ein höheres Weltgesetz, durchkreuzen sich allenthalben in der Literatur der alten Völker.

In keiner Mythologie ist jedoch die Abhängigkeit der Götter vom Schicksal deutlicher ausgesprochen als in der germanischen. Die nordischen Götter thronen nicht wie die homerischen in sorgloser unbedrohter Seligkeit. Wohl hatten auch diese in grauer Vorzeit mit den Titanen und Giganten zu kämpfen; allein sie haben glänzend gesiegt, und ihre gebrochenen Gegner

liegen auf immerdar in den Tiefen der Erde. Das Leben der nordischen Götter dagegen ist Krieg, unablässiger Krieg mit den Riesen, den feindseligen Söhnen der Urwelt. Zwar halten sie ihre Übermacht durch Kraft und List aufrecht, aber die Feinde aufzureiben gelingt ihnen nicht, und ein Schatten liegt auf ihren stolzen Stirnen, ein Schatten, der über alles, was da lebt, wehmütige Schleier breitet, der Schatten der Vergänglichkeit. Denn sie wissen es wohl, es wissen es alle Weisen, daß eine Zeit kommen wird, die Götterdämmerung genannt, wo die gebundenen Gewalten der Urwelt ihre Ketten sprengen werden und im fürchterlichen Weltkampf alles, auch die Götterschar, vergehen wird.

In dieser Mythologie teilen also sämtliche Götter mit dem Menschen nicht bloß Gestalt, Lebensbedürfnisse und Leidenschaften, sondern sie teilen auch mit ihm die schwerste Abhängigkeit von fremden Mächten, die Sterblichkeit, und das gefürchtetste Schicksal, den Tod. Sie sind nichts als die Hauptpersonen der Welttragödie, durch eigene Schuld, wie in den Überlieferungen angedeutet wird, einem Schicksal verfallend, das ihnen eine in ahnungsvolles Dunkel gehüllte höhere Macht vorherbestimmt hat. Hier weist also klarer als irgend sonst die Weltordnung weit über die Götter hinaus nach einer Welt und Götter beherrschenden Schicksalsgewalt. Die nordische Mythologie ist geradezu Schicksalsdichtung, die großartigste, die von Menschen ersonnen wurde.

Es liegt in der Natur des mythenschaffenden Geistes, daß er jene Schicksalsmacht, sobald sie ihm unterschieden von den Göttern ins Bewußtsein trat, auch gleich zu personifizieren bereit war. Bald wurde sie als e i n e Gottheit, doch in unbestimmter nebelhafter Form, gedacht wie die homerische Αἶσα; bald teilte sie sich in mehrere, meistens drei Personen, welch letztere Scheidung in die Urstätten menschlicher Kultur zurückreicht. Ich erinnere nur an die griechischen Moiren, die Töchter der Nacht oder der Not, welche den Lebensfaden der Sterblichen spinnen, Klotho, Lachesis und Atropos; ihnen

entsprechen die römischen Parzen, die romanisch-keltischen Feen und die Nornen der germanischen Mythologie. Doch vermögen auch diese Personifikationen die mythologische Spekulation nicht dauernd zu beruhigen; gar häufig sind diese Göttinnen mehr die Kennerinnen und Verkünderinnen des Schicksals als dessen Herrinnen, und auch über sie hinaus weicht das Prinzip der Weltordnung in unnahbare, geheimnisvolle Ferne.

Die Nornen heißen Töchter der Riesen, stammen also aus dem den Göttern feindlichen Geschlecht. Sie wohnen auch fern den Göttersitzen zu den Füßen des Weltbaums, der mit Wurzeln, Zweigen und Wipfel die ganze Schöpfung umfaßt, und tränken ihn aus den Quellen des Lebens. Ihre Namen sind Urdh, Verdhandi und Skuld — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; so geben sie sich deutlich als die Gottheiten der Zeit zu erkennen, welcher ebensowohl das kleine Dasein der Menschen als das große Leben der Welt und der Götter unterworfen ist. Wie Moiren und Parzen spinnen oder weben sie jedem einzelnen sein bestimmtes Lebensmaß. So kommen sie in der Nacht, da Helgi geboren wird, in die Königsburg und weben sein Los aus goldenen Fäden. So treten sie als weissagende Frauen an Nornagests Wiege; die beiden älteren verheißen dem Knaben Glück, die dritte aber bestimmt ihm, daß er nicht länger leben solle, als die neben ihm brennende Kerze währe. Da löscht die älteste das Licht und gibt die Kerze der Mutter in Verwahrung, und Nornagest trägt sie in seiner Harfe lange Jahre, Jahrhunderte mit sich, bis er lebensmüde das Licht entzündet und ruhig, erinnerungsreich in die erlöschende Lebensflamme schaut. Hier ist also, wie in so vielen Sagen und Märchen, eine der Schicksalsschwestern dem Kinde feindlich gesinnt. Als die mächtigste und heiligste unter den drei Nornen aber wurde die älteste, die Norne der Vergangenheit Urdh, niederdeutsch Wurth, verehrt. Ihr Name galt noch weit in christliche Zeiten herein für das persönlich gedachte Verhängnis;

so heißt es in christlicher Dichtung des 9. Jahrhunderts von Sterbenden: die Wurth stand ihm zu Handen, die Wurth nahm ihn hinweg; wie im angelsächsischen Beowulf von dem todwunden Helden gesagt wird: ihm war Wyrd ungemessen nah, welche den Greisen grüßen wollte, und scheiden das Leben vom Leibe. Wie bei den Griechen Atropos, so verwaltet also auch bei den Germanen die älteste Schwester das Amt der Todesgottheit.

Der Tod aber, dieses ernsteste, verhängnisvollste Schicksal, ließ sich mit dieser einen Gottheit oder Göttergruppe nicht genügen. Es war für die heidnische Religion, wie für die christliche, das Sterben nur Wechsel, nicht Ende des Daseins. Der natürliche Selbsterhaltungstrieb wirkte über die Vernichtung des Leibes hinaus und nahm die Kraft seines Strebens unbefangen als Bürgschaft für die Gewißheit seines Ziels, und das Rätsel, mit dem der philosophische Gedanke durch Jahrtausende rang, war für die naive Weltanschauung gelöst, ehe es sich zu knüpfen vermochte. An den Grenzmarken des Lebens stand eine Schar göttlicher Gestalten, welche die Toten empfingen und ihre unsicheren Tritte zu neuen Wohnsitzen, zu neuer Tätigkeit geleiteten.

Die älteste Totengöttin ist Hel, die verhüllte Königin der Unterwelt, zu der ursprünglich wohl alle Gestorbenen fuhren. Ihr Name ging mit der Zeit auf ihr Reich über und wurde im Christentum die Bezeichnung für den Aufenthaltsort der Verdammten: mittelhochdeutsch helle, neuhochdeutsch Hölle. Für den heidnischen Glauben war das Land der Hel jedoch kein Strafort. Die Verstorbenen lebten dort ganz nach irdischer Weise, nur daß der eine nach Verdienst höher, der andere niedriger gestellt war. Hervorragenden Gästen bereitete die Königin sogar festlichen Empfang; da waren die Bänke mit Gold geschmückt, und reichlicher Met ward für das Gastmahl gebraut. Aber wenn auch kein Klagegeschrei unablässig Gequälter dort vernommen wurde, wie im griechischen Tartaros, so lastete doch über dem ganzen Totenreich die graue trübselige

Atmosphäre eines fröstelnden Spätherbsttages. Weit im Norden hinter tiefen dunklen Tälern lag es, der uralten Eis- und Nebelwelt benachbart, kalte Ströme durchfeuchteten das Land, und ohne Schmerz, aber auch ohne Freude brachten die Bewohner eintönige Tage dahin. In dieser Vorstellung von der Unterwelt nähert sich der todesverachtende Nordländer ganz dem lebensfrohen Griechen, der dem Schatten des Achill die trüben Worte in den Mund legt:

Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.
(Odyssee XI, 488.)

Allein auch bei diesem einen alle Verstorbenen umfassenden Totenreich blieb der Mythus nicht stehen. Die Verschiedenheit der Todesarten wurde auf verschiedene Götter zurückgeführt, und wie bei den Germanen jeder reiche Herr seinen Stolz dareinsetzte, eine möglichst große Schar freier Dienstmannen um sich zu sammeln, so wurden jedem einzelnen Gott die durch ihn ums Leben Gekommenen als Gefolge zugeteilt. So finden wir besonders gegen Ende des Heidentums eine ungemeine Mannigfaltigkeit in den Aufenthaltsorten der Toten. Nicht allein die Götter, sondern auch Riesen, Wichtel und Unholde halten sich in Wasser und Erde Hausgenossenschaften von getöteten Menschen.

An Umfang steht das Totenreich des Meeres allen voran. Dort war es die tückische Wassergöttin Ran, welche die Seefahrer mit Netzen in ihr Wellenhaus hinabzog, im Wettstreit mit ihren wilden buhlerischen Töchtern, die den ermattenden Schwimmer in ihre erstickende Liebesumarmung schlossen. Drunten in ihren Hallen war große ansehnliche Gesellschaft. Darum verteilte Fridjof in der Todesgefahr eines Seesturms das Gold seines Armrings, den er von Ingibjörg zum Geschenk erhalten, unter seine Gefährten, damit keiner ungeschmückt zum Gastmahl der

Meeresgöttin käme. (Maurer, Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum, II, 83.)

Doch über all diese bald mehr, bald weniger traurigen Stätten des jenseitigen Lebens glänzte hoch aus der Götterburg Walhalla der Wonnesaal der seligen Helden.

Als nämlich die germanischen Völker, aus ihren nördlichen und östlichen Sitzen aufgeschreckt, mit bewehrter Hand in unabsehbaren Schlachthaufen gegen Süden und Westen vorbrachen und wandernd, kämpfend, rastend und wieder kämpfend und wandernd gegen den Schauplatz der Geschichte herandrängten, um eine neue Welt zu schaffen, — da zog ihnen der alte König der Stürme, Wodan, als Kriegsgott voran und schwang sich, alle Götter überflügelnd, auf den Herrscherthron des Himmels, den in friedlicheren Tagen der felderbefruchtende Donnergott besessen hatte. Wenn die späteren euhemeristischen Geschichtschreiber des Nordens Odin als einen Zauberer auffaßten, der seine Mannen feite, daß sie als Berserker ohne Panzer in die Schlacht stürzten und wütend waren wie Hunde und Wölfe, daß sie vor Kampfgrimm in die Schilde bissen und stärker als Bären die Feinde vor sich niederschlugen, — so sagten sie von Odin nur die Wahrheit. Denn er war der Furor Teutonicus, die unersättliche Streitbegier, die frohlockende Siegesgewalt der germanischen Völker, welche auf blutgetränkten Schlachtfeldern die neuen Staaten Europas gründete. Wodan war der Erfinder der keilförmigen Schlachtordnung, mit der seine Söhne die Fugen des römischen Soldatenreiches zersprengten. Fortan wurden in der altdeutschen Sprache die Begriffe Schicksal und Krieg mit einem Wort urlac bezeichnet, und der Lenker der Schlachten stellte als oberster Schicksalsgott selbst die Nornen in Schatten. Seinem Dienst sich ausschließlich zu weihen, nahmen die freien Männer als adelndes Vorrecht für sich in Anspruch. Nach dem Tode in seine Gefolgschaft einzugehen, war das höchste ersehnteste Los. Er nahm die im Kampfe Gefallenen zu sich, und so galt der blutige, gewalt-

same Tod für den einzigen, der eines edlen Mannes würdig sei. Daher jauchzten die Kimbern, wenn sie in den Schlachtentod gingen, und jammerten, wenn sie auf dem Krankenbett sterben sollten (Valerius Maximus II, 6). Daher ließen sich Todkranke mit dem Speere ritzen, um sich so symbolisch dem Kriegsgott zu weihen; daher forderten alte lebenssatte Helden selbst Verwandte auf, mit ihnen zu kämpfen und ihnen so zu einem ehrenvollen Ende zu verhelfen; daher auch die uns unerträglich grausam dünkende Sitte der Heruler und anderer deutscher Stämme, die Alten und Gebrechlichen zu töten.

Wenn die Hel früher alle, selbst den speergetroffenen Gott Baldr, in ihr düsteres Reich gezogen hatte, so wanderten zu ihr fortan nur mehr die Strohtoten, die ruhmlos im Bette Dahingesiechten, die kleinen Seelen, die keine Heldentat getan, und je herrlicher sich Odins Halle vor der Einbildungskraft aufbaute, desto trauriger und furchtbarer verfinsterte sich nun die Wohnung der Hel. So schildert sie die jüngere Edda: ihr Saal heißt Ungeduld, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Faul ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bett Siechtum, ihre Teppiche glänzendes Elend. Sie selbst ist halb schwarz, halb menschenfarb, von grimmigem, schrecklichem Ansehen. — Ihr freudeloses Haus ist also nun zur Stätte des Grausens geworden, und wenn dieselbe Schrift versichert, daß Odin die guten Menschen sich auswähle, der Hel aber die bösen zugeteilt werden, so stehen wir bei der orientalisch-christlichen Scheidung von Himmel und Hölle.

Dem alten Luft- und Sturmgott Wodan war in der früheren Naturreligion eine lichte Schar regenspendender Wolkenfrauen zur Seite gestanden, den indischen Apsarasen entsprechend, welche die quellenden Wasser des Himmels bewahrten (Mannhardt, germanische Mythen, Berlin 1858, S. 80). Als sich aber der alte Naturgott zum Kriegs- und Schicksalsgott aufschwang, da kleideten sich auch jene

lichten Frauen in kriegerischen Schmuck und ritten mit ihrem Schutzherrn auf weißen Wolkenrossen über den wandernden Heeren, mit ihm Sieg und Tod, das Los der Schlachten, verteilend. Das sind die Walküren.

Das altnordische Wort lautet valkyrja, in der Mehrzahl valkyrjur, zusammengesetzt aus dem Substantiv valr, althochdeutsch wal, angelsächsisch wäl der Inbegriff der auf dem Schlachtfeld liegenden Toten, daher noch heute Walfeld, Walstatt, — und dem Verbum kiosa, althochdeutsch kiusan, kiesen, küren, erwählen. Valkyrja heißt also Totenwählerin. Im Althochdeutschen ist das Wort nicht überliefert, es müßte nach den Gesetzen dieser Sprache walachuria lauten. In einem altdeutschen Zauberspruch, der die Walküren erwähnt, heißen sie einfach idisî Frauen. In den Liedern der Edda tragen sie dagegen zahlreiche Beinamen: valmeyjar Totenmädchen, skialdmeyjar Schildmädchen, hialmmeyjar Helmmädchen, Odhinsmeyjar Odins Mädchen, ôskmeyjar Wunschmädchen, gleichbedeutend mit dem vorigen, denn Oski Wunsch ist ein Beiname des alle Güter verleihenden Odins. Odin selber heißt auch Valfödhr Walvater, Vater der Gefallenen. Meist erscheinen die Walküren truppweise; in voller Zahl bilden sie Odins Gefolge, gleichsam seinen weiblichen Kriegsstab; so kommen sie mit ihm zu Baldrs Leichenbrand; so sieht man sie scharenweise gerüstet zur Götterversammlung reiten. (Völuspâ 28.)

Eigentümlich ist ihnen eine heiße, unwiderstehliche Sehnsucht nach Fahrt und Streit. Wo Speere sausen und Wunden bluten, da ist ihre Heimat. In unermüdlicher Waffenfreude reiten sie von Schlacht zu Schlacht, und nirgends fehlen sie, wo Mann gegen Mann steht. Denn ihr Amt ist, die dem Tode Verfallenen auszuwählen, die zum Fortleben Bestimmten zu schützen, den Gang der Schlachten zu leiten und den Sieg zu verleihen. Wie sie dies vollbringen, ob durch rein geistigen Einfluß, ob durch physische Teilnahme am Kampf, ist nirgends deutlich gesagt. Einzelne Andeutungen sprechen sowohl für das eine wie für das andere: bald lähmen und

fesseln sie das zur Niederlage bestimmte Heer wie durch Zaubergewalt, bald senden sie selber die gellenden Speere. So nimmt auch Odin persönlich am Kampfe teil und erlegt die Todgeweihten mit eigener Hand, oder er schleudert seinen weithin schattenden Speer über die Schlacht, und alle fallen, über die er wegfliegt. (Grimm, Mythologie, 134.)

Die Erschlagenen aber, die sie erwählt, führen die Walküren zum Gastmahl Odins. Oben in der Götterburg steht ein herrliches Haus, geräumig mit 540 Türen; mit Speerschäften ist die Wand getäfelt, das Dach mit Goldschilden gedeckt; inmitten steht ein mächtiger, grünender Hallbaum; beleuchtet sind die Säle von Schwerterglanz; draußen vor ihren Toren schimmert ein goldener Wald. Das ist Valhöll — die Halle der Kampftoten. Auch dieses Wort ist im Altdeutschen nicht überliefert; es muß walahalla gelautet haben. Dort empfängt Odin die Erwählten, welche von den Walküren des Heldentodes gewürdigt wurden; einherjar ist ihr nordischer Name: vorragende göttliche Kämpfer. Wie die Walküren Odins Mädchen, so sind sie Odins Söhne und bilden seinen fröhlichen kriegerischen Hofstaat. Bald erfreuen sie sich an Kampfspielen, bald ruhen sie friedlich in Odins Saal beim köstlichen Eberschmaus, und wie in den Hallen der irdischen Gefolgsherrn die edlen Frauen die Bänke entlang gingen und im geschmückten Horn den selbstgebrauten Met den Männern spendeten, so wandeln um Odins Tafel die Walküren, des Schenkenamtes waltend. Odin aber thront auf dem Königssitz, seiner Helden sich freuend; zu beiden Seiten liegen seine Wölfe, die er mit dem ihm vorgelegten Fleische füttert; denn er selber nimmt keine Speise, seine einzige Kost ist Wein. — So verfließt ein Tag wie der andere in ewig neuem Ergötzen, in Wonnen, die keine Sättigung erlöscht.

Daher hieß: sterben in der Schlacht — zu Odin fahren; daher hieß: einen Gegner töten — ihn zu Odin weisen, und wahrlich mit heiterem Mut mochte ein nordischer Held der Entscheidung entgegengehen, ob ihm die Ehre des Sieges

oder die Freude Walhallas bestimmt sei. Neidlos konnte der Unterliegende dem Sieger seinen Ruhm gönnen; denn die Todeswunde war eine Einladung Odins, ein Werk, ein Geschenk der Walküren. Darum konnte Ragnar Lodhbrok seinen Todesgesang mit den Worten schließen: Begierig bin ich nun zu enden; heim laden mich die Walküren, die aus des Himmels Halle Odin mir gesendet; freudig werd' ich mit den Göttern auf dem Hochsitz trinken. Zerronnen sind des Lebens Stunden — lachend will ich sterben!

Schöner ist wahrlich der Tod niemals gedacht worden als in Gestalt dieser scharfäugigen Jungfrauen, welche auf weißen Rossen, in wehenden Kampfgewanden, den Goldschild vor der Brust, den Goldhelm auf den Locken, mit geschwungenem Speer durch die Lüfte reiten. Man vergleiche nur damit die verwandten Figuren anderer Mythologien, wie die geflügelten, zungausreckenden Dämonen auf etrurischen Bildwerken, welche, zwischen Kämpfenden dargestellt, nach den Gefallenen haschen, oder die griechischen Keren, die Schicksalsgottheiten der Schlacht, welche den einen vor Wunden schützen, den andern entseelt fortziehen an den Füßen, und von denen Hesiod in dem Gedicht: Der Schild des Heracles (V. 248 ff.) folgendes abschreckende Bild entwirft:

Hinter den Reihen (der Kämpfer)
Standen die finsteren Keren und knirschten mit blinkenden Zähnen,
Furchtbar gräßlichen Blicks, vom Blute gefärbt; unnahbar
Stritten sie dort um die Fallenden sich; und alle gelüstet's
Gierig nach schwärzlichem Blut; und wen sie am ersten gefunden,
Liegend oder noch eben im Sturze sich wälzend — da warf dann
Jede die mächtigen Krallen an ihn, indessen zum Hades
Stieg in des Tartaros Schauer der Geist. Doch wenn sie das Herz nun
Satt getrunken von Blut, so stießen die Leiche sie rückwärts
Und durchrasten aufs neue das Schlachtgetümmel der Männer.

Wie nahe stehen diese Unholde den leichenzerfleischenden

Dämonen der Inder und den Vampiren der Slawen, wie ferne dem germanischen Götterideal des Heldentodes!

Doch zeigen sich uns auch die Walküren, namentlich in den späteren Zeiten, in minder strahlender Gestalt. Es kann bei der Flüssigkeit und Widersprüche nicht beachtenden Wandelbarkeit der mythischen Anschauungen nicht verwundern, daß die Walküren bald nur als Dienerinnen und Botinnen des Kriegsgottes, bald als selbständige Lenkerinnen der Schlachten erscheinen. Im letzteren Falle treten sie als Schicksalsgöttinnen den Nornen zur Seite. Sie unterscheiden sich dann von diesen nur durch die Einschränkung ihres Gebiets. Den Nornen als allgemeinen Schicksalsmächten kam ursprünglich auch die Entscheidung über das Kriegsglück zu; daher ihnen auch in den Überlieferungen die Wölfe, die Hunde des Walfelds, als Begleiter beigegeben sind. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man die Walküren nur als eine Besonderung und Vervielfältigung der alten Schicksalschwestern betrachten. Die Dichter heißen sie geradezu Odins Nornen, und unter ihnen stimmt eine im Namen mit der jüngsten Norne Skuld überein, welche beide auch, wenigstens in späterer Zeit, für identisch gehalten wurden. Durch diese Berührung mit den alten Riesentöchtern erhielt der Charakter der Walküren eine ernstere, düstere Seite. Auch ihnen wurde das Spinnen und Weben der Geschicke beigelegt, und in welch grauenvoller Weise sich die wilde, ungeheuerliche Phantasie der letzten Heidenzeit diesen Vorgang dachte, zeigt eine Sage, welche sich an eine um Ostern des Jahres 1014 von norwegischen Wikingen in Irland geschlagene Schlacht knüpft (Nials Saga c. 158): Damals sah ein Mann auf einsamem Gange, wie zwölf Weiber nach einem Hause ritten und darin verschwanden. Er ging herzu, schaute durch ein Fenster und sah, daß die Weiber drinnen in der Kammer ein Gewebe gespannt hatten. Aber nicht Hanf war der Stoff, wie bei den Moiren, nicht Wolle wie bei den Parzen, Menschengedärme waren Garn und Einschlag, Menschenhäupter dienten als Gewicht-

steine, Schwerter als Spule, Pfeile als Kamm. Dabei sangen sie ein schauerliches Lied voll Weissagung kommenden Leides. Darin hieß es:

Winden wir, winden wir das Gewebe der Schlacht,
Da wo die Waffen kampftüchtiger Männer gehn.
Laßt uns hier nicht mit Leben geizen!
Die Walküren haben der Toten Wahl.

Als sie geendet hatten, rissen sie das Gewebe von oben herab in Stücke, und jede behielt das, was sie festhielt. Da trat der Mann vom Fenster zurück; die Weiber aber stiegen auf ihre Rosse und ritten von dannen, sechs nach Süden und sechs nach Norden. — Hier sehen wir also am Ende des Heidentums die strenge Schönheit der Schlachtjungfrauen ins Grausige verdüstert und die völlige Entstellung vorbereitet, welche sie im Hexen- und Teufelsglauben der christlichen Zeit erleiden sollten.

Wie diese Seite der Walkürennatur auf spätere Phasen der Mythologie hinweist, so reichen andere Züge derselben rückwärts in uralte Zeit hinauf. Das sind die Erinnerungen an ihren früheren Stand als Himmels- und Wolkengöttinnen. Ihre Rosse, mit denen sie Wind und Woge reiten, aus deren geschüttelten Mähnen Tau in tiefe Täler träuft, Hagel auf hohe Bäume, die Felder befruchtend, — sie geben sich noch deutlich als Bilder der W o l k e n zu erkennen. Aber auch sie selber tragen noch die Spuren ihrer älteren Bedeutung. Es ist eine allen Mythologien gemeinsame Annahme, daß die Götter in jeglicher Gestalt erscheinen können, die ihnen beliebt, welche Gabe der Verwandlung bekanntlich auch bevorzugten oder zauberkundigen Menschen zugeschrieben wurde. Doch innerhalb der freien Gestaltenwahl findet sich bei einzelnen Göttern eine Vorliebe für ganz bestimmte Verwandlungen, und zwar in der Regel für die Gestalt der ihnen heiligen Tiere. Auch die Walküren pflegen Gestaltentausch; ihr heiliges Tier ist der S ch w a n , der wandernde Wassergast, der Lieblingsvogel der Seen und der Wolken. Selbst in-

mitten ihrer kriegerischen Tätigkeit ist ihnen das alte Verwandtschaftsgefühl zu dem schönsten Wellenbewohner verblieben, und über der goldenen Rüstung haben sie das weiße Federkleid nicht vergessen. Als Schwäne kommen sie zu stiller Stunde nach einsamen Waldseen geflogen, legen am Ufer die Federhemden ab und baden den schimmernden Leib in der dunkeln Flut. So vereinigt sich im Wesen der Walküren Kühnheit und Lieblichkeit zu einem unvergleichlich poetischen Bilde, und mit dem Sonnenglanz epischer Klassizität wechselt auf ihren edlen Stirnen das Mondlicht märchenhafter Romantik. Jener einsame Wald, zu dem die Schwanjungfrauen geflogen kommen, ist die Blütenstätte reicher, wundersamer Sagen. Wem der glückliche Raub gelingt, der badenden Schwanjungfrau ihr abgelegtes Federhemd zu entwenden, in dessen Gefangenschaft ergibt sich die Hilflose und folgt ihm ins Haus als sein treues Weib. Doch muß er das Federhemd wohl vor ihr bewahren; denn wenn sie es wieder in ihre Gewalt bekommt, dann erwacht in ihr die alte unwiderstehliche Sehnsucht nach dem freien Leben der Lüfte, nach dem Kampf der Männer und der Schwestern fröhlicher Gemeinschaft, — und sie verläßt Gemahl und Kind auf Nimmerwiedersehen. Solches erzählt der schöne Anfang des isländischen Lieds von Wieland dem Schmied: Es waren drei Brüder, Söhne des Finnenkönigs; die schritten auf dem Eise und jagten das Wild. Sie kamen nach dem Wolfstal und bauten sich da Häuser. Da ist ein Wasser, der Wolfssee genannt. Früh am Morgen fanden sie am Ufer drei Frauen, die spannen Flachs; bei ihnen lagen ihre Schwanhemden; es waren Walküren. Die Brüder führten sie heim, und sie wohnten sieben Winter beisammen. Da flogen die Weiber, Kampf zu suchen, und kamen nicht wieder.

Das Federkleid haben die Walküren mit der Göttin der Liebe, mit Freyja, gemein, welche unter dem Namen Valfreyja als kriegerische Todesgöttin neben Odin tritt, mit

ihm in die Zahl der Gefallenen sich teilend, und damit selbst als die oberste Walküre erscheint.

Noch bleibt eine den Walküren sich nähernde Gattung mythischer Wesen zu erwähnen. Als Beschirmerinnen der Helden berühren sie sich mit den Schutzgeistern der einzelnen Menschen. Nach nordischem Glauben wurde nämlich mit jedem Kind ein geistiges Wesen geboren, das mit ihm erwuchs und ihm auf allen Lebenswegen ratend und warnend folgte. Daher hieß dieser Doppelgänger der menschlichen Seele Fylgja Folgegeist. Er wurde in der Regel in Tiergestalt gedacht: der Schutzgeist eines tapferen, angesehenen Mannes erschien als Adler, Stier, Bär oder Wolf, der eines Listigen als Fuchs, der einer schönen Frau als Schwan. Eigentlich aber war er ein übernatürliches Wesen weiblichen Geschlechts, das sich auch zuweilen in dieser seiner wahren Gestalt zeigte. (Maurer, Bekehrung II, 67.)

Für Menschenaugen war die Fylgja übrigens fast immer unsichtbar; ihre Erscheinung galt als todverkündend. Nicht bloß die einzelnen Individuen, sondern auch ganze Familien und Geschlechter hatten ihre Folgegeister, und ein solcher lebt noch in der Sage von der weißen Frau, welche bis auf unsere Zeiten in fürstlichen Häusern gespensterhaft und todverkündend umgeht. Von der Schutz gewährenden Walküre unterschied sich die Fylgja vornehmlich dadurch, daß sie von Natur an ihren Schützling gebannt war, während die Walküre aus freier Wahl oder auf Odins Geheiß dem Menschen ihre Hilfe zuwandte.

Das Verhältnis der Walküre zu dem von ihr in Schutz genommenen Helden war ein zu anziehender Stoff für die dichterische Phantasie, um nicht in Sage und Lied vollere Blüten zu treiben. Der eigentliche Boden für die Entfaltung dieser poetischen Motive war die Heldensage, wo sich ältere Mythen, deren religiöse Bedeutung im Volksgefühl erloschen war, mit historischen Erinnerungen verschmolzen und frühere Götter und Göttinnen als Heroen und Heroen-

frauen unter die geschichtlichen Helden sich mischten. Da wurden nunmehr auch sterbliche Jungfrauen edlen Stammes der Walkürenwürde teilhaftig und übten im Dienste des Kriegsgottes das Lenkeramt der Schlachten. Solche aus menschlichem Stamm entsprossene Walküren waren schon die erwähnten Schwanmädchen Wielands.

Diese Fiktion stand mit dem wirklichen Leben keineswegs in Widerspruch. Denn wenn auch die Wirksamkeit der germanischen Frauen vorzugsweise auf den Frieden des Hauses beschränkt war, so teilten sie doch naturgemäß die streitlustige Begeisterung ihrer Zeit und trugen in zarter Brust einen heldenhaften Sinn. Nur nach seiner kriegerischen Tüchtigkeit schätzten sie den Mann. Sie waren die Kampfrichterinnen, in alten Zeiten oft auf dem Schlachtfeld gegenwärtig; in ihrem Lobe ruhte des Helden Ehre, in ihrer Verachtung des Feiglings Schmach. Die Furcht vor dem Spotte der Frauen hat schon in der Heroenzeit manchen Mann in den Heldentod getrieben, wie ihre Liebe später in den Glanztagen des Rittertums die Seele der Tapferkeit war. Oftmals vernimmt man in den Heldensagen, wenn Männer vor drohender Übermacht gewarnt werden, Antworten wie die des greisen Wölsung: Nicht sollen die Mädchen meinen Söhnen beim Spiele vorwerfen, daß sie sich vor dem Tode fürchteten! Wie wählerisch in dieser Rücksicht die edleren Frauen selbst im geselligen Verkehr mit den Männern waren, das zeige aus vielen ein einziges Beispiel (Egils Saga c. 48).

Der isländische Wiking Egill wurde in Schweden eines vornehmen Mannes Gast. Als die Zeit des Nachtmahls herankam, ließ der Wirt die Fremden um die Sitze losen: je ein Mann und eine Frau sollten zusammen trinken, soweit es ausreiche, die übrigen aber für sich. Da bestimmte das Los, daß Egill neben der schönen jungen Tochter des Wirts sitzen sollte, und als das Mahl bereit war, setzte sich der Wiking auf den Stuhl der Jungfrau, der für beide Raum hatte. Das Mädchen aber trat vor ihn und sang herausfordernd: Was

willst du, Jüngling, auf meinem Sitze? Selten gabst du wohl warme Speise dem Wolf. Allein will ich sein beim Mahle. Nie hörtest du noch den Raben im Herbst über Erschlagenen schrein; nie warst du, wo die Schwerter, die muschelscharfen, zusammenstießen. — Der junge Held aber faßte sie bei der Hand, setzte sie neben sich nieder und erwiderte ihre Weise: Gezogen bin ich oft mit blutiger Klinge und mit sausendem Speer, daß die Raben mir folgten. Hart war der Kampf gegen die Helden der See. Aber Verderben schufen wir im Zorn: Feuer rann um die Wohnsitze der Menschen, und unter Burgtoren legten wir blutige Männer zum Schlaf! — Nun erst trank die Jungfrau mit ihm und wurde freundlich.

Wir haben hier zugleich eine Probe von der schlagfertigen poetischen Improvisation, welche im Norden zur feineren Bildung gehörte.

Doch nicht allein in der Gesinnung, auch in der Tat waren die Frauen der Heldenzeit die ebenbürtigen Genossinnen der Männer. Auch ihnen war die Führung der Waffen nicht fremd, und von den Weibern des Kimbern- und Teutonenzugs an, welche, in der Schlacht um die Wagenburg geschart, Fliehende und Verfolger mit Äxten niederschlugen, mit bloßer Hand den Römern die Schilde entrissen und in die Schwerter griffen, ist die Geschichte reich an Beispielen vom Heldenmut germanischer Frauen. Oftmals verteidigten sie in Abwesenheit der Männer ihren Herd siegreich gegen feindlichen Überfall. Von einer solchen Großtat erhielten die Weiber der schwedischen Landschaft Smaland das Recht, in Helm und Brustharnisch auf der Brautbank zu sitzen und sich zur Hochzeit Kriegsmusik spielen zu lassen. (Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, S. 42.)

Aber wenn auch die Geschichtschreiber keine dieser Tatsachen überliefert hätten, würde uns doch der Anteil des weiblichen Geschlechts am Kampfleben der Germanen in redenden Denkmälern, in den alten Frauennamen, unwiderleglich bezeugt sein. Es war allezeit Sitte, dem neugeborenen

Kind einen Namen guter Vorbedeutung ins Dasein mitzugeben. Was lag der kriegerischen Phantasie der waffendröhnenden Wanderzeit näher, als den Mädchen, welche dereinst die Bräute und Mütter von Helden werden sollten, die glückverheißenden Namen der Schlachtjungfrauen beizulegen? Wie hätten sich aber diese Namen in solcher unerschöpflichen Fülle verbreiten und befestigen können, wenn nicht auch in den Frauen der Heldengeist gewirkt hätte, der jene Ideale geschaffen? In der Tat beziehen sich die meisten weiblichen Namen des germanischen Altertums auf den Krieg und sind fast alle geradezu Walkürennamen. Es sind ebensoviele Ehrenzeichen des Geschlechts, welche sich aus grauer, unbekannter Vorzeit durch Jahrhunderte vererbt und teilweise, freilich als unverstandene Klänge, bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wer von den Walküren spricht, darf an diesen merkwürdigen Frauennamen nicht vorübergehen, und so mag mir vergönnt sein, aus dem unermeßlichen Schatz eine kleine Auswahl vorzulegen.

Für den Begriff: göttliche Jungfrau hatte der Norden ein eigenes Wort Thrudhr, hochdeutsch Drût, und so hieß auch eine mythische Walküre der Edda. Dieses Wort findet sich in Frauennamen überaus häufig, z. B. Hrôddrût Ruhmesjungfrau, Rohtraut; Golddrût Goldjungfrau; Regindrût Frau voll göttlicher Weisheit; Drûdflât schön wie eine Walküre; damit zusammengesetzt ist auch der männliche Name Drûtwin, Freund der Götterfrauen, Walkürenliebling, im Neuhochdeutschen mißverständlich umgebildet in Trautwein.

Am zahlreichsten in den Frauennamen sind die Worte hilt oder hilde, gund, hadu, wîg, badu — alles Synonyma mit der Bedeutung Kampf. Der wichtigste und verbreitetste dieser Namen ist Hild, Hilde, die Personifikation des Kriegs; so heißt eine der berühmtesten Walküren des Nordens. Daher der Ausdruck für Streit beginnen — die Hild erwecken; daher hieß in der Skaldensprache das Schwert — die Flamme der Hild; die Schlacht — das Spiel der Hild. Von Gefallenen

sagten die Angelsachsen: Hild nahm sie hinweg. Nach ihr hieß in den Niederlanden die Milchstraße als der Weg, auf dem die Walküren die gefallenen Helden in den Himmel geleiten, Vroneldenstraet Frau Hilden Straße. (Grimm, Myth. 263.) Im Norden ist sie der Mittelpunkt einer großartigen Sage, welche unserem Gudrunlied zu Grunde liegt: sie heißt dort die Tochter König Högnis und wird von König Hedhin geraubt. Der zürnende Vater segelt dem Entführer nach und holt ihn an der Nordspitze Schottlands auf einer der Orkaden ein. Wie die Heere schon in Schlachtordnung stehen, bietet Hedhin seinem Schwiegervater die Hand zur Versöhnung. Aber dieser erwidert: Zu spät kommt der Vergleich; denn nun habe ich mein Schwert gezogen, der Zwerge Meisterstück, das eines Mannes Tod verlangt, so oft es entblößt wird. So beginnt die Schlacht und dauert den langen Tag; des Abends aber lagern die Könige bei ihren Schiffen. Unterdessen geht Hild über das Walfeld und weckt alle Toten mit Zaubersprüchen, und ungeschwächt nehmen beide Heere am Morgen den Kampf wieder auf. So geht es fort einen Tag um den andern; jeden Morgen springen die Toten wieder empor, und dieser Kampf wird währen bis ans Ende der Welt. — Trotz der menschlichen Verhältnisse, in welchen Hild hier auftritt, ist die alte Kriegsgöttin leicht zu erkennen, die Personifikation der unermüdlichen Streitgier, der ewig fortwütenden Blutrache. Ähnlich erzählte man im Volk noch lange von der großen Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern im Jahr 451, daß die Geister der Erschlagenen noch drei Tage in den Lüften gekämpft hätten, bekanntlich der Gegenstand einer der genialsten Kompositionen Kaulbachs.

Von den unzähligen Zusammensetzungen des Namens Hilde nenne ich nur Hildegart Kampfburg; Hildedrût Kampfjungfrau; das fränkische Chlothilde Ruhmeshilde, Ruhmeskampf; Werhilt Männerkampf, genau entsprechend dem griechischen Andromache; Mahthild mächtige Hilde, Machtkampf, jetzt Mathilde; endlich Thusnelda, von J. Grimm

erklärt als Thursinhilda Riesenhilde, wohl ursprünglich der Name einer Walküre, welche am Krieg der Götter gegen die Riesen teilnahm.

Ein anderes Wort für Kampf ist g u n d ; daher Adelgund, Chunigund beides Geschlechterkampf, wohl ursprünglich der Name einer bestimmte Geschlechter beschützenden Schlachtjungfrau; Gundiflât, Gundifledis die Kampfschöne; der nordische Name Gudhrun Kampfrune, die zum Streite aufreizt, ein echter Walkürenname; dann beide Worte für Kampf zusammengesetzt in Hildegund und Gundhild oder Gunild.

Ein drittes Wort für Kampf ist h a d u in Hadumôt Kampfmut, Hadulind Kampfschlange. Ein viertes ist w î g, daher Wigdrût Kampfjungfrau, und wieder die gleichbedeutenden Worte zusammengesetzt in Gundwîg und in Haduwîg, Hedewig. Endlich ein fünftes Synonym badu in Baduhild Bathilde.

Die W a f f e n der Walküren erklingen in den Frauennamen Eckihild Schwerthilde; Gêrhild Speerhilde, Gêrlind Speerschlange, Gêrflât, Gerfledis die Speerschöne, Gêrdrût Speerjungfrau, Gisilberhta, davon die Koseform Gisela. Von der Rüstung brunnja ist Brunnihild Brunhild genannt, die gepanzerte Hilde; vom Eisenkleid Isanhild, Isangart Eisenburg. Vom Helme grîma trägt Grîmhild den Namen.

An die L i e b l i n g s t i e r e der Schlachtjungfrauen, die Räuber der Walstatt, erinnern die Namen Wulfhild, Wulfgund; Arindrût Adlerjungfrau, Arhild, Adlerhilde; Ramedrût Rabenjungfrau.

Von der Kühnheit und Kampfgewandtheit der Walküren heißen Frauen Gêrswind die Speerschnelle, Ellanswind die Kraftschnelle, Sigibalda die Siegeskühne; von ihrer Streitlust Wilihild, Wiligund die Kampfbegierige. Von ihrer Besorgung und Beratung der Heere kommt Herrât Heeresrat; von ihrer schützenden, bergenden Macht Herburg Heeresburg, Hadeburg, Hildeburg, beides Kampfburg; Liutberga Volksbeschützerin, Gêrberga Speerbeschützerin; von ihrem Geschenke,

dem Sieg: Sigburg, Sighild, Sigiwîc, Sigilind Siegelschlange, Sigrun Siegesrune, Siegzauber wirkend, Sigidrût Siegesjungfrau. Von ihrem Amt als Totenwählerinnen stammen noch die Namen Valdîs Totengöttin, Walburg, Walburgis Totenbergerin. Nach den streitschlichtenden, friedestiftenden Walküren nennen sich Fridihild, Friduwîc, Fredegund.

Auch ihr Schwan ist verewigt in Swanahild Schwanhilde; ihre Liebe zu Wasser und Wald schuf den Namen Wâchilde Wogenhilde, Scôhhild Waldhilde; ihre Wolkenheimat verrät sich in den Namen Wolchandrût Wolkenjungfrau, Wolchangart Wolkenburg, Himildrût Himmelsjungfrau, und alte Naturbeziehungen klingen geheimnisvoll an in Sunnihild Sonnenhilde, Demarhild Dämmerhilde, Osterhild und Winterhild. (Müllenhoff, Nordalbingische Studien, Kiel 1844 I, 210 ff.)

Nach alledem möchte die Vermutung naheliegen, daß die Heldensage nur die Wirklichkeit widerspiegle, wenn sie den himmlischen Schlachtjungfrauen einen Stand kriegerischer Schildmädchen auf Erden entsprechen lasse. Doch hievon findet sich in den historischen Überlieferungen keine Spur. Das einzige geschichtliche Ereignis, woran sich Erzählungen der Chronisten von Schildmädchen knüpfen, ist die Brawallaschlacht im 8. Jahrhundert, in welcher der alte dänische König Harald Hilditönn gegen seinen Neffen Sigurd Hring, König von Schweden, Sieg und Leben verlor. In Haralds Heer befanden sich nach den Berichten drei ebenso tapfere als schöne Schildmädchen; die eine hieß Heidhr oder Hetha aus Schleswig, die zweite Webjörg aus Gotland, die dritte Wisma; diese trug Haralds Banner, und ihr folgte ein großes Heer Wenden. Sie teilten nach mannhafter Gegenwehr das Los des unterliegenden Heeres: Webjörg wurde von einem Pfeil durchbohrt und der Bannerträgerin Wisma von einem wilden Berserker die linke Hand mit der Fahne abgehauen. — Allein, wenn man auch für diese Wisma die Tatsache geltend machen kann, daß bis ins 16. Jahrhundert herein Friesen und Ditmarsen

ihre Fahne gerne der Hand eines Mädchens anvertrauten, das im Falle des Sieges der heiligen Jungfrau ewiges Magdtum gelobte*), so können jene Erzählungen doch nicht als historische Quellen gelten, da sie offenbar der dichterischen Sage entnommen sind und sogar den Kriegsgott Odin selbst als Wagenlenker des blinden Königs Harald an der Schlacht teilnehmen lassen.

Wie die Amazonen des klassischen Altertums, welche, wenn man sie nicht auf die theokratisch herrschende weibliche Priesterschar eines asiatischen Kults zurückführen will, in mythischer Dämmerung sich verlieren, so weichen auch die nordischen Schildmädchen vor der geschichtlichen Forschung ins Reich der Sage zurück, ihrer uralten glänzenden Heimat.

Dort erscheinen sie als reine Jungfrauen, meist königlichen Bluts, welche, dem Odin geweiht, wie die unsterblichen Walküren Wind und Woge reiten. Aber göttlicher Selbstgenügsamkeit unteilhaftig, senden sie Blicke menschlicher Sehnsucht aus den unfruchtbaren Lüften zur blühenden Erde zurück, und im rauhen Dienste des hartherzigen Kriegsgottes bewahren sie die Frische und Schmiegsamkeit des weiblichen Gemüts und die glühenden Gefühle der Jugend. Dieser menschliche Vorzug bringt sie mit ihrem göttlichen Amt in tragischen Konflikt. Denn er beschränkt ihre allgemeine pflichtgemäße Wirksamkeit auf den schönen Egoismus der Liebe. Ein Held ist's, dem sie vor allen ihren Schutz verleihen, und der ist die Wahl ihres Herzens. In ihm vergessen sie Odins Huld und die lichten Scharen der Schwestern; ihm ergeben sie sich rückhaltlos mit der Unbefangenheit reiner Naturen. Aber nur kurze Zeit genießen sie dies verhängnisvolle Glück; denn es ist, als ob Odins Fluch auf der abtrünnigen Schildjungfrau laste: sie und ihr Geliebter finden jähes Herzeleid und frühen Tod.

---

*) Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen, herausgeg. von Dahlmann, Kiel 1827. I, 470. Bolten, Dithmarsische Geschichte, Flensburg 1784. III, 146.

Rührend entwickelt ist dieses Verhältnis in den eddischen Liedern von Helgi, dem Bruder des nordischen Siegfried: Helgi war König Sigmunds Sohn von dem berühmten Geschlecht der Wölsungen. Ihn liebte die Walküre Sigrun, König Högnis Tochter, und beschirmte ihn im Krieg lange, ehe er es wußte. Als er eines Tages nach siegreicher Schlacht unter dem Adlerstein saß, da kam ein Lichtglanz von dem nahen Berg, und aus dem Lichtglanz brachen Wetterstrahlen: dort ritten Helmjungfrauen durch die Himmelsau; ihre Brünnen waren mit Blut besprengt, und Strahlen standen still auf den Speeren. Helgi lud die Jungfrauen zum Mahle; aber vom Roß herab, den Lärm der Schilde stillend, sprach Sigrun, Högnis Tochter: Anderes Geschäft haben wir hier, als mit euch zu trinken. Mich hat mein Vater dem König Hödbrodd angelobt; ich aber weigerte mich und verdarb ihm den alten Lieblingswunsch. — Damit zog sie Helgis Hand an ihr Herz, und küßte den Helden unter dem Helme. — Denn nach deiner Huld sehnt sich mein Sinn. Aber der Fürst wird nach wenigen Nächten kommen, mich zu holen, wenn du ihn nicht zum Kampfe rufst oder mich, die Braut, entführst. — Da sprach Helgi in aufglühender Liebe: Besorge du nicht deines Vaters Zorn, noch den bösen Sinn deiner Verwandten! Mit mir wirst du leben, ich liege denn tot. — Goldgeschenke sandte er durchs Reich und entbot alle seine Mannen zur Heerfahrt. So fiel er mit großer Macht in König Högnis Land und führte einen blutigen Kampf gegen den Vater und den Bräutigam Sigruns. Aus den Lüften kam die Helmbewehrte, ihren Helden zu schützen, und es wuchs der Speere Getös. Aber als der Sieg für Helgi entschieden war, da lag neben Hödbrodd auch der alte König Högni und ein Bruder Sigruns unter den Toten. Dag, ihr zweiter Bruder, wurde verschont und schwur den Wölsungen Frieden. Sigrun ging über das Walfeld und beglückwünschte Helgi mit weinenden Augen: Ins Leben möcht' ich rufen, die dahingegangen sind, und doch zugleich an deiner Brust mich bergen! —

Darauf nahm Helgi Sigrun zur Gattin, und sie gebar ihm Söhne. Aber ihrem Bruder Dag ließ der tote Vater keine Ruhe; die Pflicht der Blutrache wirkte stärker als der geschworene Eid. Er weihte den Helgi dem Odin, und dieser lieh ihm seinen nie fehlenden Speer. Damit erschoß er Helgi im Wald. Dann kam er nach Sevafjöll in die Königsburg und meldete, was er getan:

Schwer fällt es mir, Schwester, dir Leid zu sagen!
Gezwungen war ich, dich weinen zu machen.
Mir erlag diesen Morgen zu Fjöturlund
Der beste König, der auf Erden war,
Der den Helden siegreich auf dem Nacken stand.

Da rief Sigrun:

So mögen dich alle die Eide schneiden,
Die du dem Helgi geschworen hast!
Nicht fahre das Schiff, das unter dir fährt,
Und weht auch dahinter günstiger Wind!
Nicht renne das Roß, das unter dir rennt,
Und folge dir auch der Feind auf den Fersen!
Nicht schneide das Schwert, das du schwingst im Kampf,
Es singe denn dir selber ums Haupt!
Dann würde mir Rache für Helgis Tod,
Wenn zum Wolf du würdest in den Wäldern draußen,
Des Gutes beraubt und bar der Freude,
Und keine Speise hättest als Leichenfraß.

Ihr erwiderte Dag:

Irr bist du, Schwester, und aberwitzig,
Daß du den Bruder mit Flüchen belädst.
Dieses Unheils waltete Odin allein,
Der zwischen Verwandte Zwistrunen warf.
Dir biet' ich als Bruder Goldringe zur Sühne,
Nimm das halbe Reich deinem Harm zur Vergeltung,
Schmuckprangende Frau, für dich und die Söhne!

Doch Sigrun klagte:

Nicht sitz' ich mehr selig im Sevafjöll,
Nicht früh, nicht spät, daß das Leben mich freut,
Es breche ein Glanz denn aus des Königs Grab,
Und unter ihm trabe sein treues Roß,
Des Goldzaums gewöhnt, daß den Herrn ich umfinge.

So zagte vor Helgi in Zittern und Angst
Seiner Feinde Schar samt all ihren Freunden,
Wie vor dem Wolfe rennen in wilder Flucht
Die Geißen vom Berghang, des Grauens voll.
So hob sich Helgi aus der Helden Schar
Wie die edle Esche aus der Dornen Gestrüpp,
Wie der junge Hirsch von Tau benetzt;
Er wandelt weit vor anderem Wild,
Und gegen den Himmel glüht sein Geweih. —

Darauf wurde Helgis Leiche im Hügelgrab bestattet; ihn selbst aber hatte Odin festlich bei sich empfangen. Doch der untröstliche Jammer, die qualvolle Sehnsucht Sigruns störte des toten Helden Ruhe. Eines Abends sah Sigruns Magd viele Männer durch die Dämmerung zu dem Grabhügel reiten, darunter war Helgi selbst. Auf diese Kunde kam Sigrun in die Grabkammer und sah den Gemahl:

Nun bin ich so froh, dich wieder zu finden,
Wie die leichengierigen Habichte Odins,
Die das Walfeld wittern und warmes Fleisch
Oder tautriefend den Tag erglühn sehn.
Erst laß mich küssen den toten König,
Eh' du die blutige Brünne abwirfst.
Wie ist dein Haar, o Helgi, behangen mit Reif!
Wie trieft deine Brust von blutigem Tau!
Urkalt sind die Hände von Högnis Eidam:
Wie kann ich, Herr, dir Hilfe bringen? —

Durch dich nur, Sigrun von Sevafjöll,
Ist Helgi stets von Harmtau naß.
Du weinst, o Goldglänzende, grimme Tränen,
Du Sonnige, Südliche, ehe du schlafen gehst,
Und jede fällt blutig auf des Königs Brust,
Auf die feuchtkalte, begrabene, angstbeklommene.
Doch nun laß uns trinken köstlichen Trank,
Ging mir auch Land und Lust verloren!
Nun stimme niemand ein Sterblied an,
Sieht er meine Brust auch von Wunden bluten!
Denn zum Hügel kam die holde Braut,
Die Königstochter, zu mir, dem Toten.

Indessen machte Sigrun ein Lager zurecht und sprach:

Hier ist dir bereitet ein Ruhebette,
Ein sorgenloses, du Wölsungensohn.
Hier will ich dir schlafend am Busen liegen,
Wie ich dem lebenden Könige lag. —

Als der Morgen graute, nahm Helgi Abschied:

Zeit ist's nun zu reiten gerötete Wege,
Das fahle Roß auf den Flugsteig zu sprengen!
Westlich muß ich sein von der Wolkenbrücke,
Ehe der Hahn Walhallas das Siegesvolk weckt. —

Darauf ritt Helgi mit seinem Gefolge hinweg. Am andern Abend ließ Sigrun die Magd wieder am Hügelgrab wachen; aber Helgi kam nicht mehr. Da starb Sigrun bald hernach vor Jammer und Leid.

Ich brauche kaum zu sagen, daß wir in diesem Helgilied das älteste Vorbild von Bürgers Lenore vor uns haben. Auch der Glaube, daß Tote durch die Tränen der Überlebenden beunruhigt werden, ist in späteren Sagen und Märchen vielverbreitet. Diese beiden Vorstellungen von dem aus Walhalla zurückkommenden Geist und dem im Grabe liegenden und die Tränen empfindenden Leichnam werden übrigens in unserem Gedicht auf unklare Weise untereinander gebracht. Die poetische Kraft aber, welche das Ganze trägt, hat schon das skandinavische Altertum bewundert und nachgeahmt. Die Dichtung von Helgi ist das nordische hohe Lied der Liebe, welche triumphierend allen Widerstand der Welt und stärker als der Tod selbst das Grauen des Grabes überwindet, so daß, wie in Romeo und Julia, „das Gruftgewölb zur lichten Feierhalle" wird. So teuer waren dem Volk die Gestalten der Liebenden geworden, daß es sich nicht von ihnen trennen konnte und sie zweimal in der Sage wiedergeboren werden ließ. Das eine Mal fällt Helgi im Kampf, noch ehe die Walküre sein Weib wird; das andere Mal tötet er sie selbst in der Schlacht durch einen unglücklichen Schwerthieb, während sie in Schwangestalt singend über ihm schwebt.

Neben Sigrun ragt noch eine hohe Gestalt in düsterer Pracht aus den Reihen der Schlachtjungfrauen empor; das ist Brunhild, die berühmteste und besungenste von allen. In ihr verbirgt sich eine Göttin früherer Zeit, und ihr sagengeschichtliches Verhältnis zu Siegfried dem Drachentöter, einem einstigen Lichtgott, ist der Niederschlag eines uralten Mythus. Wir haben es jedoch nur mit der sterblichen Walküre zu tun, wie sie als Heldin der Dichtung in den älteren Siegfriedsliedern auftritt.

In vergangener Zeit lagen einst zwei Könige in Krieg. Der eine hieß Hialmgunnar; der war alt und der größte Heerfürst, und Odin hatte ihm Sieg verheißen. Der andere war jung und hieß Agnar, und dessen wollte sich kein Himmlischer annehmen. Er hatte aber früher einmal acht badenden Walküren die Schwanhemden geraubt, und eine davon, die zwölfjährige Tochter König Budlis, Brunhild, hatte ihm ihren Schutz geloben müssen.

Dessen eingedenk ritt sie ihm gegen Odins Willen in der Schlacht zu Hilfe, sandte den alten König in den Tod und gab dem jungen den Sieg. Darob entbrannte Odin in heftigem Zorn und bestimmte ihr, daß sie fortan nicht mehr der Schlachten walten, sondern einem Manne untertan werden solle. Sie aber erwiderte, sie habe ein Gelübde getan, keinem Mann sich zu vermählen, der sich fürchten könne. Da stach sie Odin mit dem Schlafdorn, umschloß sie mit einer Schildburg und ließ ringsherum hohe Flammen brausen. Zugleich sprach er die Weissagung aus, daß nur einer sie erlösen werde, der Töter des schatzhütenden Drachen Fafnir. So schlief Brunhild lange Jahre, von den Flammen umlodert, und niemand wagte, die Verzauberte zu erwecken.

Mittlerweile kam Helgis jüngster Bruder, König Sigmunds nachgeborener Sohn zur Welt; der erhielt den Namen Sigurd (zusammengezogen aus niederdeutsch Sigeferd, hochdeutsch Sigifrid, Siegfried) und erwuchs zum größten Helden, von dem je die Lieder gesungen. Er erlegte den Drachen

Fafnir und erwarb dessen unermeßlichen Hort. Dann ritt er goldbeladen südwärts nach Frankenland; dort sah er ein Feuer auf einem Berge, das bis in den Himmel loderte. Als er näher kam, erhob sich großes Getöse, die Erde erbebte, und die Flammen begannen zu rasen und zu brausen. Er aber ritt hindurch, und das Feuer wich vor ihm. Da sah er eine Schildburg und darin einen Gepanzerten in tiefem Schlaf. Sigurd band ihm den Helm ab, da quoll langes Gelock hervor, und er sah, daß es ein Weib war. Ihre goldene Rüstung schloß sich so fest um Arme und Brust, als wäre sie mit dem Fleische verwachsen; Sigurd zertrennte die Maschen des Kettenhemds mit der Spitze seines Schwertes, da fiel der Schlafdorn heraus, und sie erwachte. Staunend setzte sie sich aufrecht und blickte ihn an:

Was zerschnitt mir die Brünne?
Wie brach mir der Schlummer?
Wer fällte von mir die falben Bande?

Er nannte seinen Namen, und sie stand auf, füllte ein Horn mit Met, ihm den Gasttrunk zu reichen, und sprach ein Gebet:

Heil dir Tag! Heil euch Tagessöhnen!
Heil dir Nacht und Tochter der Nacht (Erde)!
Mit unzürnenden Augen blickt auf uns beide herab
Und gebt den hier Sitzenden Sieg!
Heil euch Götter! Heil euch Göttinnen!
Heil dir allnährende Erde!
Wort und Weisheit gewährt uns zwei Edeln
Und heilkräftige Hände, solange wir leben!

Sigurd saß zu ihren Füßen, und sie lehrte ihn Sprüche göttlicher Weisheit. Als sie aber schwieg, da sprach er: Niemand lebt so weise wie du, und das schwöre ich, daß ich dich haben will; denn du bist nach meinem Sinn. — Und sie erwiderte: Sollte ich wählen unter allen Helden der Welt, so wählte ich dich; du bist mir der liebste. — Das befestigten sie unter sich mit heiligen Eiden, und Sigurd verlobte sich ihr mit dem kostbarsten Ring seines Schatzes.

Dann ritt er weiter in ein Reich südlich am Rhein; das beherrschte König Giuki. Der hatte von seiner Gattin Grimhild drei Söhne und eine Tochter: die Söhne hießen Gunnar, Högni und Guttorm; die Tochter hieß Gudrun. Dort wurde der reiche Gast wohl empfangen, und um ihn und seinen Hort an ihr Haus zu fesseln, gab ihm die alte zauberkundige Königin einen Trank der Vergessenheit, durch den Brunhild aus seinem Gedächtnis gelöscht wurde. Drei Jahre blieb er an Giukis Hof und nahm die junge Königstochter Gudrun zum Weibe. Als Gunnar, der älteste der Söhne Giukis, sich gleichfalls vermählen wollte, da lenkte die alte Königin seine Wünsche auf Brunhild. Die hatte die lange Zeit des Verlobten geharrt und, da ihre Verwandten ihr einen Gemahl bestimmen wollten, gelobt, nur den zum Manne zu nehmen, der durch das Feuer ihrer Schildburg reite, der Weissagung Odins vertrauend, daß dies nur Sigurd dem Drachentöter gelingen werde. Sigurd aber tauschte durch die Zauberkunst der alten Königin mit seinem Schwager die Gestalt und ritt so, wie das erstemal, unversehrt durch die Flammen. Er nannte sich auf die bestürzte Frage der Jungfrau Gunnar, Giukis Sohn, und sie, verzweifelnd an Odins Wort und gebunden durch ihr Gelübde, gab ihm das Versprechen der Ehe. Er aber küßte sie nicht, noch umfing er sie mit Armen, sondern nahm ihr nur seinen Verlobungsring, den er, ohne ihn zu erkennen, an ihrer Hand sah, und steckte ihr dafür Gunnars Goldreif an den Finger. Dann ritt er zurück, vertauschte mit Gunnar wieder die Gestalt, und dieser feierte die Hochzeit mit Brunhild.

Als sie aber in Giukis Reich kam und dort Sigurd mit Gudrun vermählt fand, da begann sich ihre Seele in Grimm und Schmerz zu verdüstern.

Sie saß einsam draußen zur Abendzeit,
Und laut mit sich selber begann sie zu sprechen:
Sigurd will ich haben oder doch sterben,
Den jungblühenden Mann in meinen Armen.

Doch Reue faßt mich ob solcher Rede:
S e i n Weib ist Gudrun und i c h des Gunnar,
Leide Nornen schufen uns langes Weh. —
Oft ging sie, im Innern von Gram erfüllt,
Über Eis und Schneefeld zur Abendzeit,
Wenn er und Gudrun zur Ruhe gingen:
Nun geh' ich verlassen von Lust und Liebe
Und muß mich ergetzen an grimmen Gedanken.

Dieser innere Kampf konnte nicht lange verborgen bleiben; ihr Haß gegen Gudrun kam zum Ausbruch, als sie im Rheine badend mit ihr zusammentraf. Aber auf ihre Schmähreden zeigte ihr Gudrun den Ring, den ihr Sigurd abgenommen, und rief ihr zu, daß er es gewesen, der in Gunnars Gestalt durch das Feuer geritten. Da erbleichte Brunhild wie eine Sterbende, ging heim und legte sich stumm auf ihr Bett. Nun war das Geheimnis schrecklich enthüllt, das über Odins Weissagung lag; nun schaute sie in die offenen Tiefen ihres Elends hinab: er, an dem ihre Seele vertrauensvoll vom ersten Anblick gehangen, er hatte ihr den grausamsten Betrug gespielt, den je ein Weib vom Manne erfahren. Die Kunde kam zu Gunnar, daß die Königin krank sei, und er ging zu ihr. Sie aber gab ihm keine Antwort, und als er in sie drang, schalt sie ihn einen Feigling, der sie nicht durch eigene Kraft zu erringen gewagt, und sprang vom Bette, um ihn zu töten. Darauf aber begann sie zu weinen, daß ihre Wehklage durch die Burg erscholl, und als dieser Sturm der Schmerzen vorüber war, legte sie sich wieder und blieb regungslos wie in tiefem Schlaf. Da baten die Verwandten Sigurd, hinzugehen und die Schwerbeleidigte zu versöhnen. Sie aber mahnte ihn an seine gebrochenen Schwüre: O es war eine schöne Zeit, da wir auf dem Berg uns trafen und du mir Eide schwurst: Doch das ist alles dahin, und ich will nicht leben! — Da erweckten ihre Worte seine schlafende Erinnerung; aber sie wollte keine Rechtfertigung, keinen Trost, und in qualvollem Seelenkampf ging er von der verlorenen Geliebten hinweg.

Sie aber sann auf seinen Tod, und der jüngste Bruder Gunnars wurde zum Rächer ausersehen. Ihm gaben seine Brüder Schlangen- und Wolfsfleisch zu essen, und wütend gemacht von dieser Speise ging der Knabe zur Kammer, wo Sigurd schlief und durchbohrte ihn an der Seite Gudruns.

Da lachte Brunhild, Budlis Tochter,
Einmal noch aus vollem Herzen,
Da sie durch die Hallen hören mochte
Den gellenden Klagruf von Sigurds Weib.

Dann aber verteilte sie milderen Sinnes all ihre Schätze, legte die goldene Brünne wieder an, die sie auf dem Flammenberg getragen, und stieß sich den Dolch in die Brust. Sterbend ordnete sie an, eine prächtige Leichenburg zu errichten, mit Schilden und Teppichen geschmückt, und darauf ihren Leib an der Seite Sigurds zu verbrennen. — So durchbrach sie das Gewebe feindseliger Nornen und flüchtete sich mit dem Geliebten, den ihr die Lebenden vorenthalten, in der Toten sicheres Land.

Zum Unheil werden durch alle Zeit
Weiber und Männer zur Welt geboren:
Doch auf ewig bleiben wir beide zusammen,
Ich und Sigurd.

Dies ist die älteste Gestalt der Sage von Brunhild, aus den Überlieferungen der Edda und der Wölsungensage zusammengestellt. Dieselbe ist jedoch nicht vom Norden ausgegangen, sondern war als fränkische Stammsage, wie wir sahen, am Rhein lokalisiert, bevor sie nach dem Norden verpflanzt wurde. Auf die Umwandlungen einzugehen, welche sie in ihrer späteren Entwicklung, und namentlich in unserem Nibelungenlied, erfahren, vergönnt mir der Raum nicht. Nur einige orientierende Bemerkungen mögen mir verstattet sein. Das Reich südlich am Rhein, wohin Sigurd kommt, ist im Nibelungenlied als das Reich der Burgunden näher bezeichnet. Der alte König Gibich, dem Giuki entsprechend, ist nicht mehr am Leben. Die Herrschaft führt sein ältester

Sohn Gunther, dem Gunnar entsprechend. Die alte Königin trägt andern Namen und andern Charakter, ihr nordischer Name Grimhild kommt ihrer Tochter, der nordischen Gudrun, zu. Bekanntlich ist im Nibelungenlied Hagen — Högni — Siegfrieds Mörder; er ist jedoch nicht Gunthers Bruder, sondern sein Vetter und Dienstmann. Brunhild zeigt noch als den Rest ihrer Walkürennatur die alte Kampfgewandtheit und die übermenschliche Jungfrauenstärke, welche zerrinnt, sobald sie eines Mannes Weib wird. Allein im 12. Jahrhundert, wo das Nibelungenlied seine jetzige Gestalt empfing, waren in Deutschland die alten Kriegsgöttinnen längst vergessen. Damit war das eigentliche Wesen Brunhilds und ihr früheres Verhältnis zu Siegfried fast völlig verwischt. Da nunmehr ihr gemeinsamer Tod mit Siegfried ohne Motiv wäre, lebt sie nach seiner Ermordung bedeutungslos fort und verschwindet im zweiten Teil, der die Rache Kriemhilds behandelt, lautlos aus dem Gedicht.

Auch den Völkern des Nordens verdunkelte sich nach der Bekehrung zum Christentum naturgemäß das einst so klare Bild der Walküren. Die Prediger der neuen Lehre zogen die Existenz der bekämpften Götter und götterähnlichen Wesen keineswegs in Zweifel; allein sie sahen in ihnen teuflische Geister, welche die Menschen mit Zauberlist zu ihrer Verehrung verführt hatten. Diese Anschauung, welche sich bald auch im bekehrten Volke befestigte, sah somit alle Gestalten der alten Mythologie im nächtigen Feuerschein der Hölle. Was im Charakter der Götter von Milde und Freundlichkeit gewesen, das ging auf die Heiligen der neuen Religion über; die harten und furchtbaren Züge aber blieben und verzerrten sich zu grausiger Häßlichkeit. Wir sahen in der Sage von dem blutigen Schlachtgewebe der Walküren, wie sich schon in der Zeit, wo noch Heidentum und Christentum im Kampfe lagen, das Gräßliche in diesen Vorstellungskreis eingeschlichen hatte. Ein deutlicheres Beispiel des Übergangs biete noch folgende Sage: Thidrand, der junge Sohn eines der angesehensten

Männer von Island, noch heidnischen Glaubens, hörte eines Nachts dreimal an die Haustüre pochen. Er nahm sein Schwert in die Hand und ging hinaus. Da hörte er von Norden her Hufschlag und sah neun Weiber auf schwarzen Rossen in schwarzen Gewändern daherreiten, mit Schwertern in den Händen. Auch von Süden her kamen Reiterinnen, die waren in lichten Gewändern und auf weißen Rossen. Thidrand wollte ins Haus zurück, um die Leute zu wecken; da verrannten ihm aber die schwarzen Weiber den Weg und hieben mit den Schwertern auf ihn ein. Später fand man ihn in seinem Blute und trug ihn ins Haus, wo er seinen Kampf erzählte und im Zwielicht starb. Das waren, wie ein weiser Mann erklärte, die Göttinnen des alten und des neuen Glaubens; die lichten Frauen hatten ihm helfen wollen; allein die schwarzen hatten noch ein Recht auf ihn und rafften ihn hinweg. (Maurer, Bekehrung I, 229.)

Hier scheiden sich also die Walküren in zwei Götterlager. Aber an die Stelle der lichten und freundlichen, welche der mit der neuen Lehre noch unvertraute Isländer dem Christentum zuteilt, traten die Engel und die Heiligen; aus den schwarzen und feindlichen wurden schadensinnende Zauberweiber, Hexen.

Es ist ein wehmütiges Zeugnis vom Los des Schönen auf Erden, daß sich die herrlichsten Gestalten der germanischen Idealwelt in die garstigsten und armseligsten Ausgeburten einer gottverlassenen Phantasie verkehren mußten, deren schmachvolle Spuren mit Tränen, Blut und Menschenasche in der Geschichte des Völkerwahnsinns verzeichnet sind. Auf diese Verwandlung weist schon genugsam die Tatsache hin, daß das alte Wort für Walküre, für göttliche Jungfrau — Drut — geradezu die Bedeutung von Hexe erhalten hat. Noch heute heißen in Ostfriesland die dämonischen Weiber, welche auf den Pferden der Bauern Nachts tolle Ritte machen, walrîderske Walreiterchen mit deutlichem Anklang an Walküre. Auch der nächtliche Luftritt der Zauberweiber zum

Hexensabbath ist nichts als die teuflische Karikatur des Wolkenrittes der Schlachtjungfrauen. Ist dort auf dem Blocksberg das abgeschmackte Scheusal des mittelalterlichen Teufels an die Stelle Wodans getreten, so ist doch auch dieser mit seinen Heldengeistern noch nicht ganz verschollen. In der wilden Jagd, im wütenden Heer fährt der alte Sturm- und Kriegsgott noch immer nächtlicherweile über sein verlorenes Reich dahin. Aber er und sein Geleite sind unheimliche gespenstige Wesen geworden; aus der Hölle kommt seine Fahrt und kehrt in die Hölle zurück; und nur das kundige Auge erkennt in den verwitterten Weibern seines Zugs die letzten Schildjungfrauen, die dem Gotte der Völkerwanderung verblieben sind.

Doch nicht alle diese Gestalten hat die feindselige Zeit mit ihrem verdorrenden Hauche berührt. Einige hausen noch da und dort in Wasser und Wald versteckt und zeigen sich nur zuweilen dem Jäger oder Hirten als Wünschelweiber, als spinnende Jungfrauen in unverwelkter Schönheit. Andere haben sich aus dem Trümmersturz Walhallas mit ihrem Schwanenkleid auf die seligen Inseln des Märchens gerettet und führen dort, des Waffenklangs entwöhnt, unter lieblicher Vermummung ein ungestörtes Leben. In dem schönen Mägdlein, das von der Spindel gestochen lange lange Zeit hinter der Rosenhecke schläft, bis der mutige Königssohn hindurchdringt und seine Braut mit einem Kusse weckt, — im Märchen vom Dornröschen entzückt die Kinder noch heute das anmutig verjüngte Bild Brunhilds, der berühmtesten und unglücklichsten Walküre.

Die Nibelungensage

1877

Die Nibelungensage, welche mit ihren ersten Anfängen wohl bis in die Anfänge unseres Volkes zurückreicht, welche ihre für das Mittelalter abschließende Darstellung vor nahezu 700 Jahren in unserem Nationalepos gefunden hat, ist auch noch in unseren Tagen der Gegenstand so reger dichterischer Tätigkeit — ich nenne nur die Namen Geibel, Hebbel, Jordan und Richard Wagner, — daß uns schon das Interesse an der Literatur der Gegenwart eine nähere Bekanntschaft mit derselben wünschenswert macht. Ich werde versuchen, die alte Sage in ihren für das Verständnis wichtigsten Zügen vorzuführen, ihrem überschaubaren Entwicklungsgang und ihrem mutmaßlichen Ursprung nachzugehen.

Die Hauptquelle der Sage in Deutschland ist das Nibelungenlied, über dessen Entstehung wir nichts Sicheres wissen. Aber je weniger wir wissen, umso stärker ist die Versuchung, die mangelnden Tatsachen durch Vermutungen zu ersetzen, und je weniger wir unsere Überzeugung mit positiven Beweisen stützen können, umso hitziger wird der Streit, umso empfindlicher sind wir gegen Widerspruch. So erhebt sich denn auch, sobald wir das dunkle Gebiet der Vorgeschichte des Nibelungenliedes betreten, ein Fledermausgeschwirr feindseliger Meinungen, das uns dieses Dunkel nur noch unerquicklicher macht.

Wir können zum Glück an dieser Streitfrage ruhig vorüber-

gehen, da von allen Theorien über die Entstehung des Gedichtes die Einheit der Sage vorausgesetzt wird.

Auch auf die damit eng zusammenhängende Handschriftenfrage brauchen wir keine Rücksicht zu nehmen, weil auch die stärksten Abweichungen der schriftlichen Überlieferung die Sage nur oberflächlich berühren. Wie mannigfache Bearbeitungen die Handschriften auch zu erkennen geben, die Sage bleibt eine und dieselbe.

Von weit größerer Wichtigkeit für uns sind die Fragen, wann und wo das Nibelungenlied entstanden ist und für welche Gesellschaftsklasse es vorzugsweise bestimmt war. Denn damit hängt die Erwägung zusammen, welche zeitlichen und lokalen Einflüsse bei der uns vorliegenden Darstellung der Sage mitgewirkt haben, welches kulturgeschichtliche Beiwerk wir in Abzug bringen müssen, wenn wir auf die ursprüngliche Gestalt der Sage zurückschließen wollen.

Was zunächst die Ortsfrage betrifft, so steht die Annahme so ziemlich unbestritten fest, daß die Heimat des Liedes im südöstlichen Deutschland zu suchen ist. Weniger einhellig äußern sich die Forscher über die Zeit der Entstehung. Beiläufig mag als solche das letzte Drittel des zwölften Jahrhunderts bezeichnet werden.

Es war dies jene wundersame Zeit, in welcher unsere Literatur mit dem plötzlichen Aufblühen der Kunstlyrik einen Umschwung ohnegleichen erfuhr, wo der strenge männliche Charakter unserer Dichtung in anmutige frauenhafte Weichheit überging und im schwärmerischen Kultus der Gefühle die moderne Stimmung des Individualismus sich ankündigte. Es war der Frühling des Minnesangs. Bis dahin war die deutsche Kunstdichtung das Pflegekind der Geistlichkeit gewesen; nun aber hüllte sie sich in ritterliches Gewand gleich jenem Mönch der Sage, der im Waffenschmuck aus dem Kloster reitet, um in dem Rosengarten am Rhein um Kranz und Frauenkuß zu streiten. Der Ritterstand, der

sich im Leben vor allen hervortat, bemächtigte sich auch der Literatur und gab ihr ein vollkommen neues, eigenartiges Gepräge. In Österreich nahm diese Bewegung ihren Anfang. Hier sangen die ersten Kunstlyriker noch mit deutlichem Anklang an das lebendige Volkslied; hier wandten sich auch die ritterlichen Epiker dem Epos des Volks, den alten Mären der Heldensage zu, und namhafte Forscher sehen in dem ältesten deutschen Minnesänger, dem Kürenberger, dessen Lieder in der Nibelungenstrophe abgefaßt sind, den Dichter des Nibelungenlieds. Wie man auch über die Berechtigung dieses Namens denken mag, sicherlich in den Kreisen, wo jene Lieder des Kürenbergers entstanden sind, entstand auch das Nibelungenlied. Nicht von fahrenden Sängern des Volks und für das Volk ist das Nibelungenlied gedichtet; es ist ein Werk ritterlicher Kunst, für ritterliche Hörer bestimmt. Das lehren uns schon bei einem flüchtigen Blick in das Gedicht zunächst das Kostüm, die Lebensformen der ritterlichen Welt, die Vorliebe, mit welcher ritterliche Erziehung und Sitte, ritterliche Spiele und Festlichkeiten geschildert werden, dann aber ganz besonders der Widerhall der höfisch lyrischen Zeitstimmung in der Darstellung der zarten Minneschwärmerei, welche wie jene Äußerlichkeiten des Kostüms und der Sitte nicht selten mit derben Überresten der älteren Sage in wunderlichen Kontrast tritt.

Die modernisierende Behandlung macht sich besonders in der ersten Hälfte des Nibelungenlieds bemerkbar: Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund von Niederland und der Königin Siegelind, wird in der Burg Santen am Rhein in allen adeligen Tugenden erzogen. Wie die feinen jungen Herrn jener Zeit läßt man das Kind nie ohne Aufsicht, bis es in das Alter kommt, wo es den Ritterschlag empfangen soll. Das Fest seiner Schwertleite, seiner Waffenweihe, wird nach höfisch-kirchlichem Brauch im ganzen Glanz der Hohenstaufenzeit gefeiert, und nun geht des jungen Ritters Sinnen auf Frauendienst, auf hohe Minne. Er hört, daß zu Worms

eine wunderschöne Jungfrau lebe, Kriemhild geheißen, viel umworben, aber alle Werber verschmähend, und er erbittet sich Urlaub von seinen Eltern, um mit zwölf Rittern gen Worms zu reiten. In herrlichem Aufzug erscheint er am Hof der Brüder Kriemhilds, der Burgundenkönige Gunther, Gernot und Giselher; er erscheint aber nicht als Brautwerber, wie man von seiner sehnsüchtigen Stimmung erwarten sollte, sondern er fordert die Könige und ihre Helden zum Kampf: wer von ihnen unterliege, solle mit Land und Leuten dem anderen untertan werden. Hier scheint durch die höfische Übermalung ein altertümlicheres mannhafteres Bild der Sage deutlich hindurch. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch episodisch von zwei Jugendtaten des Helden, für welche in der Erzählung von Siegfrieds sorgfältiger Hof-erziehung kein Raum gewesen war.

Als er eines Tages nach Reckenweise allein ohne Helfer auf Abenteuer ausgeritten war, hatte er vor einer Berg-höhle zwei Könige getroffen, Schilbung und Nibelung, welche sich eben abmühten, den unermeßlichen Hort ihres Vaters Nibelung unter sich zu teilen. Da sie nicht damit zurecht-kamen, baten sie ihn, die Teilung zu vollführen, und gaben ihm zum voraus das Schwert ihres Vaters, das Balmung genannt war, zum Lohne. Damit traten sie ihm symbolisch das Recht des älteren Bruders ab; denn dieser hatte nach alt-deutschem Herkommen das Vatererbe zu teilen und erhielt dafür des Vaters Schwert. Siegfried konnte ihnen jedoch die Teilung auch nicht zu Danke machen; es kam zum Streit, und der zürnende Held erschlug die beiden Könige mit ihrem eigenen Schwert samt ihren zwölf riesigen Helfern. Den starken Zwerg Alberich, der seine Herren zu rächen dachte, bezwang er im Ringkampf und nahm ihm die Tarnkappe, den unsichtbar machenden Mantel, in den sich Zwerge und Elfen zu hüllen pflegen. Nun war Siegfried Herr des Hortes, ließ ihn wieder in den Berg tragen und gab ihn in die Obhut Alberichs, der ihm Diensteide schwur.

Die zweite Jugendtat Siegfrieds, welche nur kurz erwähnt wird, ist die Erlegung eines Drachen, in dessen Blut er sich badete, wodurch seine Haut hörnen, unverwundbar, wurde.

Im Gedicht erzählt diese Abenteuer den Burgundenkönigen ihr vielerfahrener Vetter und Dienstmann Hagen von Tronje und rät ihnen zugleich, den Haß des kühnen Fremdlings zu vermeiden. Sie reden dem Ungestümen freundlich zu; er läßt sich besänftigen und bleibt als Gast in Worms. Wenn er auf dem Hofe mit den jungen Männern den Stein schwingt oder den Speer wirft und es allen darin weit zuvortut, schaut oft Kriemhild heimlich aus einem Fenster und verlangt nach keiner anderen Kurzweil. Doch er bekommt sie nicht zu sehen ein ganzes Jahr. Da wird den Burgunden von Sachsen und Dänen Krieg erklärt; Siegfried nimmt den König der Dänen im Einzelkampf gefangen, und die Sachsen senken in der Schlacht vor seinem Schildzeichen ihre Fahnen. Er bringt die gefangenen Feinde nach Worms und will in sein Land heimkehren, ohne Kriemhild gesehen zu haben. Aber man bittet ihn, bis zur Siegesfeier zu bleiben.

Da tritt denn die Liebliche hervor wie das Morgenrot aus trüben Wolken. Die prächtigen Kämmerer schreiten vor ihr her und bahnen ihr den Weg durch das Festgedränge. Doch der Held steht zaghaft beiseite und denkt: Wie könnte das geschehen, daß ich dich minnen sollte? Es ist ein törichter Wahn. Soll ich dich aber missen, so wär' ich lieber tot. — Man führt ihn zu ihr, und errötend reicht sie ihm die Hand, daß er sie bis zur Kirche geleite. Mit lieben Blicken schauen sie sich heimlich an, und nie ist ihm in der Sommerzeit und in des Maien Tagen so hohe Freude geworden als nun, da die Geliebte ihm zur Seite geht und er in herzlicher Minne ihr leise die weiße Hand drückt.

Hier kommt die lyrische Grundstimmung der Zeit zu ihrem echtesten und naivsten Ausdruck. Dieses weiche, um nicht zu sagen weichliche Hinschmelzen des Herzens, diese blondlockige,

blauäugige Blödigkeit der ersten Liebe, die man so häufig für etwas Urdeutsches hält, war bis dahin den Männern in Deutschland so unbekannt gewesen wie anderwärts.

Als nach dem Fest die Herbergen leer werden, will auch Siegfried wieder fort, läßt sich aber bereitwillig die Abreise ausreden. Er bleibt in Worms und kommt nun täglich mit Kriemhild zusammen.

Entkleiden wir die bisherige Darstellung der modernen Zutaten, so ergibt sich, daß Siegfried von Niederland, der Drachentöter, der den Söhnen Nibelungs den Hort ihres Vaters und dem Zwerg Alberich die Tarnkappe abgewonnen hat, nach Worms reitet, um mit den als Helden weitberühmten Burgundenkönigen sich zu messen, auf ihr freundliches Entgegenkommen hin jedoch ihr Gast wird und sich in ihre schöne Schwester verliebt.

Nun saß fern überm Meer eine Königin, Brunhild geheißen. „Schön war sie aus der Maßen, gar groß war ihre Kraft; sie schoß mit schnellen Helden um Minne den Schaft." Sie hatte sich d e m Freier gelobt, der ihr drei Kampfspiele abgewänne; wer aber auch nur in e i n e m unterlag, verlor das Haupt. Als König Gunther von ihrer Schönheit hörte, beschloß er, sein Leben um sie zu wagen. Aber Siegfried widerriet es ihm, da die Königin furchtbaren Brauch übe. Er erbot sich übrigens, ihm zu helfen, wenn er ihm dafür seine Schwester Kriemhild zum Weibe geben wolle. Gunther schwur ihm dies zu, und so rüsteten sie sich zur Reise; nur Hagen und sein Bruder Dankwart sollten sie begleiten. Siegfried, dem die Wasserstraßen bekannt waren, steuerte ihr Schifflein gen Isenstein, Brunhilds Veste auf Island. Unterwegs schärfte er seinen Genossen ein, daß sie ihn bei Brunhild für Gunthers Dienstmann ausgeben sollten. Als sie vor Brunhilds stolzer Burg landeten, sahen sie manche schöne Maid in den Fenstern stehen, und Siegfried fragte Gunther, welche ihm am besten gefiele. Da deutete dieser nach einer in schneeweißem Gewand. Du hast recht gewählt, sprach Siegfried, das ist die edle

Brunhild. — Das Hofgesinde kam ihnen grüßend entgegen und forderte ihnen die Waffen ab. Dem wollte sich Hagen widersetzen; aber Siegfried bedeutete ihm, nach dem Brauche dieser Burg dürfe kein Gast Waffen tragen. Man meldete der Königin die Ankunft der Fremdlinge, einer darunter gleiche dem Siegfried. Da rief sie: Ist der starke Siegfried meiner Minne willen gekommen, ich fürchte ihn nicht so sehr, daß ich sein Weib werde. — Sie ging, die Gäste zu empfangen, und grüßte Siegfried vor den andern; er aber trat ablehnend hinter Gunther zurück, der sein Herr sei und ihn wider seinen Willen auf diese Fahrt mitgenommen habe. Ist er wirklich dein Herr, erwiderte sie, und bist du sein Mann, — gewinne ich, so geht's euch allen an das Leben.

Wie kommt Siegfried dazu, vor Brunhild den Unebenbürtigen zu spielen? Man kann antworten: um sich gegen Gunther in Schatten zu stellen. Aber hat er denn das nötig? Erwartet Brunhild etwa *seine* Werbung? Aus der trotzigen Rede der Jungfrau ist ihre wahre Herzensmeinung kaum zu erraten. Gunther kommt als Freier, und Siegfried begleitet ihn als sein Freund. Was braucht es da der Verstellung? Überdies ist Siegfried auf Island kein Fremder; er weiß die Wasserstraßen dahin, ist mit den dortigen Bräuchen vertraut; er kennt Brunhild und wird auch selber gleich erkannt. So wird man wohl auch wissen, daß er ein Königssohn und kein Dienstmann Gunthers ist. Soviel ist klar, daß die Erzählung von Siegfrieds Vorgeschichte im Nibelungenlied eine Lücke hat, da uns die Beziehungen des Helden zu Island und seiner streitbaren Königin dunkel bleiben.

Brunhild ließ in Eile die Kampfspiele rüsten; sie legte über das seidene Waffenhemd den goldgeflochtenen Panzer. Vier Männer trugen mühsam ihren schweren Goldschild herbei, drei schleppten sich mit ihrem ungefügen, furchtbaren Wurfspeer. In grimmigem Staunen schauten dem die fremden Helden zu. Hätten wir nur unsere Waffen, sprach Hagen, so wollten wir ungefangen dieses Land räumen. — Da blickte die Jungfrau

lächelnd über die Achsel und befahl, den Helden ihre Waffen zurückzugeben. Inzwischen keuchten zwölf Männer mit dem Feldstein herbei, den Brunhild zu werfen pflegte. Weh, sprach der unmutige Hagen, was hat der König für ein Liebchen! Sie wäre eine Braut für den Teufel in der Hölle. — Auch Gunther schaute sorgenvoll darein; da fühlte er sich bei der Hand gefaßt und drehte sich um, sah aber niemand. Es war Siegfried, der sich mittlerweile im Schiff seine Tarnkappe geholt hatte und nun unsichtbar an seiner Seite stand. Gib mir den Schild, raunte er dem König zu, habe du die Gebärden, die Werke will ich tun. — Da wand Brunhild an ihren weißen Armen die Ärmel auf und schleuderte ihren Speer gegen den Schild, den Siegfried in der Hand hielt. Das Feuer stob aus den zerschmetterten Schildspangen; die starken Männer strauchelten alle beide, und von dem furchtbaren Anprall brach Siegfried das Blut aus dem Munde. Doch schnell faßte er den Speer, kehrte die Spitze nach rückwärts und traf Brunhild mit der Gerstange, daß sie zu Boden fiel. Nun schwang sie den Feldstein, warf ihn weithin und übersprang ihn noch. Aber der unsichtbare Siegfried tat Wurf und Sprung noch weiter, indem er König Gunther in den Armen mit sich trug. Das Spiel war entschieden; man sah am Ziele niemand als Gunther stehen, und Brunhild, vor Zorn erglühend, befahl ihren Mannen, näherzutreten und ihm als ihrem Herrn zu huldigen.

Da sie aber Aufschub suchte und ihre Freunde scharenweise in der Burg sammelte, fuhr Siegfried heimlich nach Nibelungenland in Norwegen und holte dort tausend seiner besten Helden. Das sind meine Mannen, sprach Gunther zu Brunhild, und diese ging ihnen entgegen, sie willkommen zu heißen. Nur den Siegfried grüßte sie minder freundlich als die andern. Warum tut sie das? Weil sie ihn für einen Dienstmann hält? Aber die andern, die sie freundlich grüßt, sind ja auch Dienstmannen.

Nun führt Gunther seine Braut in prächtigem Zuge nach

Worms. Als er sich Abends im Saal zu Tische setzen will, mahnt ihn Siegfried an seinen Eid. Gunther läßt sofort seine Schwester Kriemhild allein in den Saal rufen und vermählt sie ihm nach altdeutschem Brauch im Kreise der Verwandten. Siegfried schließt sie als sein Weib in die Arme und küßt sie vor den Helden. Dann setzt er sich mit ihr an die Tafel dem Königspaar gegenüber. Als Brunhild die beiden beisammensitzen sieht, bricht sie plötzlich in Tränen aus. Warum? so fragen wir mit Gunther. Sie müsse weinen, erwidert sie, über die Erniedrigung Kriemhilds, daß diese einem Eigenholden, einem dienstbaren Mann, vermählt sei. Auf Gunthers Gegenreden erklärt sie mißtrauisch, sie werde ihn nicht als ihren Gatten anerkennen, bis er ihr sage, warum er seine Schwester Siegfried gegeben habe. Sie wiederholt diese Drohung, als sie in ihrer Kammer allein sind, und da er sich nicht daran kehrt, bindet sie ihn mit ihrem Gürtel und hängt ihn an die Wand. Nun muß Siegfried in der folgenden Nacht, um sein Werk zu vollenden und die Ehre des Männergeschlechts zu retten, noch einmal in die Tarnkappe schlüpfen und mit ihr, die ihn im Dunkel für Gunther hält, einen zweiten, schwereren Kampf bestehen. Doch sobald sie sich für besiegt erklärt, läßt er von ihr ab und nimmt nur in der Aufregung des Sieges ihren Ring und ihren Gürtel, welche ihm beim Kampfe in der Hand geblieben sind, mit sich fort. Diese Wahrzeichen schenkt er später seinem Weibe, nachdem er mit ihr in sein Land zurückgekehrt ist, und verrät ihr das Geheimnis. Das wird sein Verderben.

Auf Brunhilds Zureden läßt Gunther die beiden nach Worms laden. Sie kommen und werden aufs herzlichste gefeiert. Aber eines Nachmittags, als die zwei Königinnen am Fenster sitzen und den Ritterspielen im Hofe zuschauen, geraten sie über den Wert ihrer Männer in Streit. Da Brunhild von Siegfried als einem ihrer Dienstleute spricht, kommt Kriemhild außer sich und will ihr beim Kirchgang zeigen, wem von ihnen beiden der Vortritt gebühre. Brunhild

wartet ihrer vor dem Münster und heißt sie verächtlich stille stehn: Es soll vor dem Königsweibe nie die Eigendirne gehn. — Könntest du schweigen, ruft Kriemhild, das wäre dir gut. Wie konnte des Dienstmanns Buhle des Königs Weib werden? — Sie weiß wohl, daß sie mit diesem Schimpf viel zu viel sagt; aber in ihrer Leidenschaft wäre ihr die Wahrheit nicht wuchtig genug, um die empörende Hoffahrt Brunhilds niederzuschmettern. Sie hat ja für die Feindin die Beweise in der Hand, Ring und Gürtel, die sie ihr triumphierend unter die Augen hält. Da verstummt die stolze Brunhild und weint bitterlich. Die Männer kommen dazu, und Siegfried, über die Rede seines Weibes entrüstet, bietet die Hand zum Eid, daß er ihr das nicht gesagt habe.

Aber Brunhild trauert von diesem Tag an so sehr, daß es die Getreuen Gunthers erbarmt. Da kommt Hagen von Tronje zu seiner Herrin gegangen. Dort treffen ihn die Könige; nur der junge Giselher mahnt die Grollenden an Siegfrieds Treue: als sie auseinandergehen, ist des Helden Tod so gut wie beschlossen. Dem schwankenden Gunther redet Hagen ein, wenn Siegfried nicht lebte, würden ihm viele Königslande untertan. So kommt die Gier nach Siegfrieds Macht und Reichtum dem Durst nach Rache zu Hilfe. Es gilt nur noch zu erfahren, wie Siegfried zu verwunden sei. Angebliche Boten des Sachsenkönigs kündigen Gunther den Frieden, und sofort ist Siegfried bereit, für ihn ins Feld zu ziehen. Hagen kommt zu Kriemhild, um Abschied zu nehmen. Sie, die ihre Rede gegen Brunhild bereut, von düsteren Ahnungen verfolgt für das Leben des geliebten Mannes fürchtet, bittet Hagen, ihn zu schützen, und vertraut ihm arglos Siegfrieds Geheimnis an. Als er sich einst im Blut des Drachen gebadet hat, ist ihm zwischen die Schultern ein breites Lindenblatt gefallen: dort kann man ihn verwunden. Nähet, erwidert der lauernde Hagen, auf sein Gewand ein kleines Zeichen, daran ich erkenne, wo ich ihn behüten soll. — Nun wird statt des Kriegszuges eine Jagd im Odenwald veranstaltet, und

während dort der fröhliche Held aus einer Quelle trinkt, schießt ihn Hagen von rückwärts mit dem Speer in das aufgenähte Kreuz, womit die angstvolle Liebe seines Weibes ihn zu schützen gedachte.

Als Kriemhild am andern Morgen vor Tagesanbruch zur Mette gehen will, sagt ihr Kämmerer: Steht stille, vor der Türe liegt ein toter Ritter. — Da denkt sie an Hagens Frage und sinkt sprachlos zusammen. Das Gesinde redet ihr zu: Vielleicht ist es ein Fremder. Sie aber schreit auf: Siegfried ist es, mein geliebter Mann. Brunhild hat's geraten, und Hagen hat's getan. — Jammer und Klage erfüllt die Königsburg und die Gassen von Worms. Kriemhild läßt den Toten zum Münster tragen; als der grimme Hagen an die Bahre herantritt, beginnt Siegfrieds Wunde wieder zu bluten. Nach drei Tagen wird der Held bestattet; aber ehe er in die Gruft versenkt wird, muß man auf Kriemhilds rührendes Flehen den Sarg wieder aufbrechen, daß sie sein schönes Haupt noch einmal schaue. Ihre Augen weinen Blut.

Auf Zureden Gernots und Giselhers bleibt Kriemhild bei ihrer Mutter in Worms und läßt sich neben dem Münster ein Haus bauen. Hagen weiß es anzustiften, daß man sie überredet, den Nibelungenhort nach Worms kommen zu lassen. Da sie aber hierauf ungemessene Gaben verteilt und sich so mehr und mehr Freunde gewinnt, bemächtigt sich Hagen in Abwesenheit Gunthers mit dessen Vorwissen des Schatzes und versenkt ihn in den Rhein.

So durch den einen erbarmungslosen Feind verwitwet und beraubt, lebt die Trauernde viele Jahre in Worms, bis der Hunnenkönig Etzel seinen Brautwerber an sie entsendet. Sie will erst nichts von einer neuen Heirat hören; aber in Hoffnung auf Rache willigt sie ein. Eine lange freudelose Zeit verbringt sie bei Etzel im Hunnenland, bis die Rachesaat reift. Auf Etzels Einladung ziehen ihre Brüder mit Hagen und ihren besten Helden nach Etzelnburg (Alt-Ofen). Die erste Frage, die sie an Hagen tut, betrifft den geraubten Hort. Im festlichen

Saal kommt es dann auf Kriemhilds Anstiften zum völkermordenden Kampf. Auf Hagen vor allen hat sie es abgesehen; um ihn zu verderben, opfert sie Brüder und Freunde und Tausende über Tausende ihrer Helfer. Aber immer trotziger, immer gewaltiger hebt sich aus dem entsetzlichen Gewühl des Todfeinds finstere Heldengestalt. Endlich bringt Dietrich von Bern ihn und Gunther als die letzten Lebenden gefangen vor sie. Wollt Ihr mir wiedergeben, sagt sie zu Hagen, was Ihr mir genommen habt, so könnt Ihr noch lebend heim zu den Burgunden kommen. — Er entgegnet, er habe geschworen, den Ort, wo der Schatz liege, niemand zu verraten, solange einer seiner Herren lebe. Da läßt sie ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es an den Haaren vor Hagen. Der aber spricht: Den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich allein; er soll dir Teufelin immer wohl verhohlen sein. — Wütend reißt sie Siegfrieds Schwert, das Hagen seitdem getragen, aus der Scheide und schlägt ihm das Haupt ab. Aber Dietrichs Waffenmeister, der alte Hildebrand, empört, daß der kühnste Held, der je im Sturme gestanden, wehrlos von eines Weibes Händen sterben soll, springt auf die Rasende los und haut sie nieder.

Auffallen muß, daß in Kriemhilds Seele der Grimm um den geraubten Hort dem Schmerz um den gemordeten Mann die Wage zu halten scheint. Man hat die feinsten psychologischen, gemütspathologischen Beobachtungen beigezogen, um dieses den vollen tragischen Eindruck störende Motiv zu erklären. Allein offenbar haben wir es hier mit einem Überreste aus einer früheren Epoche der Sage zu tun, wo der Hort überhaupt eine größere Rolle spielte.

Leider fehlen uns in Deutschland alle geschichtlichen Hilfsmittel, um die Entwicklung der Sage zu belauschen. Was dem Nibelungenlied voranging, liegt in undurchdringlichem Dunkel. Zum Glück aber ist die deutsche Sage in einem früheren Stadium in den Norden eingewandert und dort vor der in Deutschland erfolgenden Umwandlung bewahrt geblieben.

Daher sang man um dieselbe Zeit, da in Deutschland das Nibelungenlied zum Abschluß kam, in Norwegen und auf Island Siegfriedlieder von viel altertümlicherem Gepräge. Die früheste Kunde hievon verdanken wir einem isländischen Prosawerk aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, das als Hilfsbuch für angehende Kunstdichter (Skalden) eine nordische Mythologie und Poetik enthält und den Titel Edda [Poetik, fälschlich] Urgroßmutter, führt. In der Poetik, die man dem Isländer Snorri Sturluson zuschreibt, wird die Nibelungensage nach jenen Liedern in prosaischem Auszug mitgeteilt. Von den Liedern selbst wurde auf Island um das Jahr 1240 eine Anzahl in einer Sammlung vereinigt, welche uns in einer leider lückenhaften Handschrift aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, dem berühmten Codex Regius in Kopenhagen, erhalten ist. Diese Sammlung führt seit ihrer Entdeckung im 17. Jahrhundert den Namen ältere Edda und wurde bis in unsere Zeit herein fälschlich dem um 1100 lebenden isländischen Gelehrten Sämund zugeschrieben. Man war lange geneigt, diese Eddalieder ihrem Ursprung nach bis ins 8. Jahrhundert und noch weiter zurückzuverlegen. Die neuere Forschung hat jedoch ergeben, daß es Kunstdichtungen einer jüngeren Zeit, meist aus dem 12. Jahrhundert, sind, welchen aber ältere volkstümlichere Dichtungen zu Grunde liegen. Als dritte Quelle ist noch eine prosaische Bearbeitung aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu nennen, die Wölsungasaga, welche unter anderem ein vollständiges Manuskript der Liedersammlung zur Vorlage hatte und daher für die Lücke des Codex Regius willkommene Ergänzung bietet.

Obgleich in christlicher Zeit aufgezeichnet, entrollt uns die nordische Darstellung der Nibelungensage ein Bild aus vollkommen heidnischer Welt. Da waltet noch als der Höchste im Himmel der alte indogermanische Sturmgott, der für den Germanen der Beweger alles natürlichen und geistigen Lebens, der Gott der Tat geworden war, hochdeutsch Wuotan,

niederdeutsch Wodan, nordisch Odhinn geheißen. Als oberster Lenker der Schlachten entsendet er die Walküren, einst göttliche Wesen, nun aber sterbliche Jungfrauen mit Götterkraft geweiht, welche im goldenen Waffenschmuck durch die Lüfte reitend nach seinem Befehl Sieg und Tod den Kämpfenden zuteilen. Jedoch nur im Stande jungfräulicher Freiheit genießen sie dieses Vorrecht; durch Mannesliebe schwindet ihre Walkürenkraft, und sie werden wie jedes andere irdische Weib. Oft, wenn die Waffen ruhen, kommen sie in Schwangestalt zu einsamen Wassern geflogen, legen die Schwanhemden ab und baden sich; wer sich da ihres Gewandes bemächtigt, erhält Gewalt über sie. So erging es einer der schönsten dieser Schar; die nannten ihre Schwestern bald Sigurdrîfa, die Siegfördernde, bald Hilde unterm Helm, bald Panzerhilde, Brynhild. Ihr raubte einst, da sie kaum zwölf Winter alt war, ein junger Held das Gewand und zwang sie in seinen Dienst, so daß sie ihm in einer Fehde wider Odins ausdrücklichen Befehl den Sieg verlieh und seinen Feind, einen alten Günstling Odins, in den Tod sandte. Da zürnte der Gott und erklärte ihr, sie solle fortan nicht mehr der Schlachten walten, sondern einem Manne untertan werden. Aber sie erwiderte, sie werde sich keinem vermählen, der sich fürchten könne. Da stach sie Odin mit dem Schlafdorn, umschloß die Schläferin mit einer Schildburg und ließ ringsherum hohe Flammen lodern (vafrlogi, die waberndе, flackernde Lohe).

Unterdessen erwuchs ihr von Odin bestimmter Befreier am dänischen Hof. Er war vom Heldenstamm der Wölsungen. Sein Vater, König Siegmund, war im Kampf gegen ein feindliches Geschlecht, die Söhne Hundings, gefallen, und seine Mutter Hiördis war, als sie einsam auf dem Walfeld bei dem Toten saß, von einer zufällig landenden Wikingsschar nach Dänemark entführt worden. Dort hatte sie bald hernach als Kriegsgefangene den lichtäugigen Sohn geboren und Sigurd genannt. Zum Erzieher gab man ihm den kunstreichen Schmied Regin; der war ein Zwerg von Wuchs, weise,

grimmgemut und zauberkundig. Seit lange aber drückte ihn ein schwerer Harm; denn sein Bruder Fafnir hatte ihm seinen Anteil am Erbe ihres Vaters Hreidmar vorenthalten.

Sie waren einst drei Brüder gewesen. Otr, der dritte, war ein rüstiger Jäger und hatte die Gabe, Tiergestalt anzunehmen. Als er eines Tages in der Gestalt einer Fischotter an einem Flusse saß und blinzelnd von einem Lachs aß, den er sich eben gefangen hatte, kamen drei Götter herzu, welche ausgezogen waren, die Welt zu durchwandern, Odin, Loki und Hönir. Loki hob sofort einen Stein auf und zerschmetterte ihm den Kopf. Dann nahmen die Götter Otter und Lachs mit sich und baten im Gehöfte Hreidmars um Nachtherberge. Doch als der Alte die erschlagene Fischotter erkannte, legten er und seine Söhne Hand an die Gäste und verlangten als Lösegeld, daß sie den abgezogenen Balg innen mit Gold füllen und dann außen völlig mit Gold bedecken sollten. (Von solchem Rechtsbrauch stammt der uralte formelhafte Ausdruck Hülle und Fülle.) Loki wurde ausgesandt, das Gold zu schaffen. Er ging nach dem Land der Schwarzelben, fing einen schatzhütenden Zwerg, Andvari geheißen, und verlangte von ihm als Lösegeld seinen ganzen Hort. Der Zwerg trug alles aus dem Steine hervor, was er hatte; nur einen kleinen Ring verbarg er in der Hand. Den bat er ihm zu lassen, weil ein Zauber darin liege, wodurch er sein Gold wieder mehren könne. Aber Loki entriß ihm den Ring. Da legte der Zwerg einen Fluch auf den Ring, daß er jeden, der ihn besitze, das Leben kosten solle. Als Loki den Hort zu den Göttern brachte, gedachte Odin, den Ring für sich zu behalten. Sie füllten nun mit dem Golde den Otterbalg, stellten ihn aufrecht und überschütteten ihn von außen. Aber als alles Gold verbraucht war, gewahrte Hreidmar noch ein unbedecktes Barthaar, und Odin mußte Andvaris Ring vom Finger ziehen, um den Vertrag nicht zu brechen. Darauf gingen die Götter mit schlimmen Weissagungen von dannen.

Hreidmar nahm all das Gold als Buße für seinen Sohn;

Regin und Fafnir aber verlangten ihren Teil daran als Bruderbuße. Da ihnen der Alte den verweigerte, verschworen sie sich gegen ihn. Fafnir ermordete den Vater im Schlaf und bemächtigte sich des Hortes; den Bruder aber, der nun seinen Anteil forderte, jagte er mit Todesdrohungen hinweg. Dann fuhr Fafnir auf die Gnitaheide, wühlte sich dort ein Bette und legte sich in Drachengestalt über den Hort.

Regin, der an den Königshof von Dänemark geflohen war, reizte seinen Zögling Sigurd zum Kampf mit dem Drachen. Sigurd verlangte von ihm ein Schwert, und Regin schmiedete eines. Das zerschlug aber der junge Held auf dem Amboß und ebenso ein zweites. Da ließ er sich von seiner Mutter die Stücke des Schwertes Gram (Zorn) geben, das Odin einst seinem Vater Siegmund verliehen hatte; daraus schmiedete ihm Regin ein neues Schwert, dessen Schneiden wie Feuer flammten. Sigurd hielt es ins fließende Wasser, und es zerschnitt eine dagegen schwimmende Wollflocke; dann ging er in die Schmiede und zerspaltete damit den Amboß bis auf den Grund, ohne daß es schartig wurde. Mit diesem Schwert stellte sich Sigurd in eine Grube auf dem Wege, wo der Drache zum Wasser zu kriechen pflegte, und durchstach ihn von unten. Sterbend krümmte sich Fafnir und sprach: Das klingende Gold, das glutrote Gut, dir werden die Ringe zum Mörder. — Nun kam Regin herzu, schnitt dem Drachen das Herz aus und trank von seinem Blut. Dann sprach er zu Sigurd: Ich will schlafen gehen; halte du Fafnirs Herz ans Feuer; ich will es zu essen haben nach diesem Trunk. — Als der Saft aus dem Herzen schäumte, rührte Sigurd daran, um zu prüfen, ob es gar sei. Da verbrannte er sich und steckte den Finger in den Mund. Doch sobald Fafnirs Herzblut auf seine Zunge kam, verstand er die Sprache der Vögel und hörte, wie Adlerweibchen über ihm davon sprachen, daß Regin in verstelltem Schlaf mit sich Rat halte, wie er Sigurd verderbe. Da ging Sigurd hin und hieb Regin das Haupt ab. So war der Fluch an Hreidmar und seinen Söhnen erfüllt

und heftete sich nun an den jungen Helden, der in des Wurmes Lager von dem Horte Besitz nahm.

Darauf ritt Sigurd weiter, südwärts gen Frankenland. Da sah er auf einem Berg ein loderndes Feuer und in dem Feuer eine Schildburg. Er ritt furchtlos hindurch und fand einen Gewappneten in tiefem Schlaf. Er zog ihm den Helm ab und sah nun, daß es ein Weib war. Ihr Ringpanzer umschloß sie so fest, als wäre er ans Fleisch gewachsen. Da ritzte er ihn mit dem Schwert auf, und nun — da der Schlafdorn herausfiel — erwachte sie mit segnenden Worten. Lange lauschte er ihren Reden und sprach dann: Niemand lebt so weise wie du, und das schwöre ich, daß ich dich haben will; denn du bist nach meinem Sinne. — Und sie erwiderte: Sollte ich wählen unter allen Helden der Welt, so wählte ich dich. — Das befestigten sie unter sich mit heiligen Eiden, und Sigurd verlobte sich der Jungfrau mit dem kostbarsten Ring seines Hortes. Es war der Fluchring Andvaris.

Da ritt er auf seinem goldbeladenen Roß nach einer Königsburg am Rhein. Dort herrschte Giuki (Gibich); der hatte von seiner Gemahlin Grimhild drei Söhne, Gunnar (Gunther), Högni (Hagen) und Guttorm und eine Tochter Gudrun (die Kriemhild des Nibelungenliedes). Sigurd wurde von Giuki freundlich aufgenommen und lebte an seinem Hof in hohen Ehren. Die alte Königin Grimhild aber war schlimmen Sinns und zauberkundig. Um den Helden und seinen Hort für ihr Haus zu gewinnen, braute sie einen Vergessenheitstrank und reichte ihn Sigurd beim Gastmahl. Während er trank, sprach sie mit Zauberworten: Dein Vater sei König Giuki, ich deine Mutter, deine Brüder Gunnar und Högni, und euresgleichen wird nicht sein auf Erden. — Von Stund an war die Liebe zu Brynhild ausgelöscht aus Sigurds Gedächtnis. Man bot ihm die schöne junge Gudrun zur Gattin an; er vermählte sich mit ihr und schwur Gunnar und Högni Waffenbrüderschaft. Da Gunnar sich gleichfalls

vermählen wollte, redete ihm die alte Königin zu, mit Sigurds Hilfe um die schöne Brynhild zu werben.

Die harrte noch immer des Geliebten in ihrer flammenumloderten Burg und hatte sich auf das Drängen ihrer Verwandten dem zur Gattin verheißen, der durch das Feuer zu ihr ritte, da sie wohl wußte, daß dies keiner als Sigurd vollbringen werde. Die Helden kamen vor die Burg, und Gunnar spornte seinen Hengst gegen die Flammen; aber der scheute und wich zurück. Da lieh ihm Sigurd seinen Hengst Grani, den Grauen, der von Odins Roß abstammte und ihn schon einmal durch die Lohe getragen hatte; aber das Roß wollte niemand gehorchen als seinem Herrn. Nun brauchten Gunnar und Sigurd einen Zauber, den sie die alte Königin gelehrt hatte, und vertauschten gegenseitig die Gestalt. So ritt dann Sigurd selbst gegen das Feuer: die Erde bebte, die Flammen rasten und sausten und schlugen wider den Himmel; aber der Held ritt hindurch, und die Glut erlosch vor ihm. Erschrocken sah Brynhild den fremden Mann, der von ihr die Erfüllung ihres Gelübdes forderte. Kein Ausweg blieb ihr. Er nannte sich Gunnar, Giukis Sohn, und verlobte sich ihr, indem er ihr den Ring Andvaris, den sie von ihm erhalten, vom Finger zog und ihr dafür Gunnars Brautring ansteckte. Doch er küßte sie nicht, noch umfing er sie, sondern legte zwischen sich und sie sein scharfes Schwert. Dann ritt er zurück zu Gunnar, um wieder mit ihm die Gestalt zu vertauschen, und dieser führte nun seine Braut an den Rhein.

Als aber dort die verratene Brynhild ihren Geliebten mit einer andern vermählt fand, verzehrte sich ihre Seele in Gram und Grimm.

> Sie saß einsam draußen zur Abendzeit,
> Und laut mit sich selber begann sie zu sprechen:
> Sigurd will ich haben oder doch sterben,
> Den jungen Helden in meinem Arm.
> Nun sprach ich ein Wort, das mich wieder reut:
> Sein Weib ist Gudrun, und ich bin Gunnars.

Beide Nornen schufen uns langes Weh. —
Sie schritt, im Innern auf Schlimmes sinnend,
Über Eis und Schneefeld jeden Abend,
Wenn er und Gudrun zu Bette gingen:
Nun geh' ich verlassen von Lust und Liebe
Und muß mich ergötzen an grimmen Gedanken. —

Zum Ausbruch kam ihr Haß gegen Gudrun, als sie eines Tages mit ihr im Rheine badete. Sie schritt weiter hinein in den Strom und erwiderte auf Gudruns Frage: Ich will das Wasser nicht an mir leiden, das von deinen Haaren rinnt; denn mein Gatte ist ein ruhmreicher König und ritt durch das brennende Feuer, deiner aber war des Dänenkönigs Knecht. — Da zürnte Gudrun und rief: Dir ziemt es am wenigsten, Sigurd zu lästern, denn er ist dein erster Mann. Er ritt in Gunnars Gestalt durch das brennende Feuer und nahm dir den Ring, den ich hier am Finger trage. — Als Brynhild den Ring erkannte, erbleichte sie wie eine Tote, ging heim und warf sich auf ihr Bette und lag dort tagelang regungslos wie in tiefem Schlaf. Vergebens war alles Bemühen, sie zu versöhnen. Sie forderte von Gunnar Sigurds Tod. Nach langem Schwanken willigte dieser ein, doch mehr um des Hortes als der Rache willen. Guttorm, der jüngste Bruder, der mit Sigurd keine Eide der Treue getauscht hatte, wurde zum Morde gereizt; sie brauten ihm Zaubertränke, gaben ihm Schlangen- und Wolfsfleisch zu essen, und wütend gemacht durch diese Künste erstach er den schlafenden Sigurd im Bette an Gudruns Seite, fiel aber selbst durch das Schwert Gram, das ihm der Sterbende nachwarf. Schreiend erwachte Gudrun, vom warmen Blute ihres Gatten überströmt.

Da lachte Brynhild einmal noch aus vollem Herzen, als sie von fernher Gudruns gellenden Schrei vernahm. Dann aber legte sie in feierlichem Ernst die goldene Rüstung wieder an, die sie einst als Walküre getragen, und machte sich bereit, dem toten Geliebten zu folgen. Vergebens schlang ihr Gunnar die Arme um den Hals; sie stieß ihn zurück und durchbohrte

sich mit dem Schwert. Sterbend ordnete sie ihre Totenhochzeit an und bat, daß man sie mit Sigurd auf e i n e m Scheiterhaufen verbrenne, zwischen beiden wie einst sein blankes Schwert: Zum Unheil werden noch allzulange Männer und Weiber ins Leben geboren; doch wir beide bleiben zusammen, ich und Sigurd! —

Darauf bemächtigten sich Gunnar und Högni des Hortes. Gudrun aber floh nach Dänemark, wo Sigurd aufgewachsen war, und lebte dort bis ins vierte Jahr. Dann, durch einen Zaubertrank ihrer Mutter milde gestimmt, versöhnte sie sich mit ihren Brüdern und ließ sich von ihnen mit Brynhilds Bruder Atli vermählen, der sie zur Sühne für den Tod seiner Schwester forderte. Im Grunde seines Herzens war es aber Sigurds Hort allein, was er begehrte. Mit Mordgedanken lud er daher eines Tages seine Schwäger zu Gaste. Gudrun gab zwar dem Boten als Warnungszeichen Andvaris Ring mit, um den sie ein Wolfshaar geschlungen hatte. Aber die trotzigen Männer ließen sich nicht schrecken. Doch bevor sie aufbrachen, verbargen sie den Hort im Rhein. Im Hunnenland wurden sie sofort mit offener Feindschaft empfangen; Wolf und Adler freuten sich dieses Festes. Umsonst versuchte Gudrun, Frieden zu stiften; da legte sie selbst eine Rüstung an und trat mit bloßem Schwert an ihrer Brüder Seite. So schritt sie vorwärts im tobenden Kampf wie der kühnste Mann und erschlug zwei Brüder Atlis. Doch die Gäste wurden von der Übermacht der Hunnen erdrückt. Als die letzten Lebenden fielen Gunnar und Högni in Atlis Gewalt. Der ließ Gunnar fragen, ob er sich mit Sigurds Hort loskaufen wollte. Gunnar erwiderte, er müsse erst Högnis Herz in der Hand halten; doch als man es ihm brachte, sprach er: Nun weiß niemand vom Hort als ich und die Götter; der gewaltige Rhein soll ihn behalten! — Auf diese Rede hin ließ ihn Atli in den Wurmgarten werfen, wo er vom Biß der Giftschlangen starb. Gudrun verbarg ihren Grimm über der Brüder Tod hinter gelassenen Mienen und stellte sich versöhnlich gegen

Atli. Aber Nachts ermordete sie ihn im Schlaf, legte Feuer an das Haus und verbrannte es mit allen, die darin waren. So rächte die Schwester der Brüder Fall.

Das ist, den Hauptzügen nach, die Siegfriedsage in ihrer nordischen Gestalt. Wieviel sie auch von der Eigenart ihrer neuen Heimat angenommen haben mag, sie hat ihren deutschen Ursprung nicht vergessen. So stark sonst der Trieb wandernder Sagen ist, sich überall, wohin sie kommen, an bestimmte Orte zu heften, um als autochthon zu erscheinen, hier ist nicht einmal der Versuch einer neuen Lokalisierung gemacht. Der Schauplatz ist ganz derselbe wie im Nibelungenlied: am Rhein und im Hunnenland. Von dem letzteren hatten freilich die isländischen Sänger keine rechte Vorstellung; sie dachten es sich eben als einen Teil des großen deutschen Landes, wo Atli wie ein kleiner nordischer Stammkönig herrschte. Sigurd erschlägt den Lindwurm auf der Gnitaheide. Diese ist nach dem Reisebuch eines isländischen Abtes aus dem 12. Jahrhundert zwischen Paderborn und Mainz zu suchen. Im Frankenland ist der Berg, auf dem Brynhild in den Flammen schläft; wahrscheinlich ist der kleine Feldberg im Taunus gemeint mit dem Quarzfelsen, der nach einer Urkunde des 11. Jahrhunderts Brunhilds Bette hieß, noch heute Brunhildstein genannt. Doch kennt man auch in der Gegend von Dürkheim in der Pfalz unweit dem Drachenfelsen einen Brunhildsstuhl und ein Brunhildsbette. Am Rhein herrschen die Giukungen; im Rheine baden die Königinnen, der Rhein rollt auf seinem Grunde die Goldringe des Horts. Auch die Namen beweisen deutschen Ursprung. So war vor allem der Name Siegfried bei den Skandinaven nicht üblich; sie hörten ihn offenbar zuerst aus niederdeutschem Munde in der Form Sigeferd und machten daraus Sigurd, das eigentlich dem deutschen Siegwart entspricht. Sigurd führt den bezeichnenden Beinamen: der Südliche, d. h. der Deutsche.

Wann die Sage in den Norden verpflanzt wurde, läßt sich

nicht entscheiden. Jahrhundertelang standen die Nordmänner mit Deutschland in regem Verkehr; Wikinge faßten Fuß an deutschen Küsten; deutsche Kaufleute beherrschten den Markt von Bergen, und es war Brauch am nordischen Herd, daß der Gast eine Sage erzählen mußte. So verbreitete sich die Kunde von Siegfried und den Nibelungen über alle nordischen Lande bis hinüber nach Grönland, wo zwei der uns erhaltenen Eddalieder von isländischen Kolonisten gedichtet wurden. In Schweden fanden sich zwar bis jetzt keine schriftlichen Denkmäler, aber bildliche Darstellungen aus Sigurds Leben auf Runensteinen am südlichen Mälarufer. So populär waren die Gestalten der deutschen Sage im Norden, daß norwegische Kreuzfahrer, welche zu Anfang des 12. Jahrhunderts im Hippodrom von Konstantinopel die Statuen antiker Götter und Heroen gesehen hatten, zu Hause erzählten, es seien im fernen Byzanz die Erzbilder der Wölsungen und Giukungen aufgestellt.

Jedenfalls geschah die Verpflanzung in einer Zeit, wo in Deutschland heidnische Vorstellungen, die das 12. Jahrhundert nicht mehr verstand, noch frisch und lebendig waren.

Die nordische Überlieferung löst uns manche Frage, auf welche wir im Nibelungenlied keine Antwort fanden. Gegenüber den dürftigen und nach der höfischen Schablone zugeschnittenen Angaben des Nibelungenliedes bietet sie uns eine ausführliche Jugendgeschichte Siegfrieds. Er ist von dem deutschen, aber in Deutschland vergessenen Sagengeschlecht der Welsungen, die noch im leuchtenden Blick ihrer Augen, den niemand ertragen kann, ihre göttliche Abkunft bekunden. Wälse, ihr Ahnherr, in dessen Namen sich ein alter Lichtgott anzeigt, ist in der Sage von Odins Stamm. Über seinen Sohn und Siegfrieds Vater Siegmund, der im Nibelungenlied nichts als ein schwacher Greis ist, hat der Norden schaurig großartige Sagen von geradezu urweltlicher Wildheit bewahrt. Siegfried ist die Krone dieses Geschlechts. Aber an seiner Geburt haftet ein Makel: er ist der Sohn

einer Kriegsgefangenen, in Unfreiheit geboren. Daher schilt ihn Brynhild im Zank mit Gudrun des Dänenkönigs Knecht. Auch im Nibelungenlied kommt alles Unheil davon, daß Brunhild Siegfried ihren Knecht nennt. Der Schimpf also ist geblieben, aber der Grund desselben vergessen; daher ersann man die nicht besonders glückliche Erklärung, Siegfried habe sich bei der Werbung in Island für Gunthers Dienstmann ausgegeben.

Den Drachenkampf und die Erwerbung des Hortes, im Nibelungenlied getrennt, zeigt der Norden noch in ihrem uralten Zusammenhang.

Im Nibelungenlied sind die feindlichen Brüder Fafnir und Regin zu den um die Teilung ihres Vatererbes streitenden Söhnen Nibelungs geworden. Die Erzählung, wie der zum Schiedsrichter aufgerufene Fremdling sich selbst die strittigen Kleinode aneignet, stammt aus einem weitgewanderten indischen Märchen. Fast immer handelt es sich hierbei um die Tarnkappe und um einen wunderbaren Degen oder Stab. So findet z. B. Hassan in einem Märchen von Tausendundeine Nacht im Dämonenland ein Paar Zwillingsbrüder, die sich um ihre väterliche Erbschaft streiten; darunter ist auch eine unsichtbar machende Mütze. Er wirft einen Stein und läßt sie danach wettlaufen, setzt dann die Mütze auf und verschwindet so aus ihren Augen. In deutschen Märchen sind es Riesen oder Räuber, die sich um die Tarnkappe zanken. Ähnlich lautet das Märchen in Welschtirol und in Norwegen, in Ungarn und in Estland, in China und der Mongolei.

Zeigt so einerseits die Trennung von Drachenkampf und Hort die deutsche Sage im Zustand beginnender Zerbröckelung, und erweist sich die Erzählung von der Erwerbung des Hortes als eine aus der Fremde entlehnte Zutat, so ist dagegen die seltsame Geschichte von dem in Ottergestalt fischenden Sohn Hreidmars und von den drei wandernden Göttern, die im Bauernhof eine so hilflose Rolle spielen, ein entschieden nordischer Anwuchs. Unentbehrlich für das Verständnis der

ganzen Sage ist aber die in dieser nordischen Form bewahrte Erinnerung an den ersten Eigentümer des Hortes und an den von ihm darüber ausgesprochenen Fluch.

Der Zwerg Andvari, von dem Loki den Hort erpreßt, ist einer der Schwarzelben, der Unterirdischen, welche die Schätze der Tiefe verwalten. Den deutschen Namen dieses ersten Eigentümers hat das Nibelungenlied bewahrt: er hieß Nibelung, Nebelsohn. Nebelheim und Nebelhölle waren die Namen unterirdischer Welten. Daß er ein Zwergkönig war, ist in deutschen Sagen unvergessen; das Nibelungenlied sagt dies zwar nicht ausdrücklich, gibt ihm aber den Zwerg Alberich zum Untertan, den schon sein Name als Elbenkönig verrät. Nach deutscher Vorstellung ist sein Reich im fernen düstern Nordland. Von ihm und seinem Geschlecht hieß das Gold der Nibelungen Hort; später aber, als über die Urgeschichte des Hortes selbst sich die Nebel seiner Heimat breiteten und man ihn vorzugsweise mit den Burgunden zusammendachte, wurde der Name Nibelungen durch Mißverständnis von jenen ersten Besitzern auf diese letzten übertragen. Daher heißen in der Edda wie im zweiten Teil des Nibelungenlieds die Burgunden Nibelungen.

Das kostbarste Kleinod des Schatzes ist Andvaris Ring. Er ist eigentlich der Inbegriff des ganzen Hortes, da er durch Zaubermacht jeden Verlust wieder ersetzt. In ihm ruht die Erdkraft, welche in der nächtigen Tiefe die Goldadern wachsen macht.

Über dieses sein liebstes Kleinod spricht der beraubte Zwerg den furchtbaren Fluch aus, daß es allen künftigen Besitzern zum Verderben werden solle. So bildet der fluchbeladene Hort den Mittelpunkt der alten Sage. Noch im Nibelungenlied sahen wir ihn da und dort, wenn auch trüb und fremdartig, aufleuchten; in der alten Sage aber verlieren wir ihn nie aus den Augen. Mord und Gewalttat bringen ihn ans Tageslicht; durch Mord und Gewalttat erbt er sich fort; ein Wetteifer von Greueln umwirbt ihn. Des Hortes halb

morden Söhne den Vater, stiftet Bruder dem Bruder Mord; des Hortes halb verführt höllische Zauberkunst den Treuen zum Treubruch, die reinste Seele zum schnödesten Trug; des Hortes halb mordet Freund den Freund im schmählichsten Undank, mordet der tückische Wirt seine Gäste, und wenn auch schon das unselige Gold in die Tiefe des Rheines versenkt ist, unerbittlich vollzieht sich das Schicksal an denen, die ihn zuletzt besessen, wie an dem, der ihn zuletzt begehrt. So waltet der Fluch als Mordstifter und Mordrächer zugleich, bis das geraubte Gold aus den bluttriefenden Händen der Menschen auf dem dunkeln Grunde des Rheins wieder in den unbedrohten Besitz der Erdgeister zurückgekehrt ist.

Vom Golde, das sie so leidenschaftlich liebten, leiteten die Germanen den Ursprung des Bösen her. Das goldene Zeitalter der Welt war für sie eben das, wo man das Gold noch nicht kannte. Da, als man zuerst mit Geren die Goldstufe ins Feuer stieß, da ging Göttern und Menschen die Unschuld verloren. Das ist der germanische Sündenfall. Vom dämonischen Wunderglanz des Goldes erwachten die Begierden der Selbstsucht. Alle reizt es, keinen beglückt es: denn der Fluch der Unterirdischen ruht darauf. Das ist der poetische Grundgedanke der alten Nibelungensage.

Es ist also eine uralt germanische Anschauung, die der größte germanische Tragiker seinem Romeo in den Mund legt, wie dieser beim Apotheker in Mantua Gift kauft:

Da ist dein Gold, ein schlimmres Gift den Seelen
Der Menschen, das in dieser ekeln Welt
Mehr Mord verübt, als diese armen Tränkchen,
Die zu verkaufen dir verboten ist.
Ich gebe Gift dir; du verkaufst mir keins.

Nicht minder wichtigen Aufschluß gibt uns die nordische Sage über das Verhältnis Siegfrieds zu Brunhild, das in der jüngeren deutschen Sage fast völlig verdunkelt ist. Die Schlachtjungfrauen Wodans, die Lieblinge nordischer Dichtung, hatten die Deutschen im 12. Jahrhundert

längst vergessen. Nur als ein unverstandener Nachklang alter Walkürensage lebt noch die Kunde von Brunhilds übermenschlicher Stärke, welche entschwindet, sobald sie eines Mannes Weib wird. Im Hinblick darauf wurde die mythische Waberlohe durch die der Heldensage gemäßeren Kampfspiele ersetzt. Doch auch die nordische Überlieferung ist in Verwirrung geraten. Wie kommt es, daß wir die wiedererwachte Brynhild noch immer von dem brennenden Feuer umschlossen finden, nachdem doch durch Sigurds Kühnheit Odins Flammenzauber gebrochen ist? Der Flammenritt Sigurds kann nur einmal geschehen. Diese Schwierigkeit löst sich einfach durch Andeutungen der nordischen Schriften, wonach Sigurd sich mit Brynhild verlobt hat, bevor sie von Odin in die Waberlohe eingeschlossen wurde. Am schönsten würde sich die Sage abrunden, wenn wir annehmen dürften, daß eben der junge Sigurd es war, welcher der noch halb kindlichen Schlachtjungfrau ihr Schwanhemd raubte, daß sie *ihm* zuliebe seinen Feind wider Odins Willen in den Tod sandte, und daß sie auf ihn, den Geliebten, als Retter hoffte, wie sie Odin erklärte, sie werde sich keinem vermählen, der sich fürchten könne. Aber sie trägt als Verlobungsring Sigurds den Fluchring des Drachenhortes am Finger. Er kommt wirklich, der einzige, auf den sie vertraut, und die Waberlohe erlischt vor ihm; doch er kommt in fremder Gestalt und überliefert sie den Umarmungen eines andern durch den unerhörtesten Betrug, den je ein Weib vom Manne erfahren. Er nimmt ihr seinen Verlobungsring und schenkt ihn seinem Weib, und diese hält ihr ihn mit höhnischer Schmähung vor das Angesicht. Dafür muß Sigurd sterben. Nicht *seine* Schuld ist es: der Fluch des Hortes war's, der ihm den Vergessenheitstrank bereitete. Vom Fluch des Hortes muß er sterben. Aber nun, da er tot ist, gehört er wieder ihr; nun bettet sie sich zu ihm in die bräutlichen Flammen des Leichenbrandes und flüchtet sich mit dem Geliebten, den ihr die Lebenden entrissen, in der Toten sicheres Land. Im Nibelungenlied, wo ihre Liebe zu Sieg-

fried vergessen ist, lebt sie fort; aber die Lebende verschwindet wie die Tote.

Eigentümlich der nordischen Sage ist die Vorliebe für Hagen (Högni), welche sich übrigens auch im zweiten Teil des Nibelungenlieds durchfühlen läßt. Doch bleibt er hier immer noch der Mörder Siegfrieds und findet als solcher seinen verdienten Tod. Die nordischen Männer der Wikingszeit aber, welche den unerschütterlichen Todesmut über alles achteten, empfanden für den lachenden Trotz, mit dem Högni stirbt, solche Bewunderung, daß sie in diesem stolzen Helden nicht zugleich den hinterlistigen Mörder Sigurds sehen wollten. Sie ließen daher den jungen Guttorm die Freveltat vollbringen und der Tat die Rache auf dem Fuße folgen.

Vollkommen abweichend von der deutschen Auffassung ist die Stellung der Gattin Siegfrieds in der nordischen Sage. Ihr deutscher Name Grimhild (so lautet die ursprüngliche Form) ist auf ihre Mutter übergegangen, die im Nibelungenlied einfach Uote, Ahnfrau, heißt; sie selbst heißt Gudrun. Vielleicht hat sie einst beide Namen geführt, wie auch Brynhild verschiedene Namen hat. Ihrem ermordeten Gatten sind die beiden Hauptschuldigen Guttorm und Brynhild in den Tod gefolgt; die überlebenden Mitschuldigen sind ihre Brüder. Sie flieht, läßt sich aber später durch ihrer Mutter Künste milder stimmen und nimmt die Sühngeschenke der Brüder an. Damit ist nach altdeutscher Anschauung dem Recht Genüge getan und aller Groll vergessen. Sie warnt daher ihre Brüder vor Atlis Tücke, kämpft walkürenhaft mit blankem Schwert an ihrer Seite und rächt ihren Tod an Atli und seinem ganzen Haus. Dann aber, nachdem sie die heilige Pflicht der Blutrache erfüllt hat, stirbt sie in den Flammen mit dem ungeliebten Mann. So endete ohne Zweifel die ursprüngliche Sage. Die nordischen Sammler lassen Gudrun fortleben, um durch sie andere Sagen, die uns hier nicht weiter berühren, mit den Wölsungen in Verbindung zu bringen.

Die ganze Schuld am Untergang der Burgunden fällt auf Atli, den die nordische Sage nach ihrer Gewohnheit, ihre Helden in verwandtschaftliche Beziehungen zu setzen, zu Brynhilds Bruder gemacht hat. Aus Gier nach dem Hort wirft er den Giukungen vor, durch den Betrug bei der Brautwerbung den Tod Brynhilds verschuldet zu haben, und verlangt zur Sühne ihre Schwester als Gattin; aus Gier nach dem Hort läßt er dann seine Schwäger unter Martern töten und stirbt dafür selbst in der Nacht durch die Hand seines Weibes.

In dieser ältesten Darstellung der Sage klingen geschichtliche Erinnerungen an. Der nordische König Giuki nämlich, nach dem das Geschlecht der Burgunden Giukungen heißt, ist ein wirklicher historischer Burgundenkönig vom Anfang des 5. Jahrhunderts, Gibica; gleichfalls historisch sind seine Söhne Gundomar (Guttorm), Gislahari (Giselher) und Gundahari (Gunther). Diesen König Gundahari und sein ganzes Geschlecht vernichtete ein Hunnenheer zu Attilas Lebzeiten, wenn auch nicht unter dessen Führung, im Jahre 437. Nach der geringsten Angabe der Chronisten fanden zwanzigtausend Burgunden den Tod. Es war ein Vernichtungskampf, der selbst in jener gegen Greuel abgehärteten Zeit einen Eindruck machte, der auf Jahrhunderte hinaus in Sage und Lied fortlebte. Attila selbst starb nach gotischen Berichten in der Nacht seiner Hochzeit mit einer germanischen Jungfrau Hildico am Blutsturz, und frühe schon bildete sich die Sage, daß ihn die Jungfrau aus Rache für den Tod eines ihrer Verwandten wie Judith den Holofernes im Schlaf ermordet habe. Es lag nahe in einer Zeit, wo man Attila als dem Repräsentanten der Hunnen den Untergang der Burgunden zuschrieb, diese Bluträcherin zu einer Burgundin zu machen. Nun ist das gotische Hildico die familiäre Koseform eines mit Hild zusammengesetzten Frauennamens wie Grimhild, und so zeigt sich uns als Kern der deutschen Sage von Attilas Tod: Etzel vernichtet den Bur-

gundenkönig Gunther und wird dafür von dessen Schwester Hild (Grimhild), die er zum Weibe genommen hat, im Schlafe ermordet. Diese alte deutsche Sage ist uns in der nordischen Überlieferung erhalten.

Nach ihrer Verpflanzung in den Norden machte aber die Sage in Deutschland eine merkwürdige Wandlung durch. Die ursprüngliche Beziehung Brunhilds zu Siegfried verdämmerte; man wußte keinen Grund mehr, warum sie mit ihm sterben sollte. Nun, da der Mörder und die Mordstifterin triumphierend am Leben blieben, fiel mit Notwendigkeit der Witwe Siegfrieds die Pflicht der Rache zu; denn ungerächt durfte doch der treulose Mord an dem herrlichsten Helden nicht bleiben. Nun konnte Kriemhild unmöglich sich mit ihren Brüdern im Ernste versöhnen; sie mußte all das, was sie in der früheren Epoche der Sage an Attila gerächt hat, nun selber begehen. So ward aus der Bruderrächerin der Edda die Gattenrächerin des Nibelungenlieds.

Auch für diese innerlich notwendige Wandlung Kriemhilds fand sich ein äußeres Vorbild in der Geschichte. Nach dem Untergang ihres Reiches am Rhein waren nämlich die Burgunden südwärts gezogen und hatten ein neues Reich an der Rhone gegründet. Diesem machten die Merowinger ein Ende im Jahre 532. Als Anstifterin dieses Vernichtungskrieges galt eine burgundische Königstochter, welche angeblich den Mord ihrer Eltern an ihren fürstlichen Verwandten zu rächen hatte: Hrôthehild, die dem Franken Chlodwig vermählt war. Das alte Burgundenreich war untergegangen durch die Hunnen, das neue durch die Rache einer burgundischen Königstochter: diese beiden Erinnerungen verschmolzen sich in der jüngern Kriemhildsage, wie sie uns das Nibelungenlied darstellt.

Das älteste historische Zeugnis für diese jüngere Sagenform gibt der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus, der in seinem zwölften Buch folgendes erzählt: Kanut Lavard,

Herzog von Schleswig, wegen seiner Vorliebe für deutsche Sitten den Dänen verhaßt, wurde beim Dänenkönig Magnus verdächtigt, daß er nach der Krone strebe. Um ihn aus dem Wege zu räumen, lud ihn Magnus zu einer Unterredung ohne Zeugen in einen Wald bei Roeskild. Der Bote, welcher diese heimtückische Einladung überbrachte, war ein Sachse namens Sivard, seines Gewerbes ein Sänger. Er wußte von dem Anschlag, war aber durch Eide zum Schweigen gezwungen. Als der Herzog arglos mit ihm nach dem Walde ritt, da drückte den Boten sein Gewissen. Er überlegte, wie er den Herzog warnen könnte, ohne seinen Eid zu brechen, und da er wußte, daß jener deutsche Sagen und Weisen verstehe, so sang er eine Stelle aus einem alten sächsischen Lied, das von der „allbekannten Treulosigkeit Grimhilds gegen ihre Brüder" handelte. Er sang die Stelle wiederholt; aber der Herzog verstand des Sängers Warnung nicht und wurde von König Magnus im Walde ermordet. Das geschah am 7. Januar 1131.

Dieses alte sächsische Lied Sivards bezeugt uns, daß die jüngere Kriemhildsage nicht etwa bloß in Süddeutschland, wo das Nibelungenlied entstanden ist, ihre Heimat hatte, sondern über ganz Deutschland bis nach Dänemark hinein verbreitet war, und wieder waren es niederdeutsche Kaufleute, welche auch diese jüngere Sagenform in den hohen Norden verpflanzten. Von Männern aus Bremen, Soest und Münster lernte sie ein Isländer kennen, der um 1240 — also um dieselbe Zeit, in welcher man die Eddalieder sammelte — in einem großen Prosawerk, Thidrekssaga oder Wilkinasaga betitelt, alle Sagen zusammenstellte, welche mit Dietrich von Bern in Beziehung standen. Die Geschichte der Nibelungen, wie er sie seinen sächsischen Gewährsmännern nachschrieb, kommt in ihrem zweiten Teil dem Nibelungenlied auffallend nahe, bringt aber doch so viel abweichende eigentümliche Sagenzüge, daß eine unmittelbare Benützung des hochdeutschen Gedichtes nicht wahrscheinlich ist.

Dietrich von Bern, der Ostgotenkönig Theoderich, wurde wohl in unsere Sage eingeführt, als das — besonders durch die Ungarnkämpfe Kaiser Heinrichs III. gesteigerte — deutsche Nationalgefühl sich dagegen sträubte, daß der kühne Hagen und sein tapferer König von Hunnenhänden überwunden werden sollten. Wer immer der längst Vergessene war, der zuerst hierauf verfiel, es war einer der genialsten Dichtergedanken, die kunstvolle Steigerung der Kämpfe durch das Eingreifen des volkstümlichsten deutschen Helden zum großartigen Abschluß zu bringen, des edlen Heimatlosen, der mit einem Herzen voll Weh, aber unüberwindlichen Arms, mit der Schicksalsmacht einer höheren Gerechtigkeit dem wilden Trotz des Verzweiflungskampfes ein Ziel setzt. Dem Aufenthalt des Ostgoten Dietrich am Hunnenhof liegt überdies die geschichtliche Erinnerung zu Grunde, daß Theoderichs Vater und Vatersbrüder zu Attilas. Freunden zählten und die Ostgoten des Mongolenfürsten beste Streiter waren. Ist doch Attila selbst ein gotisches Wort und heißt Väterchen, ohne Zweifel die Übersetzung eines Schmeichelnamens, mit dem die Hunnen ihren Großchan anredeten, wie das russische Volk noch heute seinen Zaren batjuschka, Väterchen, nennt.

So hat uns die Vergleichung der nordischen und deutschen Überlieferung von selbst weitergeführt zur Frage nach der Entstehung der Sage.

In der Heldensage aller Völker verbinden sich mythische und historische Erinnerungen; unter die wirklichen Helden des Volkes mischen sich Göttergestalten, deren mythische Bedeutung dem allgemeinen Bewußtsein entschwunden ist. Wie wir sahen, beruht der ganze zweite Teil des Nibelungenliedes auf geschichtlichen Erinnerungen. Gunther, Giselher, Etzel und Dietrich von Bern sind Namen historischer Personen. Das Charakterbild Kriemhilds vereinigt Züge der letzten Gattin Attilas und der Gattin Chlodwigs. Wir werden also, was die Entstehung dieses zweiten Teils betrifft, auf das Ende der Völkerwanderung hingewiesen.

Rein idealer Natur dagegen sind die Hauptgestalten des ersten Teils, Siegfried und Brunhild. Mythisch ist Siegfrieds Drachenkampf und Drachenhort, sein Kampf mit Zwergen und Riesen, seine Unverwundbarkeit und sein sonnenhaft leuchtender Blick; mythisch ist Brunhilds Walkürentum, mythisch die Waberlohe, mit der Odin sie umschließt und aus der Siegfried sie erlöst. Mythisch ist auch Hagen als Mörder Siegfrieds.

Die Urweisheit des Menschengeschlechts ist Poesie. Mit Dichteraugen schaut der erwachende Geist in die Welt und glaubt in allem, was er sieht, nur sich selber wiederzufinden. Alles lebt und empfindet nach Menschenart. In allen Erscheinungen der Natur begegnen sich menschenähnliche Wesen, unter sich in menschenähnlichen Beziehungen, dem Menschen selbst bald freundlich, bald feindlich gesinnt, dort milde Götter, hier wilde Riesen und Dämonen.

So sahen z. B. unsere ältesten indogermanischen Vorfahren im Gewitter einen Kampf des menschenfreundlichen lichten Himmelsgottes mit einem bösen Dämon, dem feuerschnaubenden Wolkendrachen, der sich als Räuber auf den Schatz des Sonnengoldes gelagert hat.

Unsere germanischen Väter sahen im Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, den Zwist zweier feindlichen verwandten Götter, in welchem der lichtäugige Sommergott vom Speerwurf des blinden Wintergottes zur Unterwelt gesandt wird. Da aber die Luft- und Lichtgötter, wie Luft und Licht selbst, unverwundbar sind, so mußte man irgend ein Auskunftsmittel ersinnen, das die Wirkung des Todesgeschosses möglich machte.

Aus dem Verhältnis der Sommerwärme zur Erdvegetation ergab sich ein anderer Jahresmythus. Die Erdgöttin, vom kahlen Dorn des Winters gestochen, schläft todesähnlichen Schlaf bei den Toten. Da die Germanen ihre Leichen verbrannten, so dachten sie sich die Unterwelt von einem Flammenwall umschlossen. Der Geliebte der Göttin aber, der lichte

Himmelsgott, reitet durch die Lohe und erweckt die jungfräuliche Schläferin. Doch nur kurze Sommerzeit dauert ihr Liebesbund. Sobald der Brautschmuck der Göttin verwelkt, scheidet der Geliebte von ihr und überläßt sie wieder den winterlichen Mächten.

Ursprünglich wiederholten sich also diese mythischen Vorgänge wie die ihnen zu Grunde liegenden Naturerscheinungen. Als aber ihre symbolische Bedeutung in den Hintergrund trat, wurden sie als einmal geschehene Ereignisse aufgefaßt. Der lichte Sommergott, der den Wolkendrachen erschlug und ihm den Sonnenhort abgewann, der die vom Leichenfeuer umloderte Erdgöttin erweckt und darauf wieder verlassen hat, fällt durch den Speerwurf eines finstern, winterlichen Gegners.

Mit dieser Auffassung des Mythus als eines geschichtlichen Ereignisses ist der erste Schritt zur Heldensage hin getan. Diese entkleidet nicht nur die Handlungen, sondern auch die handelnden Personen ihres mythischen Ranges, zieht andere menschgewordene Götter und geschichtliche Helden herzu, gruppiert und gestaltet das Ganze nach einer einheitlichen poetischen Idee und motiviert das einzelne nach den ethischen Anschauungen ihrer Zeit. So finden wir in dem halbgöttlichen Helden Siegfried und in der halbgöttlichen Schlachtjungfrau Brunhild das alte Götterpaar wieder. Der Jahresmythus, wonach der Gott die Göttin aus dem Todesschlaf erlöst, um sie später den lebensfeindlichen Gewalten wieder zu überlassen, ist nun dahin gewandt, daß der Held die Geliebte von Anfang an nicht für sich, sondern für einen andern aus dem Zauberschlaf weckt. Sein Tod, der ursprünglich nur das Absterben der Natur bedeutete, ist jetzt moralisch begründet als Strafe für seine Untreue. So wird nun der alte Winterdämon zum Rächer der Göttin. Züge dämonischen Wesens haben sich in Hagens Gestalt bis ins Nibelungenlied herein erhalten. Sein Name bezeichnet den Dorn, das Symbol des Winters und des Todes. Mit Siegfrieds und Brunhilds Ende fand auch die Sage ihren Abschluß. Später aber, als die Dichtung den

Fluch des Goldes zum Grundgedanken machte, traten andere Erzählungen damit in äußeren Zusammenhang. So verwuchs schließlich die mythische Sage von Siegfried und Brunhild mit der historischen von Attila und den Burgunden.

All das vollzog sich dereinst im Schoße unseres Volks durch die Phantasie ungezählter Dichter, darunter große Dichter ohne Namen. Aber noch heute wirkt die Triebkraft des uralten mythischen Keims fort in einem Blütenbüschel von Märchen. Märchenhaft ist bereits das Lied vom hörnen Seifried aus dem 15. Jahrhundert, das uns zeigt, wie die Spielleute des Volks, unbekümmert um die ritterliche Kunstdichtung, die Sage weiterbildeten. Schon ist der ursprüngliche Bau völlig aus den Fugen; aber aus den Trümmern ragen Überreste höchsten Altertums. Heute ist dieses Bänkelsängerlied wie das ritterliche Epos von den Nibelungen im Volke vergessen. Aber der schöne sonnenheitere Held, den nach dem Zeugnis der Wölsungensage alle Kinder liebten, ist noch immer unter mannigfacher Verkleidung ein willkommener Gast der Kinderstube. Bald ist er ein junger Riese, der sich einem Schmied in die Lehre gibt und den Amboß mit einem Streich in den Grund schlägt. Bald ist er ein Jäger, der die Königstochter vom Drachen befreit und den seine treulosen Bundesbrüder verderben wollen, aber — da das Märchen keinen Triumph des Bösen duldet — dafür selbst in einen Sack mit Schlangen gesteckt werden. In einem hessischen Märchen führt dieser starke Junge, der den Amboß in den Grund schlägt und den Drachen tötet, noch jetzt den Namen Siegfried. Bald ist er ein junger Abenteurer, der in einem Turme mitten im Wasser eine Jungfrau schlafend findet, ganz in ihr Hemde eingenäht. Wer denkt nicht bei dieser schlafenden Jungfrau an das holde Königskind, das, von der Spindel gestochen, mit allen Bewohnern der Burg in tiefem Schlaf liegt, von einer das Dach überwuchernden Dornhecke umschlossen, in der alle Königssöhne, die hindurchdringen wollen, einen jämmerlichen Tod finden?

So schlief einst die Walküre, vom fressenden Feuer umfangen. Aber als die Zeit erfüllt war, kam der rechte Königssohn. Da blühte die Dornenhecke von großen schönen Blumen und tat sich voneinander, und er weckte die Schläferin als seine Braut. So erlosch dereinst die zum Himmel sausende Lohe, als der von Odin verheißene furchtlose Held zu der Heldin ritt, der lichteste Liebling deutscher Sage, Siegfried der Drachentöter.

Altfranzösische Volkslieder

1881

Eine der anmutigsten Spenden des diesjährigen literarischen Weihnachtsmarktes verdanken wir Professor Karl Bartsch in Heidelberg. Es ist die Übersetzung einer Auswahl französischer Volkslieder vom 12. bis zum 16. Jahrhundert*). Die Originale sind drei Sammlungen entnommen, die ältesten den von Bartsch selbst herausgegebenen altfranzösischen Romanzen und Pastourellen (Leipzig 1870), die späteren den von Tobler aus dem Nachlasse Moriz Haupts abgedruckten französischen Volksliedern (Leipzig 1877) und einer im Besitze des Dr. Kayser in Elberfeld befindlichen Handschrift, deren Edition Bartsch uns in nahe Aussicht stellt. Der Inhalt der ausgewählten Lieder ist äußerst mannigfaltig. Das erste Buch enthält romanzenartige Gedichte, welche zum größten Teil noch dem 12. Jahrhundert angehören, das zweite Liebeslieder ernsten Charakters, das dritte Liebeslieder scherzhaften Charakters, das vierte Nachtigallenlieder, Müllerlieder, Soldatenlieder, Nonnenlieder.

Von höchstem Interesse sind die romanzenartigen Lieder des ersten Buches, für welche Gröber in seinem Vortrag über die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen (Zürich 1872, S. 9) den Gattungsnamen Chansons d'histoire vorgeschlagen hat. Sie tragen, wie aller alte Volksgesang, typischen Cha-

*) Alte französische Volkslieder, übersetzt von Karl Bartsch, Heidelberg, Winter'sche Universitätsbuchhandlung 1882.

rakter. Alle behandeln das Schicksal liebender Frauen edlen Standes; alle verherrlichen die Freiheit des Herzens als ein unveräußerliches Naturrecht. Bald ist es ein Liebeszwist, aus dem die Heldin siegreich hervorgeht, bald läßt sie sich vom Geliebten entführen, bald widersteht die Unvermählte einem verhaßten Ehebund, bald lehnt sich die wider ihren Willen Vermählte gegen den Zwang der Sitte, die Tyrannei eines rohen Gatten auf. In allen fällt die Entscheidung zu Gunsten der Heldin. Nur ein einziges Lied hat tragischen Ausgang; da überdauert die Treue den Tod. So einfach der geschilderte Vorgang, so einfach ist die Schilderung selbst. Der im Volksliede sonst so beliebte Schmuck der Naturbilder im Eingang findet sich fast gar nicht. In typischer Regelmäßigkeit beginnt die Mehrzahl der Lieder mit dem Namen der Heldin; alle zeigen uns in den ersten Versen die schöne Frau, wie sie am Fenster sitzt, ein buntes Gewirk auf den Knien, wie sie, meist unter Tränen, stickt und spinnt oder mit abwesenden Gedanken ins Buch starrt, wie sie von der Zinne des Turms schaut oder im Garten am klaren Brunnen unter dem Ölbaum oder dem Weißdorn vom Geliebten träumt. Die metrische Form ist noch ganz die des Volksepos: die Strophe besteht aus drei bis fünf zehnsilbigen, auch achtsilbigen Versen, welche unter sich nicht durch Reim, sondern durch bloße Assonanz verbunden sind. Auch die Darstellung zeigt noch den schlichten Ernst der alten Heldendichtung. Die epische Ruhe der Erzählung wird durch Rede und Gegenrede dramatisch belebt, und dazwischen bricht in dem kurzen, lyrischen Chorgesang des Refrains die verhaltene Empfindung in bedeutungsvollen Worten hervor. Der Ausdruck ist knapp, die Zeichnung markig, in wenigen kräftigen Strichen oft mehr andeutend als ausführend, oft großartig, nie verkünstelt, freilich nicht für einen Geschmack, der das höchste Lob von einer Dichtung zu sagen meint, wenn er sie spannend nennt.

Eine kurze Skizzierung der einzelnen Lieder wird das Gesagte bestätigen und ergänzen. Das altertümlichste von

allen ist „Schön Irmenburg" (Bele Erembors). Zur Zeit der langen Tage im Mai, da die Franken (Franc de France) vom Königshof zurückkehren, reitet Reinald am Turm der Kaiserstochter vorüber. Sie sitzt am Fenster, bunten Pfellel auf den Knien. Er aber würdigt sie keines Blicks. Auf ihren klagenden Zuruf erwidert er: Du tatest unrecht, kaiserliche Maid! Liebst einen anderen und vergaßest mein. — Davon will ich mich reinigen. Auf die Heiligen schwör' ich's dir mit hundert Jungfrau'n und mit dreißig Frauen, daß ich nur dich geliebt. — Da steigt Reinald die Stufen hinan, breitschultrig, schlank, mit blondem Ringelhaar, schön wie kein zweiter auf Erden. Irmenburg blickt ihn an und beginnt zu weinen. Er aber setzt sich zu ihr, und von neuem geht die Liebe ihnen auf. — Dazu der Refrain: Ach Reinald, mein Lieb!

Man glaubt in der Tat das Stück einer alten Chanson de geste aus der Karolingersage vor sich zu haben. Die altertümlich strenge Haltung dieses Liedes tritt besonders deutlich hervor, wenn wir es mit einem anderen ganz ähnlichen Inhalts, aber sicherlich jüngeren Ursprungs vergleichen: Schön Jolante sitzt im Zimmer und näht aus Samt ein gutes Kleid, dazu singt sie unter Seufzen:

Wie klingt der Name Liebe hold!
Ach, daß ihr Leid ich fühlen sollt'!

Schön süßer Freund, ich will dir dieses Kleid aus treuer Liebe senden; ich bitte dich um Gott, erbarm dich mein! Sie kann sich nicht aufrecht halten und setzt sich nieder auf die Erde. Da tritt ihr Liebster herein, sie senkt das Kinn und schweigt. Süße Frau, spricht er, Ihr habt mich vergessen. Da lacht sie hell auf und breitet ihm seufzend die Arme entgegen: Ich lieb' dich ohne Falsch; willst du mich küssen, nimm mich hin! — Hier erscheint alles in eine weichere Empfindung getaucht; das Ganze durchzittert ein Gluthauch zärtlichen Begehrens. In beiden Liedern nehmen die Dichter den Liebeszwist einfach als gegeben an; wie der Mann dazu kam, die Geliebte für untreu zu halten, erklären sie mit keinem

Wort. Sie motivieren eben nur, was sie darstellen wollen: die Versöhnung.

Eines der schönsten Lieder ist das von den Schwestern; Gaiette und Oriour gehen am Samstag abend Hand in Hand in der Quelle zu baden. Da kommt der junge Gerhard vom Waffenspiel und schließt Gaiette sanft in seinen Arm. Oriour, sagt diese, wenn du Wasser geschöpft hast, so kehre zurück in die Stadt; ich bleibe bei Gerhard. Weinend geht die Schwester fort und seufzt aus vollem Herzen: Ach, wäre ich nie geboren! Im Tal hab' ich mein Schwesterlein verloren; Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren. — Der Jungherr aber bringt die Geliebte in seine Heimatstadt und vermählt sich mit ihr. Der Refrain lautet:

Nachtwind weht, und Zweige rauschen;
Süß ist's, Lieb' um Liebe tauschen.

Voll rührender Naivität ist folgendes Lied. Schön Aiglentine sitzt im königlichen Zimmer bei ihrer Mutter und näht ein Hemde. Doch näht sie nicht so achtsam wie sonst und sticht sich in die Finger. Die Mutter betrachtet sie forschend und spricht: Mach dein Kleid auf! Ich will deinen schönen Leib sehen. — Nein, Mutter, fleht sie, die Kälte wäre mein Tod. — Schön Aiglentine, was fehlt dir? Wie wirst du bleich und voll? — Süße Mutter, ich kann es nicht leugnen: ich habe einen edlen Ritter geliebt, den Grafen Heinrich, den Vielgepriesenen. Erbarme dich meiner! — Wird Heinrich dich zum Weibe nehmen? — Ich weiß es nicht, ich hab' ihn nie gefragt. — So geh und frag ihn! — Und die Schöne geht geradeswegs zu dem Grafen, der auf seinem Bette liegt. Herr Heinrich, wacht Ihr oder schlaft Ihr? Aiglentine fragt Euch, ob Ihr sie zum Weibe nehmen wollt. — Ja, sagt Heinrich, nie hörte ich liebere Worte. — Er läßt zwanzig Ritter aufsitzen und führt die Schöne in sein Land, wo er sie zur reichen Gräfin macht.

Einen ähnlichen Vorgang behandelt das Lied von Schön Amelot. Diese sitzt in der Kammer allein und spinnt und singt

dazu und nennt im Liede des Liebsten Namen: Gott, gib mir Garin zum Mann, mein süßes Lieb! — Da tritt die Mutter ein und setzt sich vor sie: Tochter, nimm einen Gatten, den Herzog Gerhard oder den Grafen Heinrich. — Ach, Mutter, laß mich bleiben wie ich bin. Ehe ohne Liebe wird zu Schmach und Leid. — Tochter, mahnt die Mutter, du erzürnst den Vater. — Da sinkt sie mit einem Schrei ohnmächtig an die Mutter hin, und diese küßt sie weinend voll Erbarmen: Du liebst Garin, du sollst ihn haben; er ist kühn und gut. — Sie sendet nach Garin, ihm die Tochter zu vermählen, und der Vater Lancelin gibt seinen Segen dazu.

Allem Anscheine nach liegen diesen Gedichten wirkliche Begebenheiten zu Grunde, daher der Name Chanson d'histoire, der in einer vatikanischen Handschrift einem zu dieser Gattung gehörenden Bruchstück beigeschrieben ist. Drei weitere Lieder behandeln die Leiden der unglücklich vermählten Frau (maumariée). In dem einen schaut sie sich nach einem ebenbürtigen Liebhaber um. In dem anderen will sie ihrem Mann und seiner ganzen Verwandtschaft zum Trotz am Geliebten festhalten. Das dritte ist ganz besonders charakteristisch: In einem Garten am Quell mit klarer Flut und weißem Sand sitzt die Königstochter, die Wange in der Hand, und seufzt: Graf Gui, mein Freund, welch schlimmes Los! Mein Vater gab mich einem alten Mann, der mich nicht aus dem Hause läßt. — Ihr böser Gatte hört es, schnallt sich den Gürtel ab und schlägt sie blutig, daß sie fast vor seinen Füßen stirbt. Dann aber reut es ihn; denn sie ist eines Königs Kind, und er war Dienstmann ihres Vaters. Als sie wieder zu sich kommt, ruft sie zu Gott: Herr, vergiß mich nicht ganz, sende mir noch vor Abend den Geliebten! — Und Gott erhört ihr Gebet: ihr Freund kommt, sie zu trösten. Sie sitzen unter dem Busch beisammen, wo manche Liebesträne fließt. — Auch hier finden wir also den naiven Appell an Gottes Courtoisie (gotes hövescheit), durch den sich in den Tristandichtungen die schöne Sünderin Isolde vor dem heißen Eisen rettet. Für eine

wegen unwiderstehlicher Liebe mißhandelte Frau muß selbst Gott Partei nehmen.

Ein schönes Gegenstück hierzu bildet das Lied von der treuen Gattin, das einzige mit traurigem Ausgange: Schön Doette sitzt am Fenster und liest in einem Buche; doch behält sie kein Wort. Unablässig denkt sie ihres Gatten Doon, der zum Turnier in fremdes Land geritten ist. Da springt vor der Treppe des Saales ein Knappe vom Roß und schnallt das Gepäck ab. Doette eilt hinunter und fragt: Wo ist mein Herr, den ich so lang' nicht sah? — Zur Antwort bricht der Knappe in Tränen aus, und die Frau sinkt ohnmächtig nieder. Er ist im Turnier gefallen. Da läßt sie ein Kloster bauen für sich und alle, denen die Liebe mit Leid gelohnt hat, und kein Ungetreuer soll es je betreten.

Neben diesen größeren Gedichten ist eine Anzahl kleinerer erhalten, Bruchstücke, wie es scheint, verschollener Lieder, von denen sich nur die Anfangszeilen, weil sie eine stimmungsvolle Situation zeichnen, selbständig erhalten haben. Schön Aje zum Beispiel sitzt zu Füßen ihrer bösen Meisterin (Erzieherin), auf ihren Knien ein Tuch von England; sie näht mit dem Faden schöne Nähterei. Vom Antlitz rinnen ihr heiße Tränen; denn morgens und abends wird sie geschlagen, weil sie den Ritter aus fremdem Lande liebt. Ach, Liebe aus fremdem Land, du hältst mein Herz gefangen und gebannt! — In einem anderen Liedchen sitzt Schön Doe wartend im Wind und klagt dem Weißdorn ihr Leid:

> Wie stehst du reich und blühend hier!
> Mein Lieb wollt' treffen mich bei dir,
> Ach, aber er kommt nicht zu mir.

Alle diese Lieder sind echte Volkslieder, entstanden und weitergetragen im Munde namenloser Sänger aus dem Stande der Jongleurs, der fahrenden Spielleute. Nur e i n Verfasser von Chansons d'histoire ist uns dem Namen nach bekannt, Audefroi li Bastars (Altfried der Bastard), nach Gröbers Vermutung ein Menestrel, das heißt Sänger im

Dienst eines ritterlichen Dichters. Auch er gehört noch, wie die unbekannten Dichter der übrigen Chansons, dem 12. Jahrhundert an. Mit Recht hat Bartsch die von ihm überlieferten Gedichte in seine Sammlung aufgenommen, da sie, wie die ältesten deutschen Lieder aus des Minnesangs Frühling, zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung mitten inne stehen.

Wir haben von Audefroi fünf erzählende Lieder, welche folgende Geschichten behandeln: Isabella liebt Gerhard in Zucht und Ehren; aber ihre Eltern vermählen sie wider ihren Willen mit einem anderen Manne. Gerhard trifft mit der Geliebten insgeheim zusammen; sie aber spricht: Erbittet nichts von mir! Ich habe einen Herrn, der mich liebt und ehrt. Geht von hinnen! Es wäre mein Tod, wenn man mich bei Euch fände. — Aller Hoffnung beraubt, nimmt er das Kreuz und läßt die Dame durch seinen Knappen um eine letzte Unterredung bitten. In ihrer vollen Schönheit kommt sie nach dem Garten. Herrin, spricht er, Gott geb' Euch gute Tage! Ich will um Euretwillen über Meer. — Sie hört es und möchte am liebsten sterben. Beim Abschiedskusse faßt beide solches Weh, daß sie bewußtlos in die Blumen sinken. So findet sie der Gatte Isabellens; er hält die Schöne für tot und stirbt selbst vor Herzeleid. Die Liebenden aber erwachen aus ihrer Ohnmacht und heiraten sich. So melden uns die Alten.

Idoine sitzt am Ölbaum im Garten und seufzt nach dem Grafen Garsile, der ihrem königlichen Vater im Kriege gedient hat und nach Abschluß des Friedens geschieden ist. Ihre Meisterin kommt dazu und schleppt sie an ihren blonden Flechten vor den König. Der läßt sie entkleiden und entgürten, und schlägt sie mit einem Riemen, daß von ihrer weißen Haut das Blut fließt. Dann schließt er sie im Turm ein. Dort bleibt sie drei volle Jahre in Sehnsucht und Trauer, bis der König von ihren Klagen gerührt wird und ein Turnier ausrufen läßt, dessen Siegerpreis Idoine sein soll. Ihr Geliebter kommt; sie sendet ihm ihren Ärmel als Abzeichen,

ruft ihm vom Turme herab Mut zu, und er führt sie als Sieger heim.

Beatrix näht weinend in ihrem Zimmer. Der edle Herzog Heinrich wirbt um sie; sie aber liebt den Grafen Hugo und fühlt sich Mutter. Es bleibt ihr keine Wahl: sie sendet Botschaft an den Geliebten und läßt sich von ihm bei Nacht über die Gartenmauer entführen. Da tritt der Herzog Heinrich zürnend vor ihren Vater und droht, ihm sein Land zu nehmen und Hugo den Kopf abschlagen zu lassen. Der Vater beteuert aber seine Unschuld, und die Mutter redet dem Herzog zu, auf Beatrix zu verzichten: Hugo liebte sie vor Euch; Ihr wißt das wohl. — Das ist wahr, Frau, aber flammende Liebe bedrängt mich! Damit reitet der Herzog heim, legt sich krank zu Bette und stirbt aus treuer Liebe. So hat es der Dichter in der Geschichte gefunden.

Zur Zeit der Weißdornblüte freite Graf Gui um die schöne Argentine, und sie gebar ihm in glücklicher Ehe sechs Söhne. Er aber entbrennt in heftiger Liebe zu ihrer Magd Sabine, und als die gekränkte Frau ihm Vorstellungen macht, verstößt er sie. Weinend irrt die Arme durch die Welt, bis sie in Deutschland an den Kaiserhof kommt, wo die Kaiserin die feingebildete Fremde in ihren Dienst nimmt. Dort lebt sie, bis ihre sechs Söhne, zu tapferen Rittern herangewachsen, gleichfalls an den Kaiserhof kommen und sie erkennen. Fast ohnmächtig vor Freude sitzt sie wortlos im Kreise ihrer Kinder. Diese führen sie wieder nach Hause, schaffen ihr Friede mit dem Vater und verbannen das Kebsweib. Eine Variante der vielverbreiteten Sage von der guten Frau.

Emmelot, das Königskind, sitzt im grünen Gras unter den Büschen und weint: ihr schlimmer Gatte, der Herzog, mißhandelt sie alle Tage. In trostloser Sehnsucht ruft sie des Geliebten Namen. Das hört der Herzog und schlägt ihr wieder durch ihr Seidenkleid blutrünstige Striemen. Zufällig kommt ihr Geliebter, vom Turnier heimkehrend, vorbei: Sagt mir, schön Emmelot, hat man Euch um meinetwillen geschlagen?

— Sie erzählt, was geschehen. Da zieht er das Schwert und stößt den Herzog nieder. Dann reitet er heim, die Geliebte vor sich auf dem Zelter, und macht sie zu seiner Gemahlin.

Schon diese gedrängten Inhaltsangaben reichen hin, um bei aller Ähnlichkeit einen auffallenden Unterschied zwischen Audefroi und den namenlosen Volkssängern in die Augen springen zu lassen. Die Einfachheit der alten Stoffe genügte nicht mehr; das erwähnte vornehme Publikum des Dichters verlangte stärkere Reize. Die erzählten Begebenheiten sind viel ungewöhnlicher, aufregender als im volksmäßigen Lied. Der Dichter beschränkt sich nicht auf die Hervorhebung einer einzigen Szene; er erzählt ausführliche Geschichten. In den Gedichten von Idoine und von Argentine haben wir schon kleine Romane vor uns. Auch in der metrischen Form verrät sich die Rücksicht auf einen verfeinerten Kunstgeschmack. Die Strophen sind reicher gegliedert, die Verse von wechselnder Länge; neben dem alten Zehnsilber erscheint der jüngere epische Vers, der zwölfsilbige Alexandriner, und, was besonders ins Gewicht fällt, die Reime sind durchaus rein; die Assonanz, der bloße Vokalreim des Volksgesanges, ist abgetan. In der Regel sind die fünf Zeilen der Strophe gleich gereimt, ja im Lied von Emmelot gehen dieselben Reime durch sämtliche Strophen. Trotz all dieser vorgeschrittenen Kunst hat der höfische Sänger die schlanke Kraft, den jugendfrischen Glanz der alten namenlosen Lieder nicht erreicht. Die Durchschnittsbegabung der Kunstdichter wird immer hinter der Volksdichtung zurückbleiben, und nur wenigen Höchstbegnadeten ist es gegeben, diese an poetischem Gehalt zu erreichen oder gar zu überbieten.

Mit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts verschwinden die Chansons d'histoire aus der französischen Literatur. Daß diese Gattung aber, wenn auch von den Schreibern der Handschriften verschmäht, im Munde des Volkes noch Jahrhunderte fortlebte, bezeugt ein schönes Beispiel aus dem 16. Jahrhundert, das Lied von Schön Isenburg: Der König

hält seine Tochter im Turme gefangen, weil sie den Ritter nicht heiraten will, den er für sie bestimmt hat. Sie sieht ihren Geliebten vorüberreiten und ruft ihm zu, sie werde sich tot stellen, er dürfe aber ja nicht dulden, daß sie in ihrer Kapelle zu St. Denis begraben werde. Bald erschallt der Ruf im Königsschloß: Schön Isenburg ist tot, gestorben aus Liebe. Drei Fürsten und ein Ritter tragen sie weinend zu Grabe. Unter Glockenklang und Pfaffensang bewegt sich der Trauerzug durch den Wald. Ihr Geliebter aber überholt sie alle. Haltet, bittet er, und laßt mich für sie beten, da sie aus Liebe zu mir gestorben ist. — Er durchschneidet das Leichentuch, und die Holde lacht ihn zärtlich an. — Es ist eine Romeosage mit glücklichem Ausgang.

Die folgenden drei Bücher enthalten, wie bemerkt, größtenteils lyrische Volkslieder, Chansonetes, deren Originale vorzugsweise der reizenden Sammlung von Moritz Haupt angehören. Das zweite Buch, das die in ernsterem, innigerem Tone gehaltenen Liebeslieder umfaßt, ist reich an Perlen echter Volkslyrik. Da klingen Gemütstöne an, die wir sonst als eine charakteristische Eigentümlichkeit des deutschen Liedes anzunehmen geneigt sind. So, wenn das Mädchen um den verlorenen schönen Liebsten klagt:

Du werdest, dacht' ich, lieben mich in Treue,
Dein falsches Herz erkenn' ich nun mit Reue;
Doch geh du nur, wohin dein Herz dich trieb,
Und such ein ander Lieb.

Ich gehe fort, in grünen Waldesgründen
Will eine Siedelei ich lassen gründen
Und leben drin in Schmerz und Liebespein
Um dich, Geliebter mein.

Oder wenn der Liebende bittet, die ihm entrissene Geliebte bei ihrem Hochzeitsmahl bedienen zu dürfen, und fortfährt:

All meine Lieb' ist eingeschlossen
In einem Silberringelein.
So oft ich auf das Ringlein schaue,
Bricht mir beinah' das Herze mein.

Wie es im deutschen Liede heißt: „In Schwarz will ich mich kleiden", so will auch hier die Verlassene fortan schwarze Farbe tragen. Der glückliche Bursch dagegen, der zum Stelldichein reiten soll, läßt sich sein Roß vom Hufschmied mit goldenen Nägeln beschlagen. Der Ritter, dessen Liebe von seiner „holden Adelsblüte" nicht erwidert wird, will im Walde Büßer werden und sein Herz Marien zuwenden. Ein anderer Verliebter wohnt schon als Klausner im grünen Hain und will sterben vor Sehnsucht:

Wenn Nachts der Glocken Töne
Rufen zum Gotteshaus,
Dann denk und komm, du Schöne,
Und söhne und söhne
Den treuen Liebsten aus.

In Regen und Wind sucht ein Wanderer sein Lieb und findet es endlich am Wiesenhang. Willkommen, spricht er, wo gehst du hin? — Ins Kloster, denn du liebst eine andere, und wenn ich tot bin, werden Frauen und Männer um mich trauern und dich meinen Mörder nennen. — Am frühen Morgen vor Tag kommt der Liebhaber und singt vor der Liebsten Türe; aber sobald sie ihn hört, steht sie auf und schließt sich ein: Sag mir, lieber Freund, reift es draußen? — Nein doch, es taut; sonst müßt' ich erfrieren. — Ein anderer geht spazieren nach Abendessenszeit und ruft die Geliebte aus dem Schlaf. Sie kommt ans Fenster, wagt aber nicht, so spät ihn einzulassen, und als er in Bitterkeit von ihr gehen will, da weint sie und sagt kleinlaut:

Ich bin ja ohne Kleider
Und so gebunden leider,
Daß ich nichts helfen kann.

Zum schönen Robert kommt die Botschaft, sein braunes Mädchen (brunette) liege am Sterben. Er zäumt und sattelt sein Grauroß (grison), gibt ihm drei Spornstreiche und reitet fort. Am Tore der Stadt angelangt, hört er dreimal die großen Glocken, die im Klageton ihm sagen, das braune Mädchen sterbe. Aber in der Mitte der Stadt singt eine Lerche, das braune

Mädchen werde gesund. Dreimal geht er um ihr Bett herum, und die Freude heilt sie. In drei Tagen soll er sie sehen, prächtig aufgeputzt in Ärmeln von Damast, und er selber soll wieder kommen, prangend wie ein Bräutigam.

Voll sonniger Lenz- und Jugendstimmung ist das Lied „Mein Vater ließ ein Schlößchen bau'n". Von Gold und Silber ist die Mauer; im Stall sind drei Rößlein, das eine grau, das andere braun, das kleinste ist das schönste. Das trägt uns beide querfeldein, mich und die Herzliebste mein. Wir pflücken Maienblümelein und machen draus ein Kränzelein für mich und die Herzliebste mein. Und laß uns fröhlich sein, fröhlich, mein holdes Liebchen!

Auch ein Goliardenlied ist unter diese Volksgesänge geraten, eine Liebeswerbung im Stile der fahrenden Schüler des Mittelalters, halb lateinisch, halb französisch. Darin heißt es: Lenzrosen blühn, die Lerche singt im Frührot, und die Nachtigall sagt: Nun hat jeder Student seinen Schatz. — Er will Abends in ihre Kammer kommen und für den Morgen verspricht er ihr Törtchen und guten Wein.

Nicht minder reich an köstlicher Poesie sind die Lieder komischen Charakters, welche das dritte Buch füllen. Hier läuft wohl manch zügelloser Mutwille mit unter, echt französischer Liebesleichtsinn; aber hier macht sich auch der dem französischen Volk eingeborene Sinn für anmutige Form am wohltätigsten geltend. Die Liebesgötter, welche sich hier tummeln, treiben es allerdings bunt genug; dennoch wird, spärliche Ausnahmen zugegeben, auch der strenge Moralist, wenn anders die Grazien an seiner Wiege gestanden, von der unschuldigen Miene dieser nackten Schelme entwaffnet werden. Wir sind in einer märchenhaften Welt, in der nur die Wünsche des Herzens gelten. Die Menschen darin sind mannbare Kinder, und diese großen Kinder greifen nach Liebesgenuß wie die kleinen nach Äpfeln. Die naive Deutlichkeit des Ausdrucks ist in der Übersetzung da und dort für den heutigen Leser taktvoll gemildert worden. Leider fehlen der deutschen

Sprache die liebenswürdigen adjektivischen Deminutiva, wie jeunette, seulette, nuette, die in den Originalen so bezaubernd wirken und wie mit wenigen feinen Pinselstrichen die lächelnde Lüsternheit in kindlichen Übermut verwandeln.

Hier begegnet uns vor allem die maumariée wieder, aber nicht mehr als weinende Dulderin, sondern in drolligem Zorn und trotzigem Rachemut. Eines der ältesten dieser Lieder beginnt: Warum schlägt mich denn mein Mann? Ich Arme! Ich hab' ihm doch nichts getan, als daß ich meinen Liebsten küßte. Nun will ich ihn aber aus Rache dafür zum Hahnrei machen. — Ich habe es meinem Mann gleich bei der Werbung gesagt, heißt es in einem anderen Liedchen, wenn er mich schlüge, sollte es ihm schlecht bekommen. Nun will ich's ihm zum Trotze sagen: Mein süßes Lieb halt' ich in meinem Arme. —

Besonders rebellisch gebärdet sich die Junge, der man einen Alten zum Mann aufgedrungen hat; den will sie geradeswegs „nach Cornwall schicken".

Ein köstliches Lied verherrlicht den auch sonst so vielbesungenen bon homme, den cornuto contento: er steht um Mitternacht auf, das schreiende Kind zu wiegen. Am Morgen wärmt er seiner Frau das Hemd, und da ihr weh im Magen ist, fragt er: Willst du wohl einen guten Kapaun oder eine gebratene Lerche haben, oder wäre dir eine Ente in der Brühe lieber? — Sie verlangt zu ihrem Imbiß auch Gesellschaft. Wen willst du, meine Liebe, willst du Herrn Johann? — Nein, den kleinen Studenten, der so gut lesen und schreiben kann.

Ihr Galane schmuck und jung,
Die da durch die Straßen traben,
Trefft ihr etwa meinen Mann,
Dürft ihr ihn, bei Gott, nicht schlagen!

In einem romanzenartigen Liede wird von einem jungen Ehemann erzählt, dem seine Frau abhanden gekommen ist. Endlich nach einem Jahr findet er sie bei einem Nachbar, und der verlangt von ihm Kostgeld für diese Zeit. Nun,

meint jener, hat sie dich bedient, so ist es billig, daß du sie ernährt hast, und so entscheidet auch der Richter, vor den sie ihren Rechtsfall bringen. Nach solchen Ehestandsproben kann es uns freilich nicht wundern, wenn ein glücklicher Witwer das Gaudeamus anstimmt:

Gott hat mich gnädig angesehn
Und ließ mir großes Heil geschehn,
Seitdem mein Weib gestorben;
Nur bitt' ich Gott im Himmelreich,
Daß sie nicht heimkehrt morgen.
Ich öffne Fenster, Tür und Tor
Am Abend und am Morgen,
Und tu' kein Wasser in den Wein,
Seitdem mein Weib gestorben.

Nur muß man mit Recht erstaunen, daß er sich schließlich nach einer zweiten umsieht. — Zur erfreulichen Abwechslung vernehmen wir auch von einer treuen Frau, die einen zudringlichen Liebhaber auffordert, Nachts als Werwolf ins Haus zu kommen. Gehorsam präsentiert er sich im Wolfspelz und wird von ihrem Mann und seinen Nachbarn als loup garou weidlich durchgeprügelt.

In bunter Reihe folgen im heitersten, ausgelassensten Volkston Lieder vom verliebten Mönchlein, vom Mädchen, das mit der Hellebarde ins Feld zieht, von schäkernden Schäfern und Schäferinnen, vom Mädchen, das seine Orangen nach Arras zu Markte trägt, von des Eremiten Töchterlein, das drei Burschen im Walde schlafen sehen, von dem lustigen Zecher Robin, der im Weinfaß begraben wird, von der tanz- und heiratslustigen Alten, die nur noch zwei Zähne hat, einer Lieblingsgestalt der Nithardlieder, von dem glücklichen kleinen Mann, ein Lügenlied u. a.

Schon im zweiten und dritten Buch kommt es häufig vor, daß sich der Dichter an die Nachtigall wendet. Sie ist der Vertraute, der Bote, der Ratgeber, der Fürsprecher der Liebenden. So schließt z. B. ein Lied:

O Nachtigall im lustigen Hain,
Geh, sag dem süßen Liebchen mein,
Es soll mir gottbefohlen sein.
Aus Liebe fort
Geh' ich, wo blühn Waldblümelein,
Und sterbe dort.

Diese Apostrophen der Nachtigall „mit goldener Kehle" sind im französischen Volksliede noch beliebter als im deutschen. Auch die von Gaston Paris herausgegebenen Chansons du XV. siècle (Paris 1875) sind voll davon. Dieses ideale Verhältnis zur Nachtigall ist Gegenstand besonderer Lieder, welche das vierte Buch eröffnen. Sie gehören zu den allerschönsten der ganzen Sammlung. Es soll hier nur eines aus dem 13. Jahrhundert hervorgehoben werden: Der Nachtigall Tochter. Zu beachten ist, daß die deutsche „Frau Nachtigall" bei den romanischen Völkern als Herr auftritt, als prince des amoureux, der gelegentlich die besungene Schöne selbst um Liebe bittet (spanisch ruiseñor, altfranzösisch li rosignox aus lusciniolus).

Das genannte Lied erblüht aus üppiger Märchenphantasie: mein Liebchen hat ein Hemd von Leinen, einen weißen Hermelin und einen Rock von Seide; ihre Strümpfe sind von Wasserlilien, ihre Schuhe von Rosen; ihr Gürtelchen aus Frühlingslaub mit goldenen Knospen, am Täschchen ein Gehänge von Blüten. Sie reitet ein Maultier mit Silber beschlagen; der Sattel ist von Gold. Dahinter stehen auf der Kruppe drei Rosenbäume, ihr Schatten zu geben. Ritter begegnen ihr auf der Wiese und grüßen sie: Schöne, wo seid Ihr geboren? — Aus dem gelobten Frankreich bin ich und von hohem Adel. Nachtigall, die ist mein Vater, die im höchsten Busche singt, meine Mutter die Sirene, die da singt am Strand des Meeres.

In einem anderen Liede lauscht ein Mädchen am schattigen Quell den Stimmen der Vögel, und alle rufen sie zur Liebe. Auch der verräterische Vogel der orientalischen

Märchen meldet sich. Ein Hänflingweibchen, das seinem Herrn anhängt, will die ungetreue Herrin anzeigen, läßt sich aber bestechen: es verlangt einen Pfennig, sich Rübsamen zu kaufen, einen Groschen, um seinen Käfig ausbessern zu lassen, und ein Schneckenhaus, um daraus zu trinken.

Unter den Liedern, welche die fahrenden Studenten durch alle Lande trugen, war eines der beliebtesten das Streitgespräch zwischen Wasser und Wein. Man singt es noch heute in den verschiedensten Zungen, in Schwaben sowohl als in Lothringen und in den baskischen Pyrenäen. Eine bisher unbekannte französische Fassung aus der Kayserschen Handschrift bietet unsere Sammlung.

Daran reihen sich Müllerlieder, laszive kleine Romanzen von Frauen und Mägdlein, die zum Müller kommen, um sich ihr Korn mahlen zu lassen, Seitenstücke zu jenem deutschen Büttnerliede, das unter dem Namen Gottfrieds von Neifen überliefert ist, nur graziöser, nicht so handgreiflich. Dazwischen ertönen wieder ernste tiefe Klänge, lyrische Seufzer von Gefangenen und um Gefangene, endlich Lieder von liebeskranken Nonnen, bald voll kecker sprühender Sinnenlust, bald voll rührend hinsterbender Klage. Auch die in Deutschland vielgepflegten geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder fehlen nicht.

Die heiteren Gedichte haben meist den Refrain; die Mehrzahl der ernsten und innigen läßt ihn beiseite. Als Ergüsse individueller Stimmung eigneten sie sich weniger zum Tanz- und Chorlied. Die Kunstdichter liebten es, populäre Refrains in ihren Dichtungen zu verwenden, und so kommt es, daß uns viel mehr Refrains erhalten sind als Lieder. Bartsch gibt in der Einleitung eine Auswahl von solchen Refrains, deren Liedertexte verloren sind. Auch eines der ältesten Liedchen unserer Sammlung, das von den drei Schwestern, besteht eigentlich nur aus der Zusammenfügung von drei offenbar besonders populären Liederrefrains, die der Reihe

nach den einzelnen Schwestern als Stimmungsausdruck in den Mund gelegt werden.

Bekanntlich kommt es in den deutschen Volksliedern, besonders den historischen, nicht selten vor, daß der Dichter am Schlusse, wenn nicht seinen Namen, so doch seinen Stand angibt; ganz ebenso lieben es auch die französischen Volksdichter, in einer Zusatzstrophe persönlich hervorzutreten: bald ist es ein Soldat, bald ein Schreiber, bald ein Druckerbursche u. s. w. Nur in einem Fall, im Lied von der Nachtigall Tochter, steht diese Zusatzstrophe im Eingang, wo gesagt wird, ein Ritter habe es unter dem schattigen Ölbaum in den Armen seines Liebchens ersonnen. Am Schluß einer schmerzlichen Liebesklage gibt sich der Dichter als einen guten Gesellen zu erkennen, der im Walde mit seinen Büchern liegt und sich mit Zimt, Nägelein und Muskatnuß seinen Wein würzt. Auch die sehnsüchtige Klage des Liebesklausners ist von einem solchen bon compagnon:

Ein wackrer Bursch im Städtchen,
Der machte dies Gedicht;
Er liebte treu ein Mädchen,
Ein Mädchen, ein Mädchen,
Wußt' ihren Namen nicht.

Ein einziges Mal, in einem sehr späten Gefangenenlied, nennt der Dichter seinen Namen, Pierre du Blaty aus Cahors, der, wie er beteuert, unschuldig in Marseille auf die Galeere kam.

In vier Liedern unserer Sammlung nennen sich Mädchen als Verfasserinnen; so ist eines der tiefempfundenen von einer jungen Lyonerin, die in Ängsten lebt, ihr Geliebter möchte sich im fremden Land ein anderes Liebchen wählen. Ein zweites Lied singt eine verliebte Tochter für die Ohren ihres Vaters mit der ernstlichen Mahnung, er möge sich beeilen, sie ihrem Auserwählten als Gattin in den Arm zu legen. Ein drittes Mädchenlied verrät in schalkhafter Laune die heimlichen Zechereien der Frauen. Solche Schlußstrophen

finden sich fast nur in den mehr individuell gefärbten refrain-losen Liedern. Unter fünfzehn Liedern, in denen der Dichter sich nennt, sind nur zwei eigentliche Refrainlieder.

Welch reichen Einblick in das französische Volksleben des Mittelalters die vorliegende Sammlung gewährt, mag diese flüchtige Blütenlese zeigen. Die Übersetzung ist voll poetischen Verständnisses, treu und formgewandt. Für Detailkritik, für Einwendungen gegen Auffassung und Wiedergabe einzelner Ausdrücke ist hier nicht der Ort. Das reizende Buch soll allen Freunden echter Poesie aufs beste empfohlen sein.

Beowulf,
das älteste germanische Epos
1884

Am frühesten unter allen Germanen erblühte eine poetische Literatur bei jenen deutschen Stämmen, welche sich allmählich im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts in Großbritannien angesiedelt hatten. Ihre Hauptmasse bildeten Angeln aus Schleswig und Sachsen aus Holstein, welche sich selbst seit dem achten Jahrhundert unter dem Kollektivnamen Angelsachsen zusammenfaßten. Ihre Sprache jedoch, einen niederdeutschen, dem Friesischen nächstverwandten Sprachzweig, nannten sie vorzugsweise nach den an Zahl überwiegenden Angeln Englisc, auch sich selbst Engliscmen, anglische Männer, und so heißen sich ihre Nachkommen bis heute. Die Glanzzeit ihrer Dichtung fällt ins achte Jahrhundert. Das größte und wichtigste Denkmal dieser Periode ist das Gedicht von Beowulf, das einzige vollständig erhaltene Epos aus altgermanischer Zeit und als solches von unschätzbarem Werte. Der einzige Überrest unseres deutschen Heldengesangs, das Hildebrandslied, das an Alter dem Beowulf gleichsteht, ist leider nur als lückenhaftes Bruchstück auf uns gekommen.

Seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts war der Sieg des Christentums unter den Angelsachsen entschieden. Kein anderer germanischer Stamm gab sich mit solch frommem Eifer der neuen Lehre hin. Könige von Wodans Geschlecht traten als Mönche und Einsiedler in den Dienst des Zimmermannssohnes; gekrönte Helden, deren stolzeste Freude ge-

wesen war, blutige Bäche aus Helmen zu hauen, stellten sich mit dem Stab in der Hand den anstürmenden Feinden des Evangeliums entgegen, um sich wehrlos töten zu lassen. Christliche Wissenschaft fand geistvolle Pflege. Pilger wanderten in Scharen nach der ewigen Stadt, und feurige Glaubensboten trugen das Kreuz unter ihre heidnischen Stammesgenossen auf dem Festlande. Auch der Dichter, dem wir die überlieferte Bearbeitung des Epos verdanken, war ein Christ, ein christlicher Geistlicher.

Aber die zu Grunde liegenden Heldenlieder reichen weit in die heidnische Zeit zurück. Der Gegenstand des Gedichtes sind heidnische Mythen, auf einen menschlichen Helden übertragen. Zahlreiche Episoden eröffnen Ausblicke in eine reiche verdämmernde Sagenwelt vorchristlicher Zeit. Mit epischer Ausführlichkeit wird uns der menschliche Schauplatz der Sage, werden uns Lebensformen und Sitten der heidnischen Germanen geschildert. So kommt unserem Gedichte neben dem ästhetischen und mythologischen ein hohes kulturgeschichtliches Interesse zu. Als treues Spiegelbild altdeutschen Lebens zeigt es uns klarer denn alle Chroniken das Treiben eines königlichen Hofhalts, das Zusammensein des Königs mit seiner Gefolgschaft. Wir belauschen die kampfstolzen Reden, die Ruhmstreitigkeiten der meterhitzten Gäste; wir hören des Sängers Harfenspiel und den fröhlichen Tumult des Gelages. Schmuck und Rüstung, Waffen und Rosse lernen wir kennen, die Schiffahrt auf dem vielnamigen Meer, das Zeremoniell des Hofes und die Bräuche der Gastfreundschaft, die Verherrlichung der Lebenden und die Bestattung der Toten in Leichenbrand und Hügelgrab, und wenn auch die Namen der alten Götter verwischt sind, so bleiben uns doch Zeugnisse genug für die Lebensanschauung der heidnischen Germanen, ihren Schicksalsglauben und ihre ethischen Ansichten.

Erhalten ist uns das Gedicht in einer Pergamenthandschrift des 10. Jahrhunderts, welche Sir Robert Cotton um

den Anfang des 17. Jahrhunderts seiner Sammlung angelsächsischer Sprachdenkmäler einverleibte und welche mit dieser in den Besitz des britischen Museums in London übergegangen ist. Dem Feuer, das im Jahre 1731 einen großen Teil dieser kostbaren Sammlung zerstörte, ist die Handschrift durch ein günstiges Geschick, freilich nicht unbeschädigt, entgangen, da die Hitze bereits die Pergamentblätter aufzurollen begonnen hatte. Den ersten Druck besorgte der dänische Gelehrte Thorkelin im Jahre 1815, und seitdem haben nordische, englische und deutsche Gelehrte in der wissenschaftlichen Pflege des sprachlich und sachlich äußerst schwierigen Gedichtes gewetteifert. Haben doch sämtliche germanische Völker der Gegenwart Ansprüche auf diese Dichtung, die Skandinaven, weil von ihnen die Sage kam, die Deutschen, weil das Volk, in dessen Sprache das Werk abgefaßt ist, deutschen Ursprungs war, und die Engländer, weil sie zum überwiegenden Teil von diesem Volke stammen.

Die Versform des Gedichtes ist die allgemein germanische der alliterierenden Langzeile. Dieser heroische Vers der Germanen wird durch eine Cäsur in zwei Hälften geteilt. In jeder Halbzeile sind zwei Hebungen und mindestens eine Senkung, wobei der Auftakt, d. h. die der ersten Hebung vorangehenden Silben, nicht mitgezählt wird. In der Hebung kann immer nur eine einzige Silbe stehen, in der Senkung dagegen mehrere, im Beowulf jedoch selten über drei, nie über fünf. Aus der wechselnden Zahl und Stellung der Senkungen ergibt sich die für den epischen Vers notwendige Mannigfaltigkeit des Rhythmus. Die Hebungssilben sind die Träger der Alliteration, des sogenannten Stabreims, und zwar in der Weise, daß zwei oder eine (im letzteren Falle am besten die erste) in der ersten Halbzeile und die erste in der zweiten Halbzeile den gleichen Anlaut haben. Alle Vokale reimen untereinander, weil — für unser Ohr kaum mehr vernehmbar — jedem im Anlaut gesprochenen Vokal ein leiser Faukalkonsonant vorangeht, der durch das Aufspringen

des Kehldeckels entsteht und in der griechischen Schrift mit dem spiritus lenis, in der arabischen mit dem Buchstaben Elif bezeichnet wird. Die letzte Hebung darf nur dann den Stabreim tragen, wenn in derselben Zeile zwei Stabreime abwechseln oder sich kreuzen. In der Hebung können nur solche Silben stehen, welche dem Sinn nach die gewichtigsten im Satze sind. Die Gesetze der germanischen Metrik sind also mehr logischer als musikalischer Natur. Wie schon in der Ursprache der Germanen der Hauptton im Worte auf die Wurzelsilbe als die Trägerin des Vorstellungsausdrucks gelegt wurde, so herrschte auch von Anfang an in ihrer Metrik nicht das Gewicht des sinnlichen Lautes wie bei den klassischen Völkern, sondern das seiner geistigen Bedeutung. Diese Bevorzugung des inneren Gehaltes vor der äußeren Form, wodurch sich die Germanen zu ihrem Vorteil und Nachteil von den anderen Völkern unterscheiden, bildete von Uranfang an das typische Merkmal germanischen Wesens.

Jenes stoßweise Hervorheben der sinnschwersten Silben, das beim Vortrag wahrscheinlich durch einen Griff in die Saiten noch verstärkt wurde, gibt der ganzen Darstellungsweise den Charakter des Gewaltsamen, einer leidenschaftlichen Erregung, die dem epischen Stil nicht günstig ist. Die Schwierigkeit der Alliteration brachte Variation des Gedankens in synonymen Ausdrücken, Einschiebung reimgebender Appositionen mit sich, wodurch der Gang der Dichtung etwas schwerfällig Nachdrückliches erhält. Gleichnisse sind sehr selten, umso häufiger schmückende Beiwörter und Metaphern, zum Teil von großer poetischer Kraft und Anschaulichkeit. Einige Beispiele mögen folgen, obgleich die Schönheit der alten Komposita sich in der modernen Übersetzung kaum ahnen läßt: das Schwert heißt Freund im Kampf, Kampfgenoß, Kampfleuchte, Kraftstütze; der Speer Kraftholz, Todesschaft; der Krieg Schreckenszug, Kummerfahrt, Schwerterhaß, Schwertersturm, Kampfspiel, Wettspiel der Schilde; die Wunde heißt Schwertbiß; das vorquellende Blut Schwerttrunk; der

Geächtete Schwertwolf; das Schiff Meerholz, Meerbaum, Wogengänger; das Segel Meergewand; das Meer der Wogen Becken, der weite Grund, Walfischweg, Schwanenweg, Taucherbad (nach der Taucherente). Die Sonne wird genannt des Äthers Lampe, des Himmels Juwel, die Weltleuchte, des Himmels Wonne, das Feuerzeichen Gottes. Das Lied heißt Lust der Halle; die Harfe Freudenholz, Freudenbaum; der Sänger Freudenbringer. — Diese und zahlreiche andere Formen des poetischen Ausdrucks sind formelhaft, Merkmale einer langgeübten, altvererbten Kunst.

Die Alliteration, welche bei uns in Deutschland schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts durch den Endreim verdrängt wurde, hat sich im konservativeren England durch das ganze Mittelalter behauptet und war besonders noch im 14. Jahrhundert populär. Die angelsächsischen Geistlichen brachten sie selbst in ihren lateinischen Gedichten an.

Das Gedicht, das 3183 Langverse zählt, zerfällt dem Inhalt nach in zwei Teile. Der erste größere Teil behandelt die gewaltigste Tat des jungen Beowulf, der zweite das Ende des greisen Helden im Kampf mit einem Drachen. Es sind hier offenbar zwei alte selbständige Lieder zu einem Ganzen verarbeitet. Der Schauplatz des ersten Teiles ist Dänemark, der des zweiten Götland im südlichen Schweden.

Die Erzählung beginnt mit einer Verherrlichung des dänischen Königsgeschlechts. Nach der mit der Schwanrittersage verwandten dänischen Stammsage kam in grauer Vorzeit, da eine schwere Drangsal das Volk betroffen hatte, ein Kind mit Waffenkleinodien in einem Nachen übers Meer dahergeschwommen, niemand wußte von wannen. Es erhielt den Namen Skyld (Schild); vielleicht war das Fahrzeug nach der ursprünglichen Sage ein Schild gewesen. Der kleine Fremdling wuchs heran und wurde ein mächtiger König, dem alle umsitzenden Völker über das Meer hin Tribut bezahlen mußten. Diese Sage, welche sicher den Gegenstand eigener Lieder gebildet hat, wird vom Dichter als bekannt

vorausgesetzt. Er begnügt sich mit kurzen Andeutungen und hebt nur ihren Schluß, die Erzählung von der Bestattung Skylds, hervor: Als nach langer, ruhmvoller Lebenszeit der liebe Landesfürst seinen Tod herannahen fühlte, da befahl er den trauten Genossen, daß sie seine Leiche dem Meere übergeben sollten. Da rüsteten sie ein Schiff, glänzend wie Eis, legten den Toten nahe zum Maste, häuften Kleinode um ihn, schmückten den Kiel stattlich mit Kampfwaffen und Kriegsgewanden, mit Schwertern und Ringpanzern, setzten ihm ein goldenes Banner hoch übers Haupt (zum Zeichen, daß ein König an Bord sei) und überließen ihn den Wogen des Meeres. So schied der Retter des Volkes geheimnisvoll, wie er gekommen war.

Nach ihm hießen die Könige der Dänen und das ganze Dänenvolk Skyldinge. Ein Urenkel Skylds war Hrodhgar (das deutsche Rüdeger); dem war Heerglück verliehen, Kampfes Ehre, und seine Mannen dienten ihm gerne. Als der Held ergraute und eine herrliche Jugend um sich emporblühen sah, ein gewaltig Geschlecht, da gedachte er, daß er ein Saalhaus bauen wollte, der Methallen größte, um dort auszuruhen bei frohem Gelage im Kreise seiner Helden und all seine Schätze mit ihnen zu teilen. Weither wurden Werkleute zusammenberufen, und der König erlebte die Freude, daß er den Bau vollendet sah, wie er von einem Hügel herab über die Lande schimmerte.

Diese Halle haben wir wohl im Mittelpunkt der dänischen Herrschaft, auf Seeland, zu suchen. Sie lag vor den Wällen der Königsburg an einer mit bunten Steinen gepflasterten Straße, welche von dem nächsten Landungsplatz ins Innere der Insel führte. Mit der Burg war sie durch einen Weg, den sogenannten Metsteig, verbunden. Wenn wir uns von diesem Bau, dem Idealbild einer angelsächsischen Königshalle, eine Vorstellung machen wollen, so dürfen wir uns nicht einen stolzen Quaderbau denken, sondern einen Holzbau nach uralt germanischem Stile. Wie Tacitus berichtet, bauten

die Germanen aus rohem Gebälk, welches sie an einzelnen Stellen mit feiner, glänzender Erde farbig bestrichen. So errichteten auch die Angelsachsen auf einem steinernen Fundament hölzerne Umfassungswände, und zwar waren die Balken hierbei entweder aufrechtstehend und durch Klammern verbunden oder horizontal übereinandergelegt nach Art der Blockhäuser. Hrodhgars Halle hatte nach Andeutungen des Gedichtes die senkrechte Balkenstellung und wurde von innen und außen durch fortlaufende Klammern zusammengehalten. Der Eingang war zu ebener Erde, und vor der Türe zog sich eine Bank hin, wo sich die Ankömmlinge niederließen, bis sie vom König empfangen wurden. Den Bau krönte ein steil ansteigendes Giebeldach mit farbiger, schimmernder Bedeckung von Ziegeln oder bemalten Schindeln. An jedem Dachgiebel ragte ein Hirschhorn hervor, und zwar nicht von natürlichen Geweihen, sondern von kolossalem, phantastischem Schnitzwerk, wie es noch bis auf den heutigen Tag an nordischen Gebäuden erhalten ist. Von diesem Hornschmuck nannte Hrodhgar seine Halle H e o r o t , d. h. Hirsch. Das Dach stützten im Innern ein oder zwei Holzpfeiler, die sogenannten Hallbäume. Zwischen ihnen, in der Mitte des Hauses war der Herd, in der ältesten Zeit eine einfache Feuerstätte auf dem Fußboden, später mit Feuermauern und Roststangen versehen. Der Rauch zog durch die hoch angebrachten, unverglasten Fenster und durch eine von einem Schirmdach bedeckte Öffnung über dem Herd. In unmittelbarer Nähe des Herdes erhob sich auf einer Estrade der Hochsitz des Königs mit Raum für drei Personen, den König, die Königin und des Königs nächsten Verwandten. Von da aus zogen sich in Hufeisenform die Bänke um den Herd, mit Schnitzarbeit und Gold geziert. Tische waren beim Trinkgelage nicht vonnöten: die Gäste hielten die Hörner oder Becher fortwährend in der Hand. Beim Mahle dagegen wurden vor die einzelnen kleine Tische gestellt. Der Fußboden war teils mit Holzdielen belegt, teils mit bunten Steinen gepflastert. Die Wände der Halle und

das offen sichtbare Dachgebälk glänzten von Gold und brennenden Farben. Bei festlichen Gelegenheiten behängte man die Wände überdies mit kostbaren Webereien.

Dort saß der milde König inmitten seiner G e f o l g s c h a f t. Das waren freigeborene Männer, einheimische und fremde, welche meist aus Mangel an eigenem Grundbesitz freiwillig in den Dienst des Königs getreten waren. Auch für Söhne fürstlicher Geschlechter war es keineswegs beschämend, ihre kriegerische Laufbahn im Komitat eines großen Herrn zu beginnen. Innerhalb desselben gab es, wie Tacitus bezeugt, verschiedene Rangstufen, nach Maßgabe der Meinung, welche der Herr von den einzelnen hatte, und ein großer Wettstreit war einerseits unter dem Gefolge, wer den ersten Platz bei dem Herrn einnehme, und anderseits unter den Herren, wer das meiste und mutigste Gefolge habe. „Das war ihre Ehre, das ihre Stärke, immer von einer stattlichen Schar erlesener junger Männer umgeben zu sein, im Frieden ihr Hofstaat, im Krieg ihre Leibwache." Diese Gefolgsdegen bildeten mit den Angehörigen des Königshauses eine große Familie, der Mann dem Herrn, der Herr dem Manne in schöner Gegenseitigkeit zu Liebe und Treue verpflichtet. Es war eine Schande für den König, einem seiner Degen an Tapferkeit nachzustehen. Daher heißt es von Hrodhgar in unserem Gedicht: „Niemals fehlte er an der Spitze des Kampfes." Daher auch das bezeichnende Epitheton „königskühn", daher auch das deutsche Wort Fürst, der Vorderste (englisch first). Dagegen war es wiederum eine Schande für das Gefolge, dem Herrn an Tapferkeit nicht gleichzukommen. Nach Tacitus war der für immer ehrlos, der seinen Herrn überlebend vom Schlachtfeld ging. Daß dieses Ehrengesetz in der ganzen angelsächsischen Zeit ungeschwächt fortlebte, dafür bieten uns Geschichte und Dichtung die großartigsten Zeugnisse. In Bezug hierauf sagt unser Gedicht: „Besser den Tod als ein Leben in Schande!" War doch der gesellige Tod im Kampf nach allgemein germanischer Anschauung das schönste und

würdigste Ende des Mannes. Der heilige Bonifaz hat uns in einem Briefe einen Spruch seiner angelsächsischen Heimat überliefert, worin es heißt: „Der Lohn des Feiglings ist, daß er einsam sterben muß." — Den Herrn zu verteidigen und sogar die eigenen Heldentaten ihm zum Ruhme anzurechnen, war des Kriegers erste Pflicht. Dafür war des Königs höchste Tugend Freigebigkeit gegen den Dienstmann. Nicht bloß die zufällige Kriegsbeute, sondern Haus und Herd teilte er mit ihm, stets darauf bedacht, den lieben Kampfgenossen durch Geschenke von Rossen, Waffen und Ringschmuck zu erfreuen. Daher heißt der König in unserem Epos Ringspender, Schatzverteiler, der gerne Gebende, Freund und Herr, der Kämpfer Schutz, der Goldfreund der Männer. Als der Hausvater heißt er hlâf-weard, hlâford, Brotwart, Brotherr, das heutige lord, wie die Königin als Hausmutter hlâf-weardige, hlaefdige, Brotherrin, daher altenglisch levedy, neuenglisch lady. Die Dienstmannen hießen Genossen im allgemeinen und näher bestimmt Hausgenossen, Saalgenossen, Herdgenossen, Tischgenossen, Fahrtgenossen, Schildgenossen, auch Hagestalden (d. h. Hagbesitzer, ursprünglich der Titel der jüngeren Söhne, die nur einen Hag, ein Nebengut, erhielten, im Gegensatz zum Herrenhof des Erstgeborenen, dann junge Männer, Dienstmannen im allgemeinen, daher das heutige Hagestolz). Ihre Gesamtheit hieß Volk; die erste Bedeutung dieses Wortes ist Kriegerschar, daher folgen = Kriegsdienste tun.

Diese Gesamtheit wurde abgeteilt in die dugudh (Tugend, tüchtige Schar), die Schar der Männer, und die geogodh (Jugend), die Schar der Jünglinge, eine Unterscheidung, welche vollkommen dem späteren Gegensatz zwischen Rittern und Knappen entspricht.

Nie hatte eine Gefolgschaft einen freundlicheren Herrn, als die im Heorot saß um König Hrodhgar. Da erscholl Jubel jeglichen Tag, Harfenklang und heller Sang des sagenkundigen Sängers. Das hörte in der Ferne ein grausiger Unhold, der

Riese des Moors, der mit seiner schrecklichen Mutter in ewiger Nacht den schlammigen See bewohnte, das neblige Sumpfmeer. Der grimme Gast war Grendel geheißen. Ihn erboste der fröhliche Lärm, der in seine freudenlose Wohnung herüberhallte, und er ging eines Nachts zu dem hohen Haus, wo die Heldenschar sich nach ihrer Gewohnheit ihr Lager bereitet hatte; er fand die Männer schlafend nach dem Gastmahl, packte und erwürgte ihrer dreißig und schleppte sie heim, des Fraßes frohlockend. Da erscholl statt des Jubels Wehgeschrei; im Jammer um seine Mannen saß der gute König. Hier gab es keine Gegenwehr, keine Hilfe. An des Menschenfeindes Hornhaut haftete kein Schwert, und wieder kam er und verübte neuen Mord, neuen Greuel. Wohl gelobten oft beim Trunke kühne Helden, daß sie im Saale Grendels warten wollten; dann fand man aber zur Morgenzeit die Halle voll geronnenen Blutes, alle Bankdielen rot überströmt, und immer kleiner wurde Hrodhgars Gefolgschar. Manchmal saß der König mit seinen Weisen zu Rate; aber sie sahen des Unheils kein Ende. Denn mit dem wilden Dämon war nicht zu verhandeln, noch gegen Tribut Friede zu schließen. Vergeblich waren alle Gebete bei ihren heidnischen Götterzelten, die Verheißung von Weihgeschenken. Der Mordgast saß zur Nachtzeit in dem verödeten Festsaal.

So duldete zwölf Winter lang der alte König unablässiges Weh. Die schaurige Kunde aber verbreitete sich über Land und Meer, und so vernahm sie ein Held drüben bei den Gauten. Das war Beowulf, Ecgtheows Sohn, der Neffe des Gautenkönigs Hygelac, vom fürstlichen Stamme der Wägmundinge. Nach seines Vaters Tod war er als siebenjähriger Knabe an den Königshof gekommen, wo er in der Gefolgschar aufwuchs. Wie so mancher Held der Sage und des Märchens wurde er anfangs von seinen Landsleuten gering geachtet, und wenig Ehre erwies man ihm auf der Metbank; denn die Gauten sagten von ihm, daß er träge sei, ein untüchtiger Edeling. Aber als er erwachsen war, vollbrachte

er Taten wie keiner vor ihm, und sie erkannten, daß er der Stärkste war von allen Kindern der Menschen. Da ward ihm reicher Ersatz für die Schmach seiner Jugend. Doch kein Haß, kein Übermut kam in seine Seele; freundlich war er gegen alle, und — ein verräterisches Lob für jene wilden Zeiten — niemals erschlug er beim Trunk einen Herdgenossen. Er war ein echter Held: stark und milde, klug von Sinn, weiser Worte kundig.

Als er die Märe von Grendels Untaten vernahm, befahl er sofort, daß ihm sein gutes Schiff gerüstet werde. Sein Gefolgsherr, der König Hygelac, widerriet ihm die sorgenvolle Fahrt; aber kluge Männer stimmten dem Helden bei, obwohl sie ihn liebten, und ermunterten ihn mit der Deutung günstiger Zeichen. So erlas er sich vierzehn kühne Genossen und machte sich mit ihnen zur Meerfahrt auf.

Von hier an beginnt der epische Stil unseres Gedichtes sich breit zu entfalten. Die Freude am Seeleben beflügelt Sprache und Rhythmus; das Interesse am Treiben des Königshofes läßt die Erzählung liebevoll beim einzelnen verweilen und verleiht diesem Teil des Gedichtes einen homerischen Zug. — Das Schiff liegt auf den Wellen. Gerüstet steigen die Männer auf das Steven (das Vorderteil des Schiffes); die Wogen strömen vom Meer auf den Sand. Die Helden tragen in des Schiffes Schoß leuchtende Geschmeide, stattliches Kampfzeug. Dann stoßen sie ab zu fröhlicher Fahrt. Da läuft über das Wogenmeer vom Winde getrieben mit schäumendem Halse das Schiff wie ein Vogel, bis daß es um dieselbe Zeit des andern Tages mit gewundenem Steven so weit gekommen ist, daß die Seefahrer Land erschauen, blinkende Meerklippen, steile Uferhöhen und weite Vorgebirge. Da ist die Fahrt zu Ende. Hurtig springen die Helden ans Land, daß die Panzerhemden klirren, und seilen das Seeschiff an. Da sieht vom hohen Ufer der Wächter der Skyldinge über das Landungsbrett glänzende Schilde tragen, treffliches Kriegszeug, und die Neugier läßt ihn nicht ruhen. Er kommt zum Gestade

geritten; gewaltig schwingt er den Speer in den Händen und fragt mit feierlichen Worten: „Wer seid ihr der Kriegsgerüsteten, Panzerbewehrte, die ihr so den brandenden Kiel über die Seestraße führend daherkommt? Ich bin ein Grenzmann und halte die Seewacht, daß dem Lande der Dänen kein Feind mit einem Schiffsheer Schaden bringe. Nie traten hier schildtragende Fremdlinge offenkundiger auf, und doch wißt ihr nicht, ob ihr die Zustimmung unserer Krieger habt. Nie sah ich einen so gewaltigen Edeln auf Erden als der eine da unter euch, ein Held in Kampfschmuck. Hier wurde kein niederer Mann mit Waffen geziert, wenn sein Antlitz nicht lügt, sein einziger Anblick. Nun muß ich aber eure Abkunft wissen, ehe ihr weiter als lose Späher ins Land der Dänen fürder fahrt. Darum, ihr fernwohnenden Meerwanderer, höret meine schlichte Meinung: mit Eile am besten kündet ihr mir, von wannen euer Kommen sei!"

Ihm antwortet der Vornehmste; der Führer der Schar erschließt den Wortschatz: „Wir sind Leute vom Mannstamm der Gauten und Hygelacs Herdgenossen. Mein Vater war den Völkern bekannt. Der edle Fürst war Ecgtheow geheißen. Er lebte viele Winter, ehe er hinwegwanderte alt aus dem Hofsitz. Sein denken noch die Edeln weit und breit."

Dann eröffnet Beowulf dem Strandhüter, was der Zweck seines Kommens sei, und jener weist ihn die steinbunte Straße nach dem Heorot. Die Fremdlinge ziehen weiter. Auf Beowulfs Helm funkelt ein Eber mit Gold verziert. Die Kampfhemden schimmern, die harten, handgeflochtenen; das blanke ringgeschmückte Schwert singt in der Rüstung, als sie zum Saale in ihren Schreckensgewanden geschritten kommen. Dort lehnen die Seemüden die weiten, gewaltig festen Schilde an des Hauses Wand, stellen die eisenbeschlagenen Eschenspeere alle zusammen und setzen sich auf die Bank vor der Türe, des Einlasses gewärtig.

Wir wollen indessen einen Blick auf ihre eben erwähnten Waffen werfen. Unter den Trutzwaffen war die kostbarste

das Schwert, teils von Bronze mit brauner Klinge, teils von Eisen. Oft war auch nur eine eiserne Schneide an die bronzene Klinge genietet. Die Klinge war damasziert und zwar, wie das Gedicht sagt, mit giftigem Saft, das Heft häufig mit Edelsteinen geschmückt, von Goldringen und Golddrähten umwunden, an Goldketten hängend. In älterer Zeit fehlte die Parierstange. Die übrigen Trutzwaffen waren der Speer, ein Eschenschaft mit eiserner Spitze, das Hüftmesser (das sogenannte Sachs), endlich der Bogen und der befiederte Pfeil. Steinwaffen werden in unserem Gedichte nicht erwähnt. Die Schutzwaffen waren Helm, Brünne und Schild. Der kegelförmige Helm war meist von Leder, mit Bronze oder Eisen beschlagen, zuweilen mit drahtumsponnenen Holzleisten besetzt zur Abschwächung der Schwerthiebe, auch mit Gold und Bildwerk verziert. Die Brünne war ein Brusthemd, aus Ringen und Maschen von Stahldraht künstlich zusammengeflochten. Der Schild war von Holz, meist Lindenholz, mit metallenem Rand und Spangen. Von Beinrüstungen ist nirgends die Rede. Als Lieblingsschmuck trugen Männer wie Frauen spiralförmige Armringe, Halsringe und Brustgeschmeide von Erz oder Gold, die letzteren mit Edelsteinen besetzt. All dies Handarbeiten der weisen Schmiede, die als die einzigen Künstler der Heroenzeit in hohem Ansehen standen.

Unterdessen hat der Bote und Kämmerer Hrodhgars die Ankömmlinge bemerkt, Wulfgar, vom Fürstengeschlecht der Wendlen in Nordjütland. Er tritt heraus und fragt sie um ihre Herkunft, nicht ohne gleichfalls zuvor ihren herrlichen Anblick zu rühmen. Nachdem auch ihm Beowulf ausführliche Antwort erteilt hat, stellt sich Wulfgar nach höfischem Brauch vor die Achseln des Königs und meldet ihm den Namen des Fremden. Da erwidert der alte Vielerfahrene: „Ich kannte ihn, da er ein Knabe war. Sein edler Vater hieß Ecgtheow; dem gab Hredhel der Gautenkönig die einzige Tochter. Nun ist sein Sprößling hierhergekommen, den holden Freund zu

grüßen. Seefahrer sagten mir, daß er die Kraft von dreißig Männern im Handgriff habe. Laß ihn und seine Schar eiligst eintreten und sag ihnen, daß sie dem Volke der Dänen willkommen seien."

Die Fremden werden hereingeführt, stellen sich vor dem Hochsitz des Königs auf, und Beowulf beginnt: „Heil dir, Hrodhgar! Ich bin Hygelacs Blutsfreund und Gefolgsmann. Viel Ruhmestaten vollbrachte ich in der Jugend." — Mit jenem naiven heidnischen Mannesbewußtsein, dem Bescheidenheit und Demut noch nicht als Tugenden gelten, weist er hin auf seine gewaltigen Kämpfe und verheißt, den Heorot von dem blutigen Unhold zu befreien oder hier im Saale das Leben zu lassen.

Es war germanischer Heldenbrauch, sich mit solchen kühnen Kraftreden zur Durchführung gefahrvoller Unternehmungen zu verpflichten, ein Brauch, der sich bis in die abenteuerlichen Gelübde der spätesten Ritterzeit forterhielt. Ein solcher Heldenspruch hieß mit einem nun verlorenen Worte angelsächsisch gilp, hochdeutsch gelf.

Mit Freuden vernimmt der alte König des jungen Helden Entschluß und erzählt ihm weitschweifig nach Greisenart von seinem Vater Ecgtheow und von Grendels Untaten. Dann schließt er den feierlichen Empfang und bittet die Gäste, am Gelage teilzunehmen. Den Gautenhelden wird eine Bank geräumt, und zwar die mittlere, dem Hochsitz gegenüberstehende. Das war die Ehrenbank für die Gäste. Der Schenke, der in den Händen den schmucken Alekrug trägt, waltet seines Amtes, und sie schlürfen den klaren Trank (wered, eine Art süßen Bieres). Dann und wann erhebt ein Sänger heiter seine Stimme, und Heldenjubel füllt die Halle.

Nur einem Dänen war die Ankunft Beowulfs zum Neide, das war Unferdh (Unfried), der Sprecher des Königs. Der saß auf der Estrade zu Füßen des Thrones, und sein Amt war, die Unterhaltung beim Gelage zu leiten. Den wurmte es, daß ein anderer Mann mehr Ruhm haben wollte als er

selber, und er begann „Streitrunen zu lösen" (aufreizende Worte hinzuwerfen): „Bist du der Beowulf, der mit Breca im Wettschwimmen kämpfte auf der weiten See, da ihr euch aus Übermut ins tiefe Wasser mit dem Leben wagtet? Niemand konnte euch die tolle Fahrt abraten. Ihr schwammet durch die Meeresströme sieben Nächte. Er aber besiegte dich; er hatte die größere Kraft. Drum versehe ich mich für dich eines schlimmen Schicksals, obgleich du sonst wohl im Kampfsturm taugtest, wenn du Grendels eine Nacht hier zu warten wagst."

Beowulf erwiderte: „Was hast du doch alles, mein Freund Unferdh, trunken von Bier über Breca gesprochen und seine Fahrt! Die Wahrheit sage ich dir, daß ich der Meerkraft mehr hatte als je ein anderer Mann. Wir beide gelobten uns, da wir Jünglinge waren, uns in das Weltmeer hinaus mit dem Leben zu wagen. Wir hatten ein nacktes Schwert in der Faust, womit wir uns gegen die Walfische zu wehren dachten. So schwammen wir nebeneinander fünf Nächte lang, bis uns die Flut auseinander trieb, aufwallende Wasser, düsternde Nacht, der Wetter kältestes, und der Nordwind uns kampfgrimm entgegenkam. Wild wurden die Wogen. Da bestanden mich die Ungeheuer der See; aber die goldgeschmückte Brünne schützte meine Brust vor ihren tödlichen Griffen. Nicht sollten sie sich des Fraßes freuen, im Kreise um mich gelagert auf des Meeres Grund, sondern am Morgen lagen der Nixe neun tot auf dem Strande. Keinem Seefahrer sollten sie mehr die Straße verlegen. Da kam das Licht von Osten, das strahlende Feuerzeichen Gottes, und die Wogen glätteten sich, daß ich Vorgebirge sehen konnte, windige Wälle. So trug mich der Meeresstrom nach der Finnen Land. Das sage ich dir in Wahrheit, Sohn Ecglafs, daß niemals Grendel so viel Graus verübt hätte, der furchtbare Waldgänger, gegen deinen Herrn, wenn dein Sinn so kampfgrimm wäre, wie du schwatzest. Nein, er hat empfunden, daß er von den Dänen keinen Widerstand zu fürchten braucht. Aber

nun soll ihm der Gauten Macht und Stärke Streit entbieten. Dann komme, wer da mag, freudig zum Mete, wenn das Morgenlicht über die Kinder der Menschen von Süden scheint!" — Unferdh verstummt; aber der alte Dänenkönig freut sich dieser gewaltigen Worte. Heldengelächter erschallt, und wonnesam wechseln die Reden.

Da tritt in die Halle, ihrer Pflicht gedenkend, Hrodhgars Gemahlin, die Königin Wealhtheow. Sie kommt, nach altem Brauch ihres Schenkenamtes zu walten. Zuerst reicht die ringgeschmückte Frau ihrem Gemahl den vollen Becher und heißt ihn fröhlich sein beim Gelage. Dann umgeht sie die Bänke und schenkt den Met den Männern und Jünglingen in köstlichen Gefäßen und nimmt, nachdem Beowulf auch ihr mit verheißender Rede das Herz erfreut hat, neben Hrodhgar ihren Platz auf dem Hochsitz ein.

Wealhtheow und ihre später genannte Tochter Freaware sind neben der Gautenkönigin Hygd die einzigen Frauen, welche in unserem Epos auftreten, alle drei königlichen Geschlechts. Sie greifen aber keineswegs in den Gang der Ereignisse ein, wie die Frauen der Nibelungen- und der Gudrunsage. Nur in einer Episode wird ein gewalttätiges, grausames Weib erwähnt, die Angelnkönigin Thrydho, die jeden Mann, der ihr frei ins Gesicht zu blicken wagte, töten ließ. Die Haupthandlung zeigt die Königinnen einzig im freundlichen Amt der Wirtin, die versammelten Helden mit dem Willkommsbecher zu grüßen und mit Gastgeschenken zu erfreuen. Doch, wo sie erscheinen, werden sie mit Ehrerbietung genannt. Ihre Epitheta sind: herrlich, edel, hochweise. Sie heißen „Ehre des Heimwesens, Zier des Hauses". Ihr Bereich ist der Friede. Frauen waren das schönste Unterpfand der Versöhnung, von einem feindlichen Geschlecht in das andere vermählt; daher ihr poetischer Name „Friedeweberin", „Friedensbund der Völker". Freilich, so sagt unser Gedicht sebst, wenn der Fall eines Fürsten vorangegangen, ruht der Mordspeer nicht selten nur kurze Zeit, wie trefflich

auch die Braut sei. In einer der Episoden taucht eine trauernde Frauengestalt in großen nebelhaften Umrissen auf, die Friesenkönigin Hildburh, welche mitansehen muß, wie ihre Liebsten in Feindschaft gegeneinander entbrennen, hier ihr Gatte und ihr Sohn, dort ihr Bruder und ihre Blutsfreunde, und wie sie sich gegenseitig in immer neu auflodernden Hasse vernichten. Auch Freaware, wie das Gedicht andeutet, erwartet ein ähnliches Los.

Mittlerweile war der Abend herangekommen und damit die Zeit, wo nach germanischem Brauche das Gelage beschlossen wurde. Hrodhgar begleitete die Königin in das Frauenhaus; die Dänen zogen sich in die feste Burg zurück, und Beowulf blieb mit seinem Gefolge im Heorot allein. Er legte die eiserne Brünne, den Helm und das ziere Schwert ab. Da der Unhold sich nicht auf den Heldenkampf mit Schwert und Schild verstand, wollte auch er keine Waffe gegen ihn brauchen. Dann streckte er sich auf das im Saale bereitete Lager.

Da kam vom Moor her in finstrer Nacht unter Nebelhalden der Schattengänger geschritten, mordgierig die Männer in der Halle zu beschleichen. Bald erreichte er das Haus; die eisenfeste Türe brach ein, wie er sie nur mit der Hand berührte. Dann stürzte der Feind in den bunten Flur; in den Augen stand ihm ein greuliches Licht, einer Flammenlohe gleich, und als er die Schar der Fremdlinge liegen sah, da lachte sein Herz. Rasch faßte er nach einem schlafenden Manne, zerschliß ihn unversehens, zerbiß ihm die Gelenke, trank das Blut aus den Adern und verschlang ihn in großen Stücken. Dann ging er weiter und griff nach dem Mann auf dem nächsten Lager. Der aber stützte sich auf den Arm, reckte die Hand gegen ihn aus und packte ihn fest. Da empfand der Frevler sofort, daß er nie auf Erden einem härteren Handgriff begegnet sei, und jähe Furcht überfiel ihn. Er trachtete von dannen in seinen Schlupfwinkel zu fliehen. Aber der Held sprang auf und drückte ihn, daß ihm die Finger zerbrachen.

Da drängte der Riese rückwärts nach der Türe. Von seinem Stampfen erkrachte der Saal; die Bänke stürzten übereinander; aber ihn hielt zu fest, der der Männer stärkster war. Ein Geschrei erscholl, wie es Menschenohren noch nie gehört. Alle Dänen faßte Entsetzen, als sie den Wehruf hörten, das Grauslied gellen des Gottverhaßten, den sieglosen Sang, darin er seinen Schmerz ausheulte. Ein ungeheurer Riß klaffte ihm an der Achsel auf: die Sehnen zersprangen, die Gelenke barsten; der Arm trennte sich ihm vom Leibe, und todwund entfloh er unter die Sumpfhalden in sein wonneloses Haus, am Leben verzweifelnd.

So hatte Beowulf Hrodhgars Halle gesäubert; er freute sich seines Nachtwerks und des erworbenen Ruhms. Alle Gelübde waren erfüllt; dessen war ein sichtbares Zeichen, als der Held Arm und Achsel auf den Boden des Saales warf und die Männer in der Nähe die stahlharten Nägel, die unheimlichen Handstacheln des Feindes bestaunen konnten.

Das war ein Festtag im Heorot. Der König kam und die Königin und die umsitzenden Herzoge des Landes. Sie folgten den Spuren des Riesen und sahen den Moorpfuhl, worein er sich geflüchtet hatte, aufwallen von schäumendem Blute. Auf dem Heimweg ließen sie lustig die Rosse in die Wette laufen. Sangeskundige Helden priesen den Sieger in gebundener Rede und gesellten seinen Namen zu den gefeiertsten Heldennamen der Vorzeit. Die Wände der Halle wurden von Männern und Weibern mit golddurchwirkten Teppichen behangen, ein Wunder dem Anblick. Hrodhgar schenkte Beowulf ein goldenes Banner, eine vergoldete Brünne, einen goldverzierten Helm, ein kostbares Prunkschwert und acht Rosse mit goldenem Kopfschmuck; auf deren einem lag ein prächtiger Sattel, des Königs eigener Schlachtsessel. Auch die Genossen Beowulfs erhielten reiche Geschenke. Für den Getöteten zahlte Hrodhgar das Wergeld, wie wenn ihn einer seiner Leute erschlagen hätte. Die Königin reichte dem Helden zwei Armringe, ein Kettenhemd und ein Halsgeschmeid von fun-

kelnden Edelsteinen. Dann verbrachten sie den Tag in heiterer Runde. Die Bewirtung war köstlich: die Gäste erhielten Wein. Mit Einbruch der Nacht aber wurde den Fremden eine besondere Herberge angewiesen, und eine Schar der Dänen blieb wie früher als Besatzung im Heorot. Sie breiteten ihre Betten auf den Boden und entschliefen dort, ihre Waffen über sich auf der Bank.

Aber sie hatten vergessen, daß dem Unhold ein Rächer lebte, und ein neues ungeahntes Unheil brach über sie herein. Die Mutter Grendels tauchte aus der schauerlichen Flut und kam gefräßig galligen Herzens zu dem Königshaus. Die Schläfer schraken auf und liefen das Riesenweib gemeinsam von allen Seiten an. Da wandte sie sich zum Rückzug, ergriff aber zuvor einen der Männer, den liebsten Ratgeber des Königs, und schleppte ihn fort. Auch Grendels Arm nahm sie mit. Da war Jammer und Angst erneut. Der alte König klagte schmerzlich um des liebsten Freundes Tod. Beowulf kam zum Morgengruß in die Halle und erfuhr vom König, was geschehen. — „Oft hörte ich von meinen Leuten," sprach Hrodhgar, „daß sie zwei solche große Waldgänger in den Mooren sahen; der eine glich von Gestalt einem Weibe. Sie bewohnen unferne ein schwer zugängliches Land, Wolfeshalden, windige Klippen, den gefahrvollen Moorpfad, wo ein Bergstrom niederrinnt unter nächtige Felsen in die Tiefen der Erde. Dort steht ein Meer, und darüber hangen brausende Bäume, wurzelfester Wald das Wasser überhelmend. Dort kann man allnächtlich schaurige Wunder sehen, Feuer in der Flut. Kein noch so Kundiger hat die Tiefe ergründet. Ja selbst der hornstarke Hirsch, der Heidegänger, der von den Hunden bedrängt nach dem Gehölze flieht, fernher gejagt, er läßt sein Leben lieber am Ufer, als daß er drinnen sein Haupt bärge. Das Wogengewühl steigt finster den Wolken zu, wenn der Wind böse Wetter zusammentreibt, so daß die Luft sich schwärzt und die Himmel weinen. Hier ist Hilfe wiederum nur bei dir allein!" —

Beowulf tröstete den alten Herrn: „Gräme dich nicht, weiser Mann! Besser ist es, den Freund zu rächen als viel zu klagen. Jeder von uns muß des Endes gewärtig sein. Schaffe sich daher, wer da kann, Ruhm, dieweil er lebt, das beste Gut, das den gestorbenen Mann überdauert. Auf, Walter des Reichs, laß uns eilig fahren, von Grendels Mutter die Gangspur zu schauen. Das gelobe ich dir: sie entkommt mir nicht, nicht im Schoß der Erde, nicht im Waldgebirg, nicht auf des Meeres Grund, wohin sie auch gehe!" —

Der König sprang auf; alle rüsteten sich und zogen auf Waldpfaden nach dem finstern Moor. Das Wasser wallte blutig aufgewühlt, und auf einer Klippe lag, ein schmerzlicher Anblick, des entführten Helden abgerissenes Haupt. Die ganze Schar lagerte sich am Ufer; zuweilen sang ein Horn ein rüstiges Kampflied. Da sahen sie durch das Wasser hin der Wurmgeschlechter viele, seltsame Seedrachen die Tiefen durchschwimmen und Nixe kauern an der Klippen Absturz. Diese huschten in die Flut erbost und erbittert, als sie das Kriegshorn gellen hörten. Eines der Ungetüme schoß Beowulf mit dem Pfeil, und seine Begleiter zogen es mit widerhakigen Eberspießen ans Land, den grausenvollen Gast bestaunend. Dann aber legte Beowulf das Kettenhemd an und rüstete sich zur Fahrt in die Tiefe. Der beschämte Unferdh lieh ihm bereitwillig sein eigenes erprobtes Schwert Hrunting. Beowulf empfahl seine Kampfgenossen dem Schutze Hrodhgars und sprang in den See. Lange tauchte er durch den furchtbaren Schlund, bis ihn die alte Meerwölfin, Grendels Mutter, erspähte und ihn mit mächtigem Griff in ihr Wasserhaus zog. Manches schwimmende Untier biß nach ihm auf der Niederfahrt, und mancher Ring seines Stahlhemdes zerbrach unter ihren feindlichen Zähnen. Doch bald fand sich der Held in einer weiten Halle, in welche die Flut nicht eindrang. Ein Feuer leuchtete mit hellem Licht; bei dessen Scheine gewahrte er das gewaltige Meerweib und ließ seine Klinge um ihr

Haupt ein wildes Kampflied singen. Allein zum ersten Male versagte das gute Schwert seine Hilfe. Da warf er es von sich, der Kraft seiner Hände vertrauend, packte die Riesin bei der Achsel und gab ihr einen Schwung, daß sie zu Boden stürzte. Aber im Fallen griff sie mit grimmen Fäusten gegen ihn, daß auch er, der Helden stärkster, strauchelte und zu Boden fiel. Da kniete sie auf ihn, und zog ihr breites Hüftmesser, um ihren Sohn zu rächen. Hier hätte der Held seinen Tod gefunden, wenn ihn nicht das feste Panzerhemd geschützt hätte, des berühmten Schmiedes Wieland kunstvolles Werk. Der Spitze wie der Schneide wehrte es den Eingang, und so rang er sich wieder empor. Da sah er unter Rüstzeug ein uraltes Riesenschwert, der Waffen beste, aber für jeden andern Mann zu schwer. Doch er faßte es beim kettenbehangenen Griff, schwang es wild am Leben verzweifelnd und traf die Feindin am Halse, daß es die Beinwirbel brechend hindurchfuhr und sie tot zu Boden sank. Die Lohe flackerte; licht war die Halle. Beowulf schaute sich um, das Schwert in der Hand. Da sah er auf einem Lager ausgestreckt Grendels Leiche liegen; er trat hinzu und hieb ihm zum Siegeszeichen das Haupt ab, daß der Rumpf weithin sprang. Aber die Klinge zerschmolz wie Eis bis an den Griff im giftigen Blute der Unholde.

Da sahen Hrodhgar und seine Mannen, welche den langen Tag auf den See hinschauten, wie das Wasser sich verdickte von aufwallendem Blut. Das dünkte sie ein Zeichen, daß der Held ermordet sei und nicht wiederkehren werde. Sie verließen das Ufer und zogen heim. Die Fremdlinge aber, Beowulfs Gefolgsmannen, blieben traurigen Herzens an den Klippen sitzen und starrten in die Tiefe, obgleich sie nimmer hofften, den lieben Herrn wiederzusehen. Da plötzlich tauchte er auf, Grendels Haupt und den Griff des Riesenschwertes mit sich führend, und schwamm fröhlich ans Land. Mit Jubel liefen sie ihm entgegen und lösten ihm Helm und Brünne. Dann zogen sie im Triumph nach dem Heorot, und vier Männer

trugen an der Speerstange Grendels Haupt bei den Haaren in den Saal.

So war das ganze Heldenwerk vollendet, das Beowulf verheißen hatte, und am anderen Morgen nahm er Abschied von dem alten König. Dieser sprach: „Du hast es vollbracht, daß den beiden Völkern, den Gauten und den Dänen, Friede gemein ist und die Fehde ruhen soll, Haß und Feindschaft, die sie früher trugen. Uns seien fortan, dieweil ich walte dieses weiten Reiches, die Schätze gemeinsam, und manchmal grüße einer den anderen mit Gaben übers Meer, und das ringbeschlagene Schiff trage Geschenke, Liebeszeichen von Land zu Land." — Der König küßte den besten der Helden, beim Hals ihn haltend, und wünschte ihm glückliche Fahrt; ihm rannen die Tränen, dem grauhaarigen Herrn. So schied Beowulf mit Geschenken überhäuft, der goldstolze Kampfheld, der Kleinode sich freuend. Bald landete er an der vertrauten Küste von Gautland, wo ihn sein junger königlicher Oheim mit erleichtertem Herzen empfing. Beim Willkommstrunk von der Königin Hygd bewirtet, erzählte der Held seine Abenteuer und teilte mit dem Herrn und der Herrin Schätze und Rosse, den Preis seiner gewaltigen Taten.

Danach geschah es, daß Hygelac auf einem Wikingszug gegen die Hetwaren am Niederrhein unter dem Heerschild erschlagen wurde, und bald nach ihm fand auch sein Sohn Heardred einen jähen Tod. Da bestieg Beowulf den Gabenstuhl der Gauten und waltete seines Reiches ruhmvoll fünfzig Winter.

Das Gedicht meldet nichts von dieser langen Zeit, sondern geht sofort zur Erzählung von Beowulfs Tod über.

In einem hohlen Felsen an der Seeküste lag seit Jahrhunderten ein Feuerdrache und bewachte einen alten Schatz. Den hatte dereinst der Letzte eines reichen Geschlechtes in den Berg gebracht und mit klagenden Worten der Erde anheimgegeben: „Bewahre du nun, Erde, den Schatz der

Helden, da sie es selbst nicht konnten! Haben ihn doch dereinst von dir die Guten empfangen. Nun hat der Kampftod alle meines Stammes hinweggerafft. Keiner ist mehr, der das Schwert schwinge oder den aus Gold getriebenen Krug herbeitrage, das teure Trinkgefäß. Die Schar der Tüchtigen ist fortgewandert. Nun wird dem harten Helm, dem goldbeschlagenen, die Zier entfallen; die Diener schlafen, welche die Streitmaske blank scheuern sollten. Auch das Kriegsgewand, das im Kampf über der Schilde Gekrach den Biß der Schwerter erfuhr, zerfällt nun nach seinem Träger. Nicht ist mehr Harfenwonne, noch schwingt sich mehr ein guter Habicht durch den Saal, noch stampft das flinke Roß den Burghof. Das ganze Lebensgeschlecht schwand in blutigem Tode dahin." — So klagte der eine Tag und Nacht, bis auch ihm des Todes Brandung das Herz berührte.

Die elegische Episode wurde, wie man sieht, vom Dichter mit Vorliebe behandelt. Sie ist für die lyrische Grundstimmung der Angelsachsen charakteristisch. In einer älteren Gestalt der Sage war es ohne Zweifel jener letzte Besitzer selbst, der sich, zum Drachen verwandelt, wie Fafner auf den Hort legte. Dem Bearbeiter aber war jener trauernde Mann zu sympathisch, als daß er ihn mit dem Ungeheuer, dem Mörder Beowulfs, identifizieren wollte. Nach ihm kommt der Drache anderswoher, findet den Schatz zufällig im hohlen Berge und nimmt ihn in Besitz.

Drei Jahrhunderte vergingen; kein Steig führte zu seiner Höhle; kein Mensch wußte von seinem Dasein. Doch eines Tages kam ein Mann, der seinem Herrn wegen eines Vergehens entflohen war, zum Eingang des Schachtes, während der Drache schlief, raubte eine kostbare Schale und brachte sie heim, um seinen Herrn zu versöhnen. Der Drache erwachte, umschnüffelte den Stein und entdeckte den Raub. Da flog er zur Dämmerstunde hinab ins bewohnte Land und spie Gluten aus, daß bald die glänzenden Gehöfte in Flammen standen und der Feuerschein weithin leuchtete.

Auch Beowulfs Erbhof, der Königsitz der Gauten, sank in Asche. Da sann der greise Held auf Rache für sich und sein Volk. Er ließ sich einen eisernen Schild schmieden und machte sich mit elf seiner Gefolgsmannen auf, den Lindwurm zu bestehen. Der Mann, der durch seinen Raub die Verwüstung über das Land gebracht hatte, ging gefesselt als der Dreizehnte mit, um den Weg zu zeigen.

Als sie den Drachenfels von ferne sahen, da setzte sich Beowulf auf einen Stein und überblickte sein langes ruhmreiches Leben, nahm Abschied von jedem seiner Begleiter und hieß sie zurückbleiben, da nur er allein diesem gefahrvollen Kampfe gewachsen sei. Dann richtete er sich an seinem Schilde auf und ging zu dem alten Felsenbau, einem Werke der Riesen, daraus ein kochender Gießbach stürzte. Mächtig hallte sein Schlachtruf ins Gewölbe hinein, wo der Drache lag. Da kam ein feuchtheißer Dampf aus der Höhle, des Wurmes Atem, und bald er selbst. Die Erde dröhnte. Feuerschnaubend wälzte er sich gegen den Helden heran, der ihm Schild und Schwert entgegenschwang. Aber die Schneide glitt ab an dem Hornpanzer des Untiers, und dieses, über den Schlag ergrimmt, spie wildere Gluten gegen den König, daß er hinter dem Schild von Flammen umlodert in schmerzliche Not kam. Als das seine Begleiter sahen, flohen sie angstvoll in den Wald. Nur einer gedachte der Ehren und der Liebesgaben, die er von dem Herrn empfangen hatte. Das war der junge W i g l a f , ein Verwandter Beowulfs. Er rief den Genossen zu: „Nun ist der Tag gekommen, wo wir unserem Kriegsfürsten die Ringe vergelten können, die Schwerter und Helme, die er uns verliehen. Nicht dünkt es mich geziemend heimzukehren, ehe wir den Feind gefällt und das Leben des Königs gerettet haben. Lieber soll mich mit meinem Herrn die Glut umarmen!" —

Mit diesen Worten drang er durch den Rauch und stellte sich dem König zur Seite. Aber bald brannte sein Lindenschild in hellen Flammen, so daß er hinter dem eisernen

Schilde Beowulfs Schutz suchen mußte. Da ringelte sich der Wurm zum dritten Male heran; vergebens schlug der König mit übergewaltigem Arm: sein altes gutes Schwert Nägling zerbrach auf des Drachen Haupt, und dieser biß ihn in den Hals, daß das Blut hervorquoll. Doch unterdessen stieß der junge Held den Feind in die Weichen, nicht achtend, daß ihm dabei die Hand verbrannte. Beowulf faßte das Messer, das ihm an der Brünne hing, und schnitt den Wurm mitten durch. Da schwand dem Ungeheuer Kraft und Leben.

Aber die Wunde des Königs begann zu brennen und zu schwellen, und er fühlte, daß ihm der giftige Geifer die Brust durchwütete. Da setzte er sich vor das Felsenhaus, und Wiglaf labte ihn mit Wasser. „Nun würde ich," sprach er, „meinem Sohn die Kampfgewande geben, wenn mir ein leiblicher Erbwart beschieden wäre. Ich herrschte über dieses Land fünfzig Winter. Kein Volkskönig wagte mich mit Kriegsschrecken zu bedrohen. Ich lebte im Hofsitz meine Schicksalszeit und bewahrte das Meinige wohl. Nie suchte ich Feindschaft; nie schwur ich trügerische Eide. Alles dessen darf ich jetzt, an Todeswunden siech, Freude haben. Nun lauf, mein lieber Wiglaf, unter dem grauen Steine den Hort zu holen! Aber spute dich, daß ich die alten Kleinodien noch schaue und sanfter so vor der Fülle der Schätze vom Leben scheide, von Land und Leuten, die ich lange beherrscht."

Da eilte der Jüngling in den hohlen Berg, raffte zusammen, soviel er tragen mochte, Kannen und Schüsseln, Schwert und Goldbanner, und häufte sie auf vor dem sterbenden Herrn. Der freute sich in Wehmut des reichen Horts und sprach: „Dank sage ich dem König der Herrlichkeit, daß mir noch vergönnt war, vor meinem Scheiden meinem Volk den Schatz zu erwerben. Nun heißt einen Hügel die Helden erbaun, wenn mein Leib verbrannt ist; der soll meinem Volk zum Angedenken hoch sich heben auf Hronesnäs (dem Walfischkap), daß ihn Beowulfs Berg die Seefahrer heißen, die den brandenden Kiel über der Fluten Genibel fernhin treiben."

Darauf nahm er sich den goldenen Ring vom Halse und schenkte ihn seinem jungen Gefährten, auch den Helm und die Rüstung dazu und hieß es ihn wohl brauchen. „Du bist der letzte Sproß unseres Geschlechtes, der Wägmundinge. Alle trieb das Schicksal hinweg zur bestimmten Stunde: ich muß ihnen nach." — Das war des alten Helden letztes Wort. Aus der Brust schied ihm die Seele.

Wiglaf saß trauernd über dem toten Herrn; da kamen die entflohenen Genossen beschämt aus ihrem Waldversteck hervor. Aber der Held scheuchte sie mit Fluchworten von der Leiche hinweg und hieß sie landflüchtig von hinnen fahren, sie und ihr ganzes Geschlecht. Dann sandte er einen Boten nach dem Königshof mit der schmerzlichen Kunde. Der rief: „Nun wird Kriegszeit kommen über der Gauten Volk, wenn Franken, Friesen und Schweden den Fall des Königs vernehmen. Bitter sind die Schätze erkauft; der Brand soll sie fressen. Nie soll ein Held eines der Kleinodien zum Andenken tragen, nie eine schöne Magd ihren Hals mit den Ringen schmücken. Nein, mit jammerndem Herzen, goldesberaubt, wird manche als Kriegsgefangene ins Elend gehen, da der Heerfürst das Lachen vergaß und der Männer gesellige Freuden. Manche Hand wird den morgenkalten Speer umfassen, und kein Harfenklang wird die Kämpfer wecken, sondern der dunkle Rabe wird geschäftig über toten Männern vieles reden und dem Adler erzählen, wie es beim Fraß ihm wohl ging, da er mit dem Wolf die Walstatt beraubte."

Das Volk strömte zusammen, den Herrn beweinend. Sie holten bei Fackelschein den Hort aus dem Berge und luden auf Wagen die ungezählten Ringe. Den fünfzig Fuß langen Drachen aber schoben sie vom Felsen ins Meer, wo ihn die Wellen verschlangen. Dann trugen sie den Toten auf Hronesnäs. Dort errichteten sie einen festgefügten Scheiterhaufen, mit Helmen behangen, mit Heerschilden und glänzenden Brünnen. In die Mitte legten sie den berühmten König, die harmvollen Helden den lieben Herrn. Dann entfachten sie

ein gewaltiges Feuer; schwarzer Rauch stieg auf aus den Flammen, und Wehruf mischte sich in das Sausen der Lohe, die in den Leib des Helden brach, die Brust durchglühend.

Dann aber bauten sie einen Hügel auf dem Felsenufer, der war hoch und breit und den Seefahrern weithin sichtbar. In zehn Tagen vollendeten sie des Helden Grabmal. Darin bestatteten sie die Asche Beowulfs und legten dazu alle Ringe und Geschmeide und Rüstungen; das ganze Drachengold übergaben sie der Erde, wo es noch heute liegt, den Menschen so unnütz, wie es zuvor gewesen.

Darauf umritten den Hügel zwölf der edelsten Helden, den König zu klagen, rühmten in Sprüchen sein adliges Wesen und seine gewaltigen Taten, wie es sich ziemt, daß man den trauten Herrn mit Worten verherrliche, im Herzen liebe, wenn er von hinnen schied. So betrauerten die Herdgenossen ihres Herrn Hingang und feierten ihn vor allen Fürsten der Welt als milde den Mannen und nach Lobe strebend.

Mit der Totenklage verklingt auch das Gedicht, dessen hochpoetische Einzelzüge diese Inhaltsübersicht hervorzuheben beflissen war.

Betrachten wir nun den Inhalt im allgemeinen, so mag uns zunächst als befremdlich auffallen, daß in diesem angelsächsischen Epos von den Angelsachsen selbst gar nicht die Rede ist. Der Schauplatz ist an der Ostsee, der Held ist ein Skandinave, und die von ihm handelnden Lieder sind westwärts nach England eingewandert, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, sie dort zu lokalisieren. Zwar lesen wir in Urkunden des 10. Jahrhunderts bei den Westsachsen in England mehrere Ortsnamen, Namen von Gewässern, die an Grendel erinnern, und finden in der Nähe eines Grendelsees in Wiltshire auch eine Beowahöhe (Beowa ist die abgekürzte Koseform von Beowulf). Aber in dem Gedicht selbst zeigt sich noch keine einzige Anspielung auf englische Orte oder englische Ereignisse, ja nicht einmal der Name der Angeln und Sachsen wird genannt. Nur auf

eine Sage aus der Urheimat der Angeln in Schleswig wird gelegentlich als auf etwas Allbekanntes hingewiesen. Allein diese dichterische Pflege fremder Sagen war bei den germanischen Stämmen durchaus nichts Ungewöhnliches, wie wir denn auch dem am Wasgenstein im Elsaß haftenden Waltharilied bei den Angelsachsen begegnen, zweihundert Jahre früher, als es von dem St. Galler Klosterschüler Ekkehart in lateinische Hexameter umgesetzt wurde, wie ferner die nordischen Kolonisten auf Island und Grönland von dem rheinischen Helden Siegfried zu singen wußten und die Nordseesage von Gudrun bei den Bayern ihren poetischen Abschluß fand.

Die Vermittler dieses Liedertausches waren die wandernden Sänger, an den germanischen Herrenhöfen stets willkommene und geehrte Gäste, deren Kulturbedeutung in einer schriftlosen oder schriftarmen Zeit wir nicht hoch genug anschlagen können, umsomehr, als die germanischen Sprachen in den vorkarolingischen Jahrhunderten nur wie Dialekte einer Muttersprache voneinander abwichen und die Sänger allenthalben leicht verstanden wurden. Wir haben ein angelsächsisches Gedicht, dessen ältester Teil bis ins 6. Jahrhundert zurückreicht, worin ein Sänger, Weitfahrt genannt, der ideale Vertreter dieses Standes, die Stämme und Könige aufzählt, bei denen er gastliche Aufnahme gefunden habe, Namen von Helden aus Geschichte und Sage, aus verschiedenen Zeiten, viele für uns versunken und vergessen. Ist dieser Wanderbericht auch eine dichterische Fiktion, so zeigt er doch, welche ausgebreitete Bekanntschaft mit den übrigen germanischen Stämmen ein angelsächsischer Dichter bei seinen Hörern voraussetzen durfte. Was heute unsere Literatur für die staatlich getrennten Deutschen ist, das waren für die große germanische Völkerfamilie die Lieder der Heldensage, ein geistiger Gesamtbesitz, an dem sich die trotzig gesonderten Stämme ihres gemeinsamen Ideals erfreuten.

Unser Gedicht handelt nicht von Völkerkämpfen, wie die berühmten Epen des Altertums und des Mittelalters, sondern

verherrlicht die Großtaten eines einzelnen Helden. Dieser führt den germanischen Mannsnamen Beowulf, der aus zwei Tiernamen zusammengesetzt ist, beo Biene und wulf Wolf, ähnlich wie Arnulf (aran Adler), Berwolf, Eberwolf, Fiscolf (fisc Fisch), Swanulf, Hramwolf (hram, hraban Rabe), umgekehrt Wolfram. Die Bienen, aus deren Honig das Lieblingsgetränk der Germanen, der Met, gebraut wurde, galten von alters her als heilige Tiere. In einem angelsächsischen Beschwörungsspruch werden sie ehrerbietig mit dem Namen der Schlachtjungfrauen, sigewîf, Siegweiber, angeredet. Daher kam das Wort Biene unter jene auserwählte Schar bedeutsamer Wörter, der sogenannten Namenwörter, welche zur Bildung von Personennamen beliebig zusammengesetzt wurden, ohne daß die Zusammensetzung immer einen deutlichen Sinn zu geben brauchte.

Wie Beowulf ein wirklicher Mannsname, so ist auch sein Träger zweifellos ein historischer Held. Fränkische Chronisten berichten, daß um das Jahr 520 ein nordischer König Chochilaich oder Chochilag (fränkische Form für das angelsächsische Hygelac, das nordische Hugleikr) mit einer Raubflotte plündernd und verwüstend im Gau der Hattuarier (im heutigen Geldern) einfiel, daß er bereits die Beute auf seine Schiffe geladen hatte, als Theudebert, der Sohn des Frankenkönigs Theuderich, eilends heranrückte, den König erschlug, sein Heer vernichtete und alles Geraubte dem Lande wieder zustellte. Die Erinnerung an den furchtbaren Gautenkönig lebte in den Niederlanden lange fort; noch im 10. Jahrhundert zeigte man seine riesigen Knochen auf einer Insel in der Mündung des Rheins, und die Leute kamen von ferne her, um sie als Wunder zu bestaunen. Auf diesen, für die Gauten so verhängnisvollen Kampf spielt unser Gedicht an mehreren Stellen an. Danach scheint es der fränkische Bannerträger Däg-hrefn (Tagrabe) gewesen zu sein, der den Gautenkönig fällte und der dafür von Beowulf im Ringkampf erdrückt wurde. Als alles verloren war, habe sich

Beowulf ins Meer gestürzt und sei als einziger Überlebender heim nach Gautland geschwommen. Entkleiden wir die Angaben des Gedichts der sagenhaften Übertreibungen, so bleibt als geschichtlicher Kern, daß ein Gautenheld Beowulf, der Schwestersohn Hygelacs, dem Gemetzel zu Schiffe entrann, nachdem er den Fall seines königlichen Oheims gerächt hatte, und daß er später selbst König der Gauten wurde. Die Lebenszeit des historischen Beowulf fällt also in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts.

Die Sage begnügte sich aber nicht damit, seine geschichtlichen Taten ins Übermenschliche zu steigern; sie übertrug auf ihn geradezu die Taten göttlicher Wesen. Wie der große Ostgotenkönig Theodorich wurde er zum mythischen Helden, zum Riesen- und Drachentöter. Grendel und seine Mutter gehören zum Geschlecht der Sumpf- und Nebelriesen, welche als Seuchendämonen zur Nachtzeit die Schläfer überfallen. Ganz ähnlich ist ein tirolisches Ungeheuer, Blutschink (Blutfuß) genannt, das aus einem finsteren See des Paznauner Tals allnächtlich in der Gestalt eines fürchterlichen Bären hervorstieg, unhörbar schwebend wie ein Schatten die Schlafenden erwürgte und mit sich in den See schleppte, wo es ihr Blut trank. Die mythenbildende Phantasie läßt die am Sumpffieber Sterbenden von einem menschenfressenden Unhold unversehens davonschleppen. Wenn Beowulf diese Nebelriesen besiegt, so kann er das nur als Stellvertreter eines heilbringenden Luftgottes, der im reinigenden Windhauch die Dünste zerreißt (Grendels Arm) und dem unheimlichen Pfuhl seine verderbliche Macht nimmt (Enthauptung der alten „Grundwölfin"). Wahrscheinlich war dies der milde Gott Freyr, der zwar vorzugsweise als Gott des Friedens erscheint, von dem aber doch die nordische Überlieferung meldet, daß auch er ohne Schwert einen Riesen erlegt habe. Sein heiliges Tier war der goldene Eber, dessen Abbild den Helm Beowulfs schmückt. „Freyrs Freunde" hießen im Norden die Kriegsleute.

Sagen von siegreichen Kämpfen gegen häuserverwüstende Mordgeister finden wir bei den verschiedensten Völkern. Unserem Gedichte am nächsten kommt eine isländische Erzählung aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, welche sich an einen der beliebtesten Volkshelden Islands, Grettir, Asmunds Sohn, der im 11. Jahrhundert lebte, geheftet hat. Aus der Schlafkammer eines Hauses zu Sandhaugar im Norden der Insel waren in zwei aufeinander folgenden Wintern der Bauer und sein Knecht auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Im dritten Winter kam Grettir dort zu Gast und nahm Nachtherberge in derselben Kammer. Da trat ein Riesenweib mit einem großen Messer und einem Fleischtrog herein, und ein furchtbares Ringen begann. Sie zog ihn zum Hause hinaus, wobei das ganze Türgerüst losgerissen wurde, und drängte einem nahen Wasserfall zu. Endlich bekam er eine Hand frei, zog sein Schwert und hieb der Riesin den rechten Arm von der Schulter, so daß sie den steilen Uferrand hinab in die schäumenden Wasser stürzte. Später durchschwamm Grettir den Wasserfall und kam in eine große Höhle, worin ein mächtiges Feuer brannte. Darin saß ein schrecklicher Riese, den Grettir nach wildem Kampfe erlegte. Sein Genosse, den er am Ufer zurückgelassen hatte, sah blutige Fetzen unter dem Wasserfall hervorschwimmen, hielt Grettir für tot und lief davon. Der Held aber ging in der schatzreichen Höhle bis zur Nacht umher und kehrte dann heim. Seitdem blieb die Gegend von dem greulichen Nachtspuk verschont.

Wir haben hier offenbar die Grendelsage, nur daß die Sumpfriesen nun im Wasserfall hausen und Grendel mit seiner Mutter die Rollen getauscht hat. Es ist ein und derselbe skandinavische Mythus, der sich bald in Dänemark, bald in Island lokalisiert hat und bald auf diesen, bald auf jenen historischen Helden übergegangen ist.

Auch in Beowulfs Wettschwimmen mit Breca im winterlichen Meer dem Nordsturm entgegen und seinem

siegreichen Kampf mit den Nixen, den in Tiergestalt gedachten, den Schiffern feindlichen Riffdämonen, lebt noch die Erinnerung an einen gütigen sommerlichen Himmelsgott, der im Frühjahr den Schiffern die Seewege bahnt, und wieder werden wir an Freyr gemahnt, den Beschützer der sommerlichen Seefahrt, dessen anmutig heiterer Kult den germanischen Küstenvölkern eigentümlich war. Beachtenswert ist, daß auch Grettir einen eistreibenden Strom durchwatet, um eine Frau mit ihrem Kinde hinüberzutragen.

Was endlich den Drachenkampf betrifft, so ist dessen mythische Bedeutung bekannt genug. Alle die zahlreichen Helden der Sage, welche Drachen erlegen, sind vermenschlichte Götter. Denn der feuerschnaubende Drache ist ein rein mythisches Wesen, ursprünglich der Dämon der verderbendrohenden Wetterwolke und als solcher zugleich der Luft-, Wasser- und Feuerwelt angehörig. Ihn überwindet ein menschenfreundlicher Gott, ein Gott des Donners oder des Lichtes, und der Hort, der dadurch aus der Gewalt des Unholds befreit wird, ist bald die Pflanzenfülle der Erde, bald das Sonnengold des Himmels. Möglich, daß auch diesem Teil unseres Gedichtes ein sonst verschollener Freyrmythus zu Grunde liegt. Daß der Drachentöter selbst durch das Gift des Ungeheuers seinen Tod findet, kommt auch in anderen vereinzelten Sagen vor; ich erinnere nur an den älteren Winkelried. Ob diese Sagen auf einen eigentümlichen Mythus zurückgehen, nach welchem etwa die dem Gewitterkampf folgende Stille dahin gedeutet wurde, daß der Gott und der Dämon sich gegenseitig getötet hätten, oder ob dem Gott das Todeslos erst zufiel, als ihn die Sage zum Menschen gemacht hatte, das läßt sich bei dem trümmerhaften Zustand unserer mythischen Überlieferungen nicht entscheiden. Wohl verkündet die spätere nordische Dichtung, daß im Weltkampf der Götterdämmerung Thor die Mitgardschlange erlegen, aber von ihrem Gifthauch tot zurückprallen werde; wir haben jedoch nicht den mindesten Anhalt dafür, daß dieser großartig-

sten aller mythischen Dichtungen vom Untergang der gesamten Götterwelt alte Naturmythen zu Grunde liegen.

Wenden wir uns vom Gegenstand des Gedichtes zur poetischen Darstellung, so drängt sich uns sofort eine gewichtige Beobachtung auf. Der Dichter steht nicht in jener vollen inneren Harmonie mit der Geisteswelt seiner Helden, welche den homerischen Gesängen den Zauber naivster Unbefangenheit verleiht. Der Bruch, den die Entwicklung des germanischen Geistes erfuhr, geht schon mitten durch dieses älteste Gedicht. Der Dichter und sein Publikum sind Christen: seine Helden sind Heiden. Er sagt es ausdrücklich: „Öfter verhießen sie bei ihren Götterzelten (Tempeln) Götzenopfer, baten inständig, daß ihnen der Seelenmörder (der Teufel) Hilfe bringe gegen die Volksdrangsal. So war ihr Brauch, Hoffnung der Heiden. Der Hölle zu strebten sie in ihres Herzens Gedanken und kannten den Schöpfer nicht, den Richter der Taten." Daß aller Götterdienst Teufelsdienst gewesen und die Helden der Vorzeit samt und sonders der Hölle verfallen seien, darüber hatte man den Bekehrten nicht den mindesten Zweifel gelassen. Mit dieser Lehre schienen alle Lebensadern, welche dem Volk aus seiner Vergangenheit zuströmten, abzureißen. Allein wieviel ihre fanatische Härte auch zerstört und entstellt haben mag, die Liebe und Bewunderung für die im Liede gefeierten Helden konnte sie doch nicht vertilgen. Das Volksgemüt rettete seine Lieblinge instinktmäßig auf die einfachste Weise, indem es auch sie zu Christen machte. In den jüngeren deutschen Epen ist diese Umwandlung so gründlich vollzogen, daß da die alten heidnischen Götter als christliche Ritter geduldig zur Messe gehen, wenn sie ihnen auch zuweilen wie dem verliebten Siegfried etwas zu lange dauert. Unser angelsächsisches Gedicht ist ganz besonders dadurch merkwürdig, daß es uns Gelegenheit gibt, diesen Prozeß der Christianisierung in seinen ersten Anfängen zu beobachten. Die Helden ohne weiteres als Christen darzustellen, ging nicht

an. Dafür lag die Zeit der eigenen Bekehrung noch zu nahe; war doch der letzte einheimische Vorkämpfer Wodans, der blutfrohe Penda von Mercien, erst im Jahre 654 gefallen und hatte doch das Heidentum im südlichen England, in Sussex und auf der Insel Wight, noch bis zum Ausgang des 7. Jahrhunderts grimmigen Widerstand geleistet. Aber wenn auch der christliche Dichter den Heidenglauben seiner Helden als eine allbekannte Tatsache trauernd hervorhob, so war er doch augenscheinlich bemüht, sie in ihren Reden dem herrschenden neuen Glauben zu nähern, indem er ihrem ganzen religiösen Bewußtsein einen entschieden monotheistischen Ausdruck lieh und besonders ihre Anschauungen vom Zustande nach dem Tode der christlichen Lehre anpaßte. Reflexionen christlich-moralischen Inhalts schaltet er nicht nur selber allenthalben ein, sehr zum Schaden der epischen Erzählung, sondern er legt sie auch seinen Helden, besonders dem alten Hrodhgar in den Mund, den er sogar einmal ganz zur Unzeit eine förmliche Predigt halten läßt. Er hütet sich ängstlich, die Namen der alten Götter über die Lippen zu bringen; die heidnischen Unholde aber, Grendel und seine Mutter, fügt er durch die von den Rabbinen ausgehende Lehre, daß alle bösen Geister von Kain abstammen, in die jüdisch-christliche Sagenwelt ein.

Bei dieser im ganzen schonenden Übermalung ist es natürlich, daß noch genug Züge des alten h e i d n i s c h e n Lebensbildes hindurchscheinen. Heidnisch trotz aller Predigtmoral ist der Geist germanischen Heldentums, der das Ganze trägt, der im unbeugsamen Stolz männlichen Kraftgefühls kein höheres Streben kennt, als in gefahrvollen Kampfstaten sich hervorzutun, kein höheres Gut als den Ruhm, der den Tod überdauert. Heidnisch ist der Glaube an die Schicksalsstunde, die jedem von Geburt an durch eine dunkle Macht als Lebensziel festgesetzt ist und die weder der Tollkühne noch der Feige zu verrücken vermag. W y r d heißt diese Macht, einst der Name einer Schicksalsgöttin, der Todesnorne (nordisch Urd,

deutsch Wurt). Nornen und Walküren woben das Geschick der Sterblichen, daher in unserem Gedicht die Umschreibung „Kampfglückes Gewebe" für Sieg. Des Helden Ehre ist die furchtlose Tat: deren Ausgang, Sieg oder Tod, ist göttliche Fügung.

Mit dieser großartig mannhaften Lebensauffassung paart sich eine merkwürdige Weichheit des Gefühls, die sich besonders in den innigen Herzensbeziehungen zwischen Blutsfreunden, zwischen Gefolgsherren und Gefolgsmannen und in der Wehmut über die Vergänglichkeit alles Irdischen ausspricht. Elegische Dichtung wurde von den Angelsachsen mit Vorliebe gepflegt. Je leidenschaftlicher sie am geselligen Lebensgenuß hingen, desto schwerer empfanden sie die Trennung, die Vereinsamung, die der Alternde in jenen kriegerischen Zeiten häufiger und früher als heute erfuhr. Je freudiger sie die Herrlichkeit ihrer Helden in Liedern feierten, desto tiefer ergriff sie die Trauer über die Hinfälligkeit auch des Herrlichsten auf Erden, über die Ungewißheit des Lebens und die unerbittliche Gewißheit des Todes. Nicht erst das Christentum hat diese Stimmung erzeugt; im Gegenteil, diese ernste Gemütsanlage war es, welche die Angelsachsen in ihren Mythen kein Genüge finden ließ und so zur Aufnahme des Christentums prädestinierte. Dafür bietet uns Beda in seiner Kirchengeschichte ein schönes Beispiel: Als der heidnische König Edwin von Northumberland, der Gründer von Edinburg, im Jahre 627 sich mit seinem Parlament über die Annahme des Christentums beriet, da sprach einer der Edlen: „Wenn du, o König, zur Zeit der kurzen Tage mit deinen Herzogen und Dienstmannen beim Gelage sitzest, inmitten auf dem Herde das Feuer lodert und die Halle durchwärmt, draußen aber Winterstürme wüten mit Regen und Schnee, dann kommt oft ein Sperling, der, während er zu einer Türe herein-, zur anderen hinausfliegt, einen Augenblick vor dem Unwetter geschützt ist, sofort aber vom Winter in den Winter zurückkehrend, deinen Augen entschwindet. So erscheint mir

das flüchtige Leben der Menschen; was ihm voranging, was ihm folgt, wissen wir nicht. Darum, wenn diese neue Lehre etwas Gewisseres zu bieten vermag, so ist mein Rat: nimm sie an!" —

Es ist ein Hauch von philosophischem Geiste der Germanen, der sich hier im poetischen Bilde ankündigt. Wie diese älteste Probe angelsächsischer Beredsamkeit, so durchzieht tiefsinniger Ernst die ganze angelsächsische Dichtung. Sie entwickelt da ihre höchste Kraft, wo es düstere Größe in Natur und Geisteswelt, wo es mit mächtiger Phantasie die Schauer des Erhabenen zu erwecken gilt.

So steigt in diesem ältesten germanischen Epos ein Idealbild unserer Väter lebensvoll ansprechend vor uns auf. Denn alles das ist d e u t s c h e Art, altheimisches Wesen, das jenen Inseldeutschen in ihrer Abgeschlossenheit unter sich am reinsten zu entfalten vergönnt war. Es ist das Bild einer noch rauhen, wilden Welt, aber kraftvoll, tief erregt, zukunftsreich; mehr für Würde empfänglich als für Anmut, geistigen Gehalt höher achtend als sinnliche Formschönheit; eine Welt, froh der Waffen und der Becher, froh des Krieges und der Seefahrt, voll jugendlicher Freude am Zauberglanz des Goldes; ihr höchster Lohn, fortzuleben im Liede der Sänger, wenn beim Gelage die Harfe kreist; Sippe und Hausgenossenschaft gefestigt auf unerschütterlichem Grund; heiligste Pflicht die Blutrache, die noch kein Vertrag zu bändigen vermag; Achtung vor den Frauen; schwärmerische Liebe für den Kriegsherrn, und so bei aller knorrigen Kraft ein weiches Gemüt; die Innerlichkeit von ernstem Lebensblick erschlossen; auf den Heldenstirnen ein Schatten der Wehmut, ein Schatten jener rätselhaften Nacht, die unser Dasein umfängt, doch stolzen Ganges dem Schicksal entgegen, Mannesmut, Mannestreue bis in den Tod.

Mythologie der schwäbischen Volkssagen

1884

Martin Crusius, Schwäb. Chronik, übers. v. J. J. Moser, Frankfurt 1733, 2 Bde. Gustav Schwab, Die Neckarseite der schwäbischen Alb, Stuttg. 1823. Zweite Auflage v. E. Paulus, Stuttg. 1878. Ruckgaber, Die Hexenprozesse zu Rottweil am Neckar. Württembergische Jahrbücher 1838, 174 ff. Ernst Meier (Prof. in Tübingen, † 1866), Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben, Tübingen 1851; Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttg. 1852, 2 Bde.; Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Stuttg. (1853). Karl Pfaff, Die Hexenprozesse zu Eßlingen im 16. und 17. Jahrhundert. Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte, Nürnberg 1856, Bd. I. Anton Birlinger und M. R. Buck, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg im Breisgau, 1861, 2 Bde. M. R. Buck, Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben, Ravensburg 1865. Zimmerische Chronik, herausg. v. Barack, Stuttg. Lit. Verein 1869, 4 Bde. Theophil Rupp, Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend, Stuttg. und Reutlingen 1869. Rochholz, Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige, Leipzig 1870. Alemannia, Zeitschrift, herausg. von Anton Birlinger, Bonn 1873 ff., 10 Bde. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. VIII: Schwäbische Sagenkunde, Stuttg. 1873. Anton Birlinger, Aus Schwaben Sagen, Legenden, Aberglauben 2c., Wiesbaden 1874, 2 Bde. Ludwig Laistner, Nebelsagen, Stuttg. 1879. Die Sagensammlungen von Magenau 1825, Langen 1825, Scherr 1836, Rothacker 1837, Patuzzi 1844, W. Binder 1845, Schönhuth 1860 u. s. w. haben wenig Wert für die Wissenschaft,

noch weniger die in der Stuttgarter Stadtglocke 1844 ff. erschienenen altwürttembergischen Erzählungen, welche Nick in seiner Stuttgarter Chronik 1875 wieder abgedruckt hat. Sie sind zum größten Teil, wie schon das ergötzliche Altdeutsch der angeblichen Quellenzitate zeigt, Erfindungen des Herausgebers J. G. Munder.

Der vornehmste Gott unserer Väter, der eigentliche Schwabengott, war derselbe, den die Inder als Djaus, die Griechen als Zeus, die Römer als Djovis verehrten, T i u s, der Vater Himmel, der bei den Germanen schon in vorhistorischer Zeit als Träger des himmlischen Strahlenschwertes zum Schwert- und Kriegsgott geworden war. Der schwäbische Urstamm, der im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von der Elbe ostwärts in der Lausitz und der Mark Brandenburg bis zur Oder, welche der schwäbische Strom hieß, in hundert Gauen wohnte, diente ihm mit Menschenopfern im düsteren Grauen des Semnonenwaldes, den niemand anders als gefesselt, als sich selbst symbolisch dem Gotte opfernd, betreten durfte. Daß die seit dem 2. Jahrhundert nach Südwesten vordrängenden Schwaben seinen Kult auch in die heutigen Sitze trugen, beweist der Name Cyuvari, Ziuleute, der ihnen noch im 8. Jahrhundert beigelegt wurde. Ziu lautete die schwäbische Form des Gottesnamens seit dem 7. Jahrhundert, wo mit der von den Schwaben ausgehenden zweiten Lautverschiebung die Bildung der hochdeutschen Sprache begann. Ziesburg, Burg des Ziu, hieß die schönste Schwabenstadt, Augsburg. Heutzutage ist die Erinnerung an diesen alten Stammesgott völlig erloschen. Selbst der Forscher findet von ihm nur wenige dürftige Spuren, wie in dem südschwäbischen Namen des dritten Wochentags, Zistag (Ziwestag, Tag des Ziu), der Übersetzung des lateinischen dies Martis, die man in christlicher Zeit durch die Bezeichnung Aftermontag zu verdrängen suchte, mißverstanden als Zinstag; er ist noch immer in Schwaben der gewöhnlichste Hochzeittag. An den Gott erinnert ferner der schwäbische Mannsname Ziuwolf, der in dem sigmaringi-

schen Ortsnamen Zielfingen (Ziolfingen) verborgen ist. Uhland, der auch den Namen Tübingen auf das noch unverschobene Tiu zurückführte, vermutete in Schwerzloch — Swertislôch Schwertwald — eine Kultusstätte des alten Schwertgottes. Beim Schwerte als ihrem heiligsten Symbol schwuren suebische Stämme.

Auch von dem jüngeren germanischen Donnergott, dem Feinde der Riesen und Freunde der Ackerbauer, ist nur spärliche Kunde erhalten. An seinen im Wetter aufflammenden Kampfzorn gemahnen die Redensarten der Kinder: Das Himmelsvatterle balgt, der Herrgott zankt, der Heiland kommt und ist zornig. Seine Geschosse sind die Donnersteine. Seine heiligen Vögel Storch und Schwalbe schützen das Haus vor Blitzschlag. Ein Überrest alten Donarkultes ist das Funkenschlagen am ersten Fastensonntag, eine heidnische Frühlingsfeier, bei der man in Oberschwaben auch mit Fackeln über das Saatfeld zieht, um den schlafenden Samen wachzurufen. Der eifrige Gott hielt streng an diesem seinem Ehrentag. Daher sagten die Alten in Tettnang, wenn der Mensch am Funkensonntag keine Funken mache, so mache der Herrgott welche durch ein Wetter. Auch von der Heiligung des Donnerstags, gegen welche die christlichen Bekehrer so lange anzukämpfen hatten, sind noch deutliche Spuren vorhanden. Am Himmelfahrtstag, der stets auf den Donnerstag fällt, muß es immer ein Gewitter geben. Da umwandelte man einst im Eschgang die Markung, um die Felder zu segnen; da sammelt das junge Volk noch heute in erster Frühe die bekannten Himmelfahrtsblümlein, die, in kleine Kränze gewunden, das Haus vor dem Blitze bewahren, offenbar Lieblingsblumen des Donnergottes. Erbsen, die irdischen Abbilder der himmlischen Wetterkugeln, sind das eigentliche Donnerstagsgericht. In den drei heiligen Donnerstagsnächten vor Weihnacht, den Knöpflinsnächten, wirft man Erbsen an die Fenster. Auch der Donnerstag ist ein beliebter Hochzeittag.

Wenn so das Volk in seinen Bräuchen unbewußt noch immer dem einstigen Donnerer huldigt, in den Sagen gedenkt es seiner nur äußerst selten. Als einmal Heuer auf einer Wiese in der Nähe von Pfullingen beim Imbiß ausruhten, kam ein Herr daher und steckte die Hand in einen Heuhaufen, wie um das Heu zu prüfen. Dann ging er dem Walde zu, vor dem ein mit Böcken bespannter Wagen stand, stieg ein und fuhr in den Wald. Hier haben wir noch den alten Bauerngott vor uns, der auf dem Donnerwagen mit Böcken, den Symbolen der zottigen Wetterwolke, daherfährt (im Norden Wagengott, Herr der Böcke geheißen). Das Volk aber, wenn es von ihm erzählt, kann ihn vom Teufel nicht mehr unterscheiden. Als christlicher Wetterherr ist Petrus an seine Stelle getreten. Ein Teil seiner Mythen ging ferner auf die Sagengestalt des großen Ostgotenkönigs Theoderich über, der, nach seiner Königsburg in Verona Dietrich von Bern genannt, in Schwaben so populär war, daß man noch um das Jahr 1500, wie der Tübinger Humanist Bebel berichtet, sogar von ihm predigte. Als nämlich die Schwaben in der großen Entscheidungsschlacht des Jahres 496 gegen die Franken unterlegen waren, da nahm sie der Amelungenheld unter seinen mächtigen Schutz, und sie bewahrten ihm dafür über ein Jahrtausend lang in Lied und Sage ein dankbar rühmendes Andenken. Mit Vorliebe gaben sie vom 8. bis ins 10. Jahrhundert ihren Kindern den Namen Amelung. Im Geschlechte der Herrn von Wurmlingen vererbte sich seit dem 12. Jahrhundert der Name „Dietrich der Märeheld" — der maere helt, der berühmte Held, war ein ständiger Beiname Dietrichs von Bern — und der untere Absatz des Wurmlinger Bergs hieß der Bernbühl. Auf einem schmalen Bergrücken bei Rottweil standen drei Burgen beisammen, welche alle den Namen Bern trugen; dort hauste „eine ganze Sippschaft schwäbischer Dietriche von Bern", Dienstmannen der Markgrafen von Hachburg, einer Nebenlinie der Zähringer, von denen einer, Berthold V.,



seiner im Uechtland neugegründeten Stadt den für das schwäbische Ohr so sympathischen Namen Bern gegeben hatte. Von Dietrich sangen die Bauern bei ihren Hochzeiten, und wenn — noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts — den alten Grafen Gottfried Werner von Zimmern auf Wildenstein beim Zechen die Reimlust anwandelte, so diktierte er seinem Schreiber ein Heldenpoem von den Riesenkämpfen des Berners. Das bekannteste Lied der Dietrichsage, das beliebteste im ganzen späteren Mittelalter, das Eckenlied, ist auf schwäbischem Boden entstanden. Den Inhalt bilden zwei uralte Donarmythen, Kämpfe gegen die Riesen Ecke und Fasold, nur daß die Rolle des Gottes auf den bauernfreundlichen Gotenkönig übergegangen ist. Ecke ist der Riese der Wildwasser, den im Frühjahr die Schneefrauen des Gebirgs nach den Menschengefilden entsenden; ihn bekämpft und erlegt Donar der Sommergott. Das rasche Verlaufen der Wildwasser wurde der hilfreichen Macht eines Gottes zugeschrieben. Fasold, Eckes Bruder, ein Herr wilder Lande, ist der wetterwendische Riese des Sturmes, der mit flatternden Zöpfen unter weithin dröhnendem Horneston mit bellenden Leithunden fernher aus den Bergen ein Fräulein jagt; das ist eine der Waldfrauen, der Laubgeister. Zwar schleudert er im Zweikampf mit dem feueratmenden Donar Äste um sich her und zerrt an den Bäumen, daß sie krachend sich spalten; aber der Gott bleibt Sieger. Der Gewittersturm, der die Bäume knickt und das Laub vor sich her jagt, ermattet, wenn das Wetter sich entlädt.

Wie hier die dem Menschen verderbliche Wirkung des Windes als feindseliger Riese verkörpert ist, so wurde seine heilsame Macht schon vom indogermanischen Urvolk als freundlicher Gott Vâta, der Wehende, verehrt, den die Hymnen des Rig-Veda als Lebensspender preisen. Der germanische Name dieses gedankenschnellen rastlos durch die Lüfte brausenden Gottes war nach Zimmer Vôtha und Vôda, mit erweitertem Stamme Vôdana, das niederdeutsche Wôdan,

woraus im Norden Odhin, im Süden bei den Schwaben Wuotan wurde. Er war der Siegesgott der an der Spitze der germanischen Völker gegen Westen vorstürmenden istwäischen Stämme, die zuerst durch die Gallier mit der antiken Kulturwelt in Berührung kamen. Bei ihnen zum Kulturgott vergeistigt und zum Götterkönig erhoben, breitete er als solcher seine Herrschaft über die Ost- und Nordgermanen aus und nahm gegen Ende der Heidenzeit bei allen germanischen Stämmen die oberste Stelle ein, welche in der Urzeit der Vater Himmel besessen hatte. Nach ihm hieß der vierte Wochentag; doch hat die christliche Bezeichnung Mittwoch in Schwaben wie im übrigen Deutschland den gefährlichen Gottesnamen verdrängt. Nur vereinzelt begegnet er uns noch in der umgedeuteten Form Guotentag für Wuotentag (wie Guotach neben Wuotach), entsprechend dem westfälischen Godenstag, dem niederfränkischen Gudenstag, welcher Lautwechsel auch in dem sowohl im schwäbischen als im fränkischen Württemberg vorkommenden Ortsnamen Gutenberg eingetreten ist, entsprechend dem Gudensberg oder Wudensberg in Niederhessen, dem Gudinsberg oder Wudinsberg bei Bonn. Gegen Wuotans Tag vor allen richtete sich der Eifer der Bekehrer und nicht ohne Erfolg: der Mittwoch ist in Schwaben kein Ehrentag.

Wuotan wurde einäugig gedacht; der Himmelsgott hat nur das eine Sonnenauge. Noch heute sagt man, wer in die Sonne sehe, unterfange sich, Gott ins Auge zu blicken. Wie Wuotan schaut Gott im Volksschwank mit langem Bart zum Himmelsfenster heraus. Seine heiligen Vögel, die Raben, werden nicht leicht geschossen und genießen noch einer Art Verehrung. Wo aber der Götterkönig mit seinem breiten Wolkenhut noch persönlich in den Sagen auftritt, ist er zum Gespenst verdüstert und berührt sich so mit anderen unheimlichen Gestalten der Volksphantasie, mit Riesen, Nebelelben und Teufeln.

Dem Luftgott wurden einst Menschen als Opfer auf-

gehängt, daher der Glaube in Schwaben, daß sich ein Sturm erhebe, so oft einer gehängt werde oder sich selbst erhänge — der Windgott stürzt brausend auf sein Opfer — und daher ist es auch nach schwäbischer Sage eine schreckliche Vermessenheit, sich zum Scherz eine Schlinge um den Hals zu legen und Hängens zu spielen; denn der Galgenherr, wie der Gott im Norden heißt, hält sein Opfer fest und erwürgt es.

Die Seelen der Verstorbenen, als Lufthauch gedacht, fuhren schon in der indogermanischen Urzeit im Gefolge des Sturmgottes über die Erde hin. Auch bei den Germanen war Wodan der Seelenherr, der Seelenführer, ein Hauptgrund für die Römer, ihn mit ihrem Hermes-Merkur zu identifizieren. Nachdem ihn aber die Kampfzeit der Völkerwanderung, das eigentliche Heroenalter der Germanen, als aristokratischen Gott der Helden auf den Schild erhoben hatte, waren es ausschließlich die Geister der im Kriege Gefallenen, welche ihn als seine Gefolgschaft auf seinem Luftritt geleiteten. So stehen sich zwei mythische Bilder des Sturmes gegenüber: der wilde Riese, der die Laubgeister jagt — bei den Südschwaben in der Schweiz Dürstengejäg (Dürstriese) genannt, Riesenjäger auch im Oberamt Tuttlingen — und der Windgott, der mit den Heldengeistern nach Art eines germanischen Gefolgsherrn im Krieg- und Jagdzug durch die Lüfte saust, — Wuotans Heer, das wilde Heer. Die Bezeichnung „wilde Jagd" paßte auf beide, und beide Luftbilder flossen auch später ineinander, besonders nachdem der Christenglaube den Gott und seine Helden zu Teufeln und Gespenstern verunstaltet und so den gleichfalls zu Teufeln gewordenen Riesen gleichgestellt hatte.

Der Ausdruck „wilde Jagd" (wild Gejäg) kommt in Württemberg selten und hauptsächlich in den fränkischen und an Franken grenzenden Gegenden vor. Häufiger und verbreiteter ist die Bezeichnung „wildes Heer". Die dem schwäbischen Stamm eigentümliche und allgemein übliche Bezeichnung ist W u o t e s h e e r oder M u o t e s h e e r (m für w wie schwäbisch mir für wir, wo

für wo) auch auf fränkischem Gebiet bis zur Eifel hinab, soweit sich die Schwaben im fünften Jahrhundert nordwärts ausgebreitet hatten, nachzuweisen (Wodesheer in der Eifel wie im Remstal). In Wuoteshere ist die ursprüngliche einfache, dem indischen Vâta entsprechende Form des Gottesnamens erhalten: Wuot, niederd. Wod, altnord. Odhr. Mit dem Wuote als einem Dämon schreckt man im Schwarzwald die Kinder. In Oberschwaben kommt für Wuotesheer auch die Abkürzung 's Wuotes und 's Muotes vor. Die erweiterte Form Wuotan wurde schon in der Karolingerzeit als Wuotant = Wütend mißverstanden, daher der in Schwaben gleichfalls bekannte Name wüetend here, wütendes Heer, auch wutiges Heer und mit schwäbischem Lautwechsel mutiges Heer.

Nach der ältesten Auffassung kommt das Wuotesheer im Wagen. Schon im zweiten Jahrtausend vor Chr. fuhren die indischen Marut, die Windgeister, im leuchtenden Wolkenwagen mit Peitschenknall und jauchzendem Gesang, und vor ihnen fielen zerschmetterte Waldbäume, Hügel und Berge wichen, und die Erde erzitterte wie ein altersschwacher Mann. Noch heute erzählt man an verschiedenen Orten in Württemberg, das Muotesheer sehe von ferne einem feurigen Wagen gleich — es ist die flammende Sturmwolke — und man höre ein Geräusch von Wagenrollen und Kettengerassel; es erscheine als ein Wagen ganz gedrängt voll von Leuten, so daß man nichts als Köpfe sehe, und führe Menschen, die ihm begegnen, durch die Luft mit sich fort. So dröhne es durch die krachenden Wälder; aber sein Erscheinen verheiße ein gutes Jahr. Bei seinem Herannahen vernimmt man den Sturmgesang als wunderschöne Musik, erst lieblich zart wie Saitenspiel, dann stärker und stärker wie von tausend Instrumenten; hoch in den Lüften schellt es wie mit hundert Kuhglocken, bald hinreißend süßer Klang, bald fürchterlicher Lärm. Wer aber zum Fenster hinaushorcht, dem reißt es den Kopf ab.

Daß das Wuotesheer als Kriegszug, größtenteils beritten, erscheint, ist eine spezifisch germanische Neubildung des indogermanischen Mythus. Darauf bezieht sich die Redensart „fahren wie das heilige Heer“ und der Ausdruck für Sterben „zum alten Haufen fahren“. Das regelmäßige Eintreffen des Wuotesheers zu bestimmten heiligen Festzeiten, um Johanni zur Sommersonnwend und besonders in den Adventnächten vor und in den Zwölften nach der Wintersonnwend beruht auf altem mythischem Grund.

Auch der Glaube, daß seine unerwartete Ankunft Krieg vorhersage, geht in die Heidenzeit zurück. Der ursprünglichen Anschauung am nächsten stehen die nur noch in der Legende berichteten Erscheinungen weißglänzender Heere in den Lüften. Doch auch das nächtliche Kriegsvolk, das mit grausigem Toben und Geschrei in altertümlicher, nicht mehr verständlicher Sprache nach den Burgtrümmern von Klingenstein im Blautal zieht, um dort zu turnieren, gemahnt an die Kampfspiele der Helden in Walhall, ebenso die turnierenden Ritter, denen Flammen der Hölle aus dem Visier schlagen, in dem Gedicht „die Jagd von Württemberg" aus dem 15. Jahrhundert.

Das wilde Heer kommt aus dem hohlen Berg hervor, z. B. aus dem Linkenboldsloch bei Onstmettingen im Oberamt Balingen. Im hohlen Berg, dem irdischen Gegenstück des himmlischen Wolkenbergs, schlafen die Windgeister, die Seelen der Toten. Auch in der Wolkenburg hausen die Helden. Im Jahr 1134 traf Albrecht von Zimmern, als er im Stromberg einem wundersamen Hirsch nachjagte, im tiefen Wald auf einen ernsten Mann von furchtbarem Aussehen; der führte ihn auf eine lustige Wiese, wo ein herrliches Schloß mit vielen Türmen stand; dort in einem schönen weiten Saal tafelte ein Herr mit seinem Hofgesinde in tiefem Schweigen. Es war, wie ihm der Geist auf dem Rückweg erklärte, des Ritters tapferer Oheim Friedrich von Zimmern, der für seine Hartherzigkeit gegen die Armen samt seinen Räten und Helfershelfern büßen mußte. Als Albrecht zurückblickte, sah er das Schloß in qualmenden Flammen und hörte ein so klägliches Jammergeschrei, daß ihm vor Schrecken Haar und Bart ergrauten. Hier ist das nebelhafte Geisterschloß zum höllischen Strafort geworden. Ähnliche heidnische Erinnerungen wirken in den vielen Sagen von Geistergastmählern fort, wie jenes war, das kurz nach dem Regierungsantritt des Herzogs Ulrich die alten Grafen von Württemberg in der Ritterstube des Stuttgarter Schlosses feierten, in großer Herrlichkeit, doch totenstill.

Der Geisterzug pflegt seine gewohnten Wege einzuhalten und fährt mit Vorliebe über die alten Römerstraßen. Wo römische Überreste sind, da spukt es. Daher heißt eine Römerstraße am Hohentwiel „der ungeheuer Weg", der unheimliche Weg; andere Namen, die zugleich auf das Wuotesheer bezogen werden können, sind Heidenweg, Heerweg, Rittweg, Rennweg, Kriegerweg, Götzenweg. Römerstraßen im Walde heißen der grüne Weg, der grasige Weg, und daher der Ausdruck „den grasigen Weg fahren" für sterben,

mit dem Totenheer fahren. Das Wuotesheer zieht da und dort durch Häuser und Scheunen, duldet aber nicht, daß auf seinem Weg neue Häuser erbaut werden. So zeigt man in Rottenburg einen leeren Platz, wo jeder Neubau vom Wuotesheer umgerissen wurde. Im Saatfeld läßt es als Spur eine Schleiffurche zurück. Sein Weg am Himmel geht, wie man im Remstal sagt, quer über die Milchstraße, also den Weg des Westwinds. Man hört ein wildes Durcheinander von Brausen, Pfeifen und Schreien in der Luft, von den feinsten Kinderstimmen bis zu den rauhesten und ältesten Männerstimmen. Die Seelen ungetaufter Kinder, die wie dereinst alle heidnischen Seelen dem Sturmherrn verfallen sind, stöhnen kläglich im Zuge. Auch wer im Rausch stirbt, kommt ins Wuotesheer und muß verkehrt auf stachlichtem Eisensattel reiten. Zuweilen läßt sich das wilde Heer zu kurzer Beratung nieder, wie beim heiligen Kreuz in der Nähe von Mergentheim eine Unzahl Jäger mit Hurra und Hundegebell. Vor dem Zuge pflegt ein Mann herzugehen, der einen warnenden Reim ruft, wie „Aus em Weg! Daß niemand was gescheh'!" — Dieser Warner, anderwärts der treue Eckhart genannt, ist in Württemberg gewöhnlich namenlos; nach einigen Sagen auf dem Hertfeld und an der obern Donau ist es Wuotan selbst. Wer nicht ausweichen kann, der muß sich wie vor einer Windsbraut mit gekreuzten Armen niederwerfen, an einem Kreuz oder wenigstens an einem Grashalm sich festhalten oder den Kopf in ein Rad stecken u. dgl. Sonst wird er von dem Heere entführt und getötet. Wer die Geister neckt, wird von ihnen zerrissen. Wer sie anschaut, erblindet. Da in Württemberg die Vorstellung der Jagd zurücktritt, wird auch über das gejagte Wild nichts Genaueres ausgesagt. Nur aus dem Jagdanteil, der manchmal einem Zurufer ins Fenster fliegt, kann man darauf schließen: es ist dies bald ein Hasen- oder Geißfuß, bald ein Eselskinnbacken oder Pferdeschinken, bald ein Menschenfuß, d. h. ein Überrest der ursprünglich nur vom Riesen gejagten Waldfrau.

Die älteste Schilderung des Wuotesheeres von schwäbischer Feder findet sich in der Zimmerischen Chronik (um 1566). Da wird die fränkische Sage von einem Herrn von Seckendorf erzählt, der in der Nacht im Wald eine wunderbarliche Reiterei unter brausendem Getös an sich vorbeiziehen sah. Dem einen fehlte der Kopf, dem andern ein Arm, einzelnen Rossen der Kopf und zwei Füße; auch viele verstümmelte Fußgänger liefen mit, ein Teil halb verbrannt,

viele mit bloßen Schwertern im Leibe. Darunter war ein weißer, dürrer und hinkender Gaul; den führte ein schlechtgekleideter, schwerverwundeter Reisiger, dem die Gedärme aus dem Leibe hingen. Seckendorf fragte den letzten im Zuge, was das für ein Haufen sei, und erhielt die Antwort, es sei das Wuotesheer, der ledige Gaul sei für den von Seckendorf bestimmt, den heute über ein Jahr ein Feind erschießen werde, daß ihm die Gedärme wie jenem Reisigen über das Roß herabhängen werden. Darauf verbarg sich Seckendorf als Laienbruder im Kloster Maulbronn, wurde aber von seinem Todfeinde doch ausgekundschaftet und auf die vorhergesagte Art ermordet. — Das ist die älteste Gestalt der zuerst von Kirchhof im Wendunmuth 1562 erzählten Sage vom Rechenberger oder Rechberger, welche Uhland in seiner bekannten Ballade behandelt hat. Nach mündlicher Überlieferung in Franken hieß der Ritter Wilhelm der Wilde von Rechenberg, und das Kloster, dessen Marschall er wurde, war Ellwangen. Rechberger heißt auch ein dem wilden Jäger verwandtes Gespenst auf dem Einkorn bei Hall. Rechbergische Grafen jagen im wilden Heer.

Nach andern ist der Führer desselben ein Graf von Hohenberg oder sind es drei Grafen von Herrenberg. In der Gegend von Hall hieß im 16. Jahrhundert der Führer des Zugs Berchtold, eine weiße Gestalt auf weißem Roß, weiße Hunde am Strick, ein Jagdhörnlein am Hals. Berchtold ist also wohl ein fränkischer Beiname Wodans gewesen. Der bekanntere fränkische Name Rodenstein, der einen alten Kosenamen Wodans Hrôd enthält (aus Hrôdebreht, Ruprecht, Ruhmglänzend), findet sich merkwürdigerweise im Herzen von Schwaben wieder: zwischen der Altstadt Rottweil und Wellendingen zieht der wilde Jäger Rotstein mitten durch den Wald. Ruprecht heißt der wilde Jäger auch im Sigmaringischen. Im Grenzgebiet gegen Franken, in der Gmünder Gegend, spukt er als Hauptmann von Roth. Diese Namen sind also fränkische Einwanderer. Ein schwäbischer Beiname des Gottes scheint Lingowalt gewesen zu sein, Walter des Glücks (linc, gelinc, m. Gelingen), entstellt zu Linkenbold, wie der Führer des wilden Heeres auf der Alb bei Balingen und auf dem Hertfeld heißt, und Leinbold, wie der Name im alten Schwabengau am Harz lauten soll.

Auch einzeln läßt sich der wilde Jäger oder Weltjäger an zahlreichen Orten blicken; er gilt für das Gespenst eines Menschen,

der sich selber gewünscht hat, ewig jagen zu dürfen, — wie der Jäger mit schwammartig verrunzeltem Gesicht, der nach dem Meistergesang Michael Beheims einem Grafen Eberhard von Württemberg im Wald erschien — oder der wegen Grausamkeiten und Freveln dazu verdammt worden ist, wie der Junker auf der Kochenburg im Oberamt Aalen, der Junker Hans auf dem Hertfeld, der Ranzenpuffer im Schönbuch (ein elbisches Wesen und Wuotan zugleich), der Jäger Laute im Wagenhart u. a. Bei Vollmaringen (Oberamt Horb) erscheint der wilde Jäger ganz grün angezogen mit zwei schneeweißen Hündlein; das eine billt hell, das andere rauh. So birscht er auch vom Wurmlinger Wald bis weit ins Unterland; zuerst kommen zwei kleine gekoppelte Hunde, hundert Schritte weiter zwei größere und dann ein drittes ganz großes Paar, dahinter er selbst auf riesenhaftem Gaul. Im Wagen fährt er unter dem Namen Breithut oder Langhut über die rauhe Alb in den Adventsnächten bald auf der Erde, bald durch die Luft und rast unter Peitschenknall durch das Städtlein Wiesensteig. Zu Roß erscheint er allenthalben als der in sämtlichen deutschen Gauen bekannte Schimmelreiter; krachender Sturm fegt vor ihm her. In der Nikolausnacht, wenn die Bursche vermummt vor die Fenster ihrer Geliebten reiten, schließt er sich gerne als der Dreizehnte an. Die alte Heiligkeit des umreitenden Gottes ist auf den kriegerischen Erzengel Michael und den ritterlichen Frankenheiligen St. Martin übergegangen. Die ältesten Kirchen in Schwaben sind Michaelskirchen. Daher heißt auch jene uralte volkstümliche Maske, die in heiligen Winternächten den Besuch Wuotans in der Kinderstube mimisch darstellt, in der Nordhälfte Württembergs Pelzmichel und Pelzmärte; in der Südhälfte hat der Schandeklas, der katholische St. Nikolaus, die Alleinherrschaft. In der Gegend von Ellwangen und Neresheim begleitet der Bercht mit der Rute, der Butzenbrecht, als Kinderschreck den ehrwürdigen „Niklos". Als Stellvertreter der alten Götter kommen bei den Menschen Christus und die Apostel zu Gast, von deren Abenteuern tiefsinnige und schwankhafte Legenden Kunde geben.

Von dem freundlichen Gott der Sommersonne, der bei den Skandinaven Freyr hieß und dessen deutscher Name vermutlich Fro lautete, ist in Schwaben kaum eine Spur nachzuweisen. Nur das Märchen hat eine Erinnerung an

sein über Land und Wasser segelndes Schiff bewahrt, von dem die Edda meldet, daß es wie ein Tuch zusammengelegt werden konnte: es ist die im Himmelsblau sich entfaltende und wieder zerfließende Sommerwolke. Der Mannsname Froben, Frôwin, Freund, Liebling des Fro, war auch in Schwaben üblich. Ob der Froberg bei Erolzheim nach ihm benannt ist, ist zweifelhaft. Seinem Hauptfest, das auf die Wintersonnwend fiel, entspricht unser Weihnachtsfest. Unter den Skulpturen der Belsener Kapelle will man sein Bild erkennen.

Ein Sonnenheld ist der heilige Georg, der kappadozische Kriegsmann, der in den Kreuzzügen zum christlichen Kriegsgott wurde und als solcher im späteren Mittelalter auf dem Banner der Schwaben prangte. Zum Drachentöter machte ihn die Volkslegende erst im Laufe des 13. Jahrhunderts. Seine mythische Bedeutung geht auf Perseus und den arischen Lichtgott Mitra, persisch Mithras, den Dämonenvernichter, zurück, der den griechischen Beinamen Georgios, Gott der Landbauer, führte. Der Ort, wo St. Georg die dem Lindwurm zum Opfer bestimmte Kaiserstochter durch seinen siegreichen Kampf zum Weibe gewann, war nach schwäbischer Sage im Neidlinger Tal, wo die Ortsnamen Limberg, Limburg, Lindorf und Lindach an das Untier erinnern (lint Schlange). Eine Wallfahrtskapelle hatte er einst auf dem Jörgenberg bei Reutlingen. Ihm zu Ehren wurde in Ertingen der Jörgenritt gehalten. Eine Drachensage haftet noch am Wurmlinger Berg,, hier offenbar aus der volkstümlichen Deutung des Ortsnamens entsprungen (Wurmlingen, früher Wurmeringen, nach dem ersten Ansiedler Wurmheri). Auch die Wurmsage im benachbarten Ammertal mag durch die drachenähnlichen Tierbilder an der Schwerzlocher Kapelle angeregt worden sein. Ein Drachenbronn fließt im Walde bei Wallhausen, Oberamt Gerabronn. Der Drache als flammenschnaubender Gewitterdämon gehört sowohl der Wasserwelt als der

Feuerwelt an; im Nebelbrodem haucht er die Pest aus. Auch die Meteore sind Drachen, Unheil verkündend.

Die aus der Gewalt des Wetterdrachen vom Lichtgott befreite Wolkenjungfrau führt uns in den reichen Sagenkreis der Götterfrauen ein, von denen auch in Schwaben noch allenthalben Berg und Wald geheimnisvoller Kunde voll sind. Schon in der indogermanischen Urzeit wurden die Wolken, die Morgenröte und die Erde als göttliche Wesen verehrt. Weniger individualistisch ausgestaltet als die männlichen Gottheiten, waren sie von frühe an geneigt, einander ihre Rollen abzugeben. Bei den Germanen standen sich nur noch zwei Hauptgöttinnen gegenüber, die Wolkenfrau, welche zur allgemeinen Himmelsgottheit, zur Herrin über Licht, Wind und Regen geworden war, und die Erdmutter. Aber auch diese beiden berührten sich so mannigfach: beide wohnten im Berge, die eine im himmlischen, die andere im irdischen; zu beiden gingen die Seelen der Toten; beide gewährten den Erntesegen; beide standen im Liebesbunde mit dem Himmelsgott, und so verschmolzen auch sie zu einer allumfassenden Gottheit, zur mütterlichen Königin des Himmels und der Erde. Ihr gemeingermanischer Name war Frija, Frîa, bei den suebischen Langobarden Frêa, d. h. die Liebe, die Liebreiche. Nach ihr benannte man den sechsten Wochentag Frîatag, Freitag. Die schwäbische Form des Namens war Frîna oder Frêna, wie Vodana durch die Bildungssilbe na erweitert, Frijana, Frîana (vergl. das schweizerische frîn = lieb und schön). Frû Frîen oder Frû Frêen heißt die Göttin noch heute am Harz in dem alten Schwabengau zwischen Bode, Saale und Wippra, wo uns auch ein spezifisch schwäbischer Beiname des wilden Jägers begegnet ist. Bei den Südschwaben lebt die Göttin Frena in der heiligen Verena fort, die häufig mit der christlichen Himmelskönigin zusammen genannt wird: Unsere liebe Frau und St. Verena.

Sie war die Heilige des Bistums Konstanz, dem fast das ganze

schwäbische Württemberg angehörte; lokalisiert ist ihre Legende in Solothurn und Zurzach im Aargau. Als Wasserherrin und Walterin der Wolkenmühle ist sie Müllerpatronin. Unter dem Pfarrdorf Hausen ob Verena liegt die Verenamühle auf Spaichinger Markung. Sie hemmt Überschwemmungen und läßt Heilquellen und Jungbrunnen entspringen. Sie ist wie die Göttermutter die Beschützerin der Ehe und Spenderin des Kindersegens, und zwar ist sie mächtiger als die gleichfalls in Schwaben hochverehrte heilige Ottilie; denn diese kann den kinderlosen Frauen nur Mädchen verschaffen, Verena gibt Buben. Ihr Gürtel, der in dem ehemaligen Reichsstift Roth in Oberschwaben aufbewahrt wurde, half den Gebärenden. Sie verleiht den Mädchen schönes Haupthaar. Ihre ältesten Kapellen heißen Heidenkirchen. Sie ist Patronin von Wurzach im Oberamt Leutkirch, von Dautmergen im Oberamt Rottweil. Der Berg, auf dem die Kirche von Hundersingen an der Donau steht, heißt Vrenaberg. Im protestantischen Württemberg ist mit der katholischen Heiligen auch die heidnische Göttin verschollen.

Nach einem alten Jahresmythus, der uns nur in Trümmern überliefert ist, verließ im Spätherbst der sommerliche Himmelsgott seine Gemahlin, die ihn nach der einen Tradition im weißen Winterkleide weinend suchte, nach der andern sehnsüchtig in ihrem Berge seiner harrte, bis im Frühling der Wanderer zu ihr heimkehrte. Im christlichen Mittelalter ist der Frau-Frenenberg unter dem Einfluß klassischer Reminiszenzen zum Venusberg und der Gott zu einem menschlichen Geliebten der Bergfrau geworden, der sich von ihr lossagt, um nach weiter Wanderfahrt wieder zu ihr zurückzukehren: das ist der edle Tannhäuser im „Frau-Vrenisberg" des aargauischen Volkslieds. In Württemberg haftete diese Sage dereinst an einer Höhle auf der Teck, dem Verenabubelins- oder Verenabeutelinsloch, war aber schon im 16. Jahrhundert wie der Name bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verkümmert. Im hohlen Berge ist das irdische Paradies; dahin verlief sich einmal ein Mann auf der Egelfinger Alb. Venusberg heißt ein Hof bei Lorch, schon im 15. Jahrhundert erwähnt; ebenso heißt ein anmutiges Gehöft auf der „Halde" im Oberamt Waldsee, bei dem ein wundertätiger Quell fließt. Wenn man noch heute in Hundersingen bei anhaltendem Regenwetter sagt, es werde nicht nachlassen, bis sich der Vrenenberg öffne, so ist damit deutlich der Wolkenberg gemeint, der Nimbus, der sich zerteilen muß, wenn der Regen aufhören soll. Im fränkischen Württemberg

ist auch die suchende Göttin noch vorhanden in dem Gespenst der bei Mergentheim nächtlich umreitenden Gräfin, die in unbefriedigter Sehnsucht ganz wie Fru Frien im Unterharz einen Freier sucht. Nach einer dritten Fassung des alten Mythus hat der zurückkommende Gott seine Gemahlin aus fremder Gewalt zu lösen oder von seinem winterlichen Stellvertreter, der sie zur Ehe zwingt oder zwingen will, zu befreien. Daher die vielen der Odyssee verwandten Heimkehrsagen, wie die schwäbischen vom Grafen Udalrich von Buchhorn und vom edlen Moringer.

Der Name Fricka (altnord. Frigg), eine andere Nebenform von Frija, welche der einst von Schwaben bewohnten Uckermark angehört, ist im jetzigen Schwaben nicht nachzuweisen. Der Ortsnamen Frickenhausen kommt von einem Mannsnamen Fricco. Doch hat sich, wie vom Klange des Namens angezogen, die Sage dort niedergelassen, daß an diesem Ort der erste Storch sein Nest gebaut habe.

Auch die berühmten Beinamen der Göttin, Berhta und Holda, sind im schwäbischen Württemberg unbekannt. Wohl gibt es eine Bertahöhle bei Seeburg im Ermstal; allein dieser romantische Name ist eine gelehrte Schöpfung: das Volk nennt die Höhle das Hannesenloch nach dem Maurermeister Johannes Lamparter, der sie im Jahr 1823 entdeckt hat. Frau Holle ist dem schwäbischen Volke so fremd, daß es in einer Variante des bekannten Märchens von der goldenen und schmutzigen Jungfer einen Engel aus ihr gemacht hat. Der Hollenhof bei Lorch heißt nach einem alten Mannsnamen. Nur im Fränkischen, in der Umgegend von Hall, geht eine Kinderscheuche um, welche als Brech-Höldere die beiden unverstandenen Namen auf sich vereinigt. Ob der Ort Hollenbach im Oberamt Künzelsau mit seiner weißen Frau nach der Göttin benannt ist, bleibe dahingestellt.

Aus dem Seelenlande Frias, das ursprünglich im Wolkenberg oder im Wolkenbrunnen, später im verborgenen Schoße der Unterwelt (hellja, helle) gedacht wurde, kamen die Kinder; daher der Hellbrunnen bei Böhmenkirch auf der Alb, wo die kleinen Geschwister geholt werden, und die übrigen zahlreichen Kindleinsbrunnen und Kindleinsweiher. In der Höhle des Rosensteins bei Heubach ist es noch die alte Göttin selbst, eine weiße Frau, die der Hebamme die Kinder

übergibt. In der Tiefe eines Brunnens zu Ertingen sitzt sie in geräumiger Stube als alte Hexe, welche Kinder zu sich hinablockt, und wenn man das Ohr an den Boden hält, kann man sie mit ihnen reden hören. Zu ihr kehren ja die Seelen wieder heim. Daher erscheint sie als Todesbotin am Stuttgarter Königshof wie beim armen Volk auf dem Lande. So nahm einst eine wunderschöne Frau auf der Schalksburg bei Balingen den Knaben eines Holz sammelnden Weibes auf den Arm und schenkte ihm eine weiße Rose: am dritten Tage welkte die Rose und starb das Kind, und aus seinem Grabe sproßte ein Strauch voll weißer Rosen. Als Hüterin der Kinder kommt die weiße Frau auch wohl Nachts und wiegt ein Kind stundenlang, und ein Glanz wie Mondlicht strahlt von ihr durchs Zimmer.

Der Fria nächstverwandt ist die schwäbische Urschel, die ein prächtiges Schloß im Innern des von einer goldenen Kette umschlossenen Ursulenbergs bei Pfullingen bewohnt. Dort liegen unermeßliche Schätze, von einem feurigen Pudel bewacht. Sie ist klein, sehr schön und zierlich und läßt sich gewöhnlich in weißem Kleid mit weißer altertümlicher Haube und weißen Schuhen sehen, doch auch in schwarzem oder grünem Gewand, immer in roten Strümpfen. An ihrem goldenen Kettengürtel hängt ein Schlüsselbund; sie strickt mit goldenen Nadeln. So kam sie oft zu Leuten in die Lichtkarz, besonders nach Pfullingen, und ihr Besuch brachte Segen; sie duldete aber keinerlei Ungebühr. Noch heute legen ihr die Kinder auf einen bestimmten Stein bei einer Quelle „Remsele", durchlöcherte Hornknöpfe, als Opfer hin und werfen Steine, die ein Sonnenbild tragen oder durchlöchert sind, den steilen Abhang hinunter; wessen Stein am weitesten rollt, der ruft: Mein Opfer hat die Urschel am liebsten angenommen! Das sind deutliche Überreste vom Kult eines Sonnenwesens. Darauf weist auch ihr Name, der sich nur zufällig mit dem lateinischen Ursula berührt: er kommt von dem längst verschollenen, nur noch in alten

Namen bezeugten deutschen Worte urs, das wie das indische rishi ursprünglich licht und weise, dann wie das keltische arsa weise und alt bedeutete. Ursila ist die Koseform eines Vollnamens wie Ursitrude, das „lichte Frau", „weise Altfrau" heißt. Aus fernen Jahrhunderten, in denen die letztere Bedeutung noch lebendig war, stammt die merkwürdige Überlieferung, die Urschel habe einem Bauern erklärt, sie heiße eigentlich Prisca. Die „alte Urschel" ist sprichwörtlich in Rheinfranken wie in Tirol.

Neben diesen Zügen einer Sonnengöttin zeigt die Urschel aber auch solche der Wolkenfrau und Seelenherrin, der Windgöttin und Sturmdämonin, die letzteren allerdings nicht in Württemberg, sondern nur am Unterharz im sächsischen Schwabengau: da gesellt sie sich als Windgöttin dem wilden Jäger oder fährt als heulende Sturmdämonin in Eulengestalt vor ihm her.

Mit den Wolkenwesen hat sie die Geißfüße, die man in Pfullingen zuweilen an ihr wahrnahm, und den weitbekannten Erlösungsmythus gemein. Sie ist in den Berg verwünscht und pflanzt selber die Buche, aus deren Holz die Wiege gemacht werden soll, welche dem Knaben, den man hineinlegt, die Macht verleiht, sie zu erlösen. Sie wird ihm in halber oder ganzer Schlangengestalt erscheinen; wenn er sie trotz ihres greulichen Anblicks herzhaft in die Arme schließt und küßt, so wird sie als das schönste Weib der Welt sein eigen sein und die goldenen Schätze mit ihm teilen. In der Sage pflegt die Erlösung ebenso regelmäßig zu mißglücken, als sie im Märchen, dem getreueren Abbild des Mythus, gelingt. Diese an zahllosen Orten lokalisierte Erzählung geht auf uralte allverbreitete Gewittermythen zurück. Die verwunschene weiße Frau ist die segenspendende Wettergöttin, welche ein böser Dämon im finsteren Wolkenberg gefangen hält, um ihren Schatz, mit dem sowohl die befruchtenden Wasser als das Sonnengold gemeint sind, den Menschen zu entziehen. Sie befreit der Donnergott, der nach der mythischen Bildersprache in dem langsam am Horizont heraufwachsenden Wetterbaum großgewiegt wurde. Doch nicht bloße Gefangenschaft erleidet die Wolkenfrau; sie wird sogar selbst in ein dämonisches Wesen verwandelt und erscheint in schwarzer Farbe oder in der feindlichen Gestalt des Wolkendrachen. Aber vor dem flammenden Kusse des Gottes zerrinnt der Zauber. Die Wasser

entladen sich; das schwarze drachenhafte Wettergewölk zerschmilzt, und in verjüngter bräutlicher Schönheit leuchtet wieder die sonnige Sommerwolke, die weiße Himmelsfrau.

Die meisten Schatzsagen stehen in Beziehung zu weißen Frauen und sind mißdeutete und vergröberte Überreste ältester mythischer Naturanschauung. Auf der großen Schatzkiste unter den Ruinen von Zimmern sitzen zwei Gestalten, eine schneeweiße und eine kohlschwarze, die Wolkenfrau in beiderlei Färbung. Der schwarze glutäugige Hund, der wie sonst der Drache auf dem Hort zu liegen pflegt, ist wie dieser ein Wolkendämon. Die Jungfrau im Trümmerschacht von Waldeck bei Teinach läßt sich bald in Menschengestalt, bald als Schlange sehen und schenkt den Kindern als Jungfrau eines ihrer langen goldenen Haare, als Schlange eine ihrer Schuppen. Die Sternschnuppen sind blinkende Geldstücke, welche die Himmelsfrau den Menschen nachwirft.

Als Seelenherrin steht die Pfullinger Urschel an der Spitze einer Schar kleiner, wunderschöner weißer Fräulein mit glänzendem Angesicht, die bei ihr im Berge hausen und in ihrem Gefolge oder auch allein in schneeig funkelnden Gewändern die Spinnstuben besuchen, wo sie entweder hartnäckig schweigen oder unter sich mit kindischer Aussprache seltsame Reden führen. Sie sind elbische Seelenwesen und Nebelfrauen; als solche steigen sie Nachts in Reutlingen mitten auf dem Markte aus der Erde hervor. Die Nebeljungfrau, die vom Windjäger verfolgt über den Mädlesfelsen hinabsprang, soll ein Fräulein aus dem Urschelberg gewesen sein. Man nennt sie Nachtfräulein oder Bergfräulein oder Nonnen. Eine Höhle auf einem Vorhügel des Urschelberges heißt das Nachtfräuleinsloch, worein gleichfalls Steine als Opfer geworfen werden. Nach einem noch in Pfullingen gebräuchlichen Kinderspiel holt die Urschel mit den Nachtfräulein, die hier ihre Töchter heißen, den Müttern ihre Kinder fort. Auch um Aulendorf schreckt man Abends die Kinder mit den Worten: Geh heim, oder die Nachtfrau holt dich! — Daß der Seelenherrin auch das Seelenschiff, der himmlische Charonsnachen, nicht fehlte, zeigt eine längst nicht mehr verstandene Redensart in Pfullingen, womit man Kinderwünsche abfertigt: Wart nur! Du kriegst es, sobald das Schiff vom Urschlaberg kommt. — Auf diesem Wolkenfahrzeug segelte dereinst die Göttin mit ihrem magdlichen Gefolge zu den Niederfranken in Köln, wo sie als die heilige Ursula mit den elftausend Jungfrauen christianisiert wurde.

Daß die Urschelsage auch in Württemberg nicht bloß am Pfullinger Berg heimisch war, beweist das Urselentäle, ein Tal mit Felshöhlen beim Dorf Wurmlingen im Oberamt Tuttlingen. In Oßweil bei Ludwigsburg heißt ein wanderndes Irrlicht die Strietemer Urschel, wohl nach einem Flurnamen. Eine Rauchurschel, rauhe Urschel, wie die rauhe Els der Wolfdietrichsage die verwandelte Wolkenfrau, spukt als Weggespenst im bayrischen Schwaben.

Zu den Wolken- und Wetterfrauen gehören auch die Schicksalsgöttinnen, meist in der Dreizahl auftretend. Im Heiligentäle zwischen Tuttlingen und Möhringen wohnten einst drei heidnische Zauberfrauen; die hatten drei wunderschöne weiße Rosse, welche von jeglicher Arbeit frei auf der Weide gingen. Von fernher kamen die Leute und holten Heilmittel bei den hilfreichen Frauen. Sie mußten aber zuerst vor den Rossen niederfallen und opfern. Das sind die heiligen weißen Rosse, von denen Tacitus berichtet, daß die germanischen Priester und Könige aus ihrem Wiehern und Schnauben die Zukunft erforschten. Die drei Göttinnen wohnen gerne bei Brunnen, so am Gehäubrunnen bei Frickenhausen, doch in Schwaben häufiger im Berge, und hoffen auf Erlösung. In der Weihnachtszeit erheben sie auf dem Vogelsberg bei Lorch schönen Gesang, daß man es weithin hört. Am Fuß des Stöffelesbergs bei Reutlingen sieht man sie tanzen. Häufig ist eine der drei Schwestern blind, die Herrin der Wolkennacht und der Unterwelt. Wie die Nachtfräulein werden auch sie im mittleren Neckartal Nonnen genannt; man wäre versucht, hierin eine Entstellung ihres nordischen Namens Nornen zu vermuten, wenn sich dieser sonst auf deutschem Boden nachweisen ließe. Der Name ist ebenso leicht aus ihrer Tracht zu erklären. Christlich gefaßt sind es die spinnenden Marien des Kinderspruches.

Überall landauf, landab lassen sich noch die weißen Himmelsfrauen sehen, bald einzeln, bald in Gesellschaft, oft noch strahlend in unverwelklicher Schönheit, doch öfters traurig und entstellt; bald Göttinnen, bald elbische Wesen, bald

Dämonen und Gespenster. Im Edelburgwald zwischen Gärtringen und Deckenpfronn gehen Fräulein um, an denen alles „schättert und blitzt“. Ein schneeweißes Fräulein von der Größe eines zweijährigen Kindes mit einem Krönlein von Gold und Edelstein hütet im Spitzberg bei Tübingen einen Schatz und steigt am sonnigen Mittag zum Neckar herab, um sich zu baden. Im Dischinger Walde hört man besonders zur Adventszeit ein Weinen und Wehklagen die halbe Nacht hindurch; das ist das Mühlfräulein, das nach Erlösung jammert. Andere mit Brautkronen und Kränzen im Haar hält man für Selbstmörderinnen, andere für Kindsmörderinnen, wie das weinende Mädchen am Buchweiher im Seelenwald, Oberamt Riedlingen. Von der Schwanverwandlung der Wolkenfrauen weiß die württembergische Sage nichts. Nur das Märchen erzählt von dem Jäger, welcher der badenden Schwanjungfrau ihr Federkleid raubt und, als sie ihm später wieder damit entfliegt, sie aus dem Zauberschloß, in das sie gebannt ist, nach dem gewöhnlichen Erlösungsmythus befreit.

Auf dem westlichen Abhang der Teck in der Nähe des Verenenlochs ist eine Höhle, das Sibyllenloch genannt. Da wohnte in der Vorzeit eine Sibylle, eine weissagende Frau, die beste und frömmste, die je auf Erden gelebt hat. Sie hatte einen Wagen, auf dem sie durch die Luft fuhr. Noch sieht man im Saatfeld die deutliche Spur des Wagens, der zwei Rosse und des nebenher laufenden Hundes. Diese, Sibyllenfahrt geheißenen, Stellen bleiben vierzehn Tage länger grün und haben auch später bei der Reife ein dunkleres Gelb. Jetzt ist die gütige Frau schon längst aus dem Lande gezogen, niemand weiß wohin. Der Ort bei Beuren in der Nähe von Owen, wo sie sich bei ihrer Abfahrt niederließ, heißt Sibyllenkappel und ist eine steuerfreie geheiligte Stätte. Ein Sibyllenbühl ist auch auf der Markung Neuhausen ob Eck im Oberamt Tuttlingen. Der fremde, durch Umdeutung entstandene Name Sibylle ist, wie Laistner an den fränkischen

und bayrischen Nebenformen Sibylle Weis, Willeweis gezeigt hat, aus Billeweiß (bilewîz) hervorgegangen, womit einst ein wohltätiger Geist, eine freundliche Feldgottheit, später aber ein dämonisches Zauberwesen bezeichnet wurde.

Unmerklich, wie das Reich der Götter in das der E l b e n übergeht, sind wir in letzterem angelangt. An Macht und Heiligkeit stehen die Elben den Göttern nach. Während im Gott eine imponierende Naturmacht als Einheit ihrer Erscheinungsarten gefaßt ist, personifizieren die Elben die in den Naturerscheinungen wirkenden Einzelkräfte. Es sind Genien, Naturgeister und Seelen der Verstorbenen, die im himmlischen und irdischen Berge hausen, die im Winde wehen, im Brunnquell rauschen, im Irrlicht huschen, als Pflanzenseelen Feld und Wald beleben und mit dem im Walde geschlagenen Bauholz als Hausgeister die menschlichen Wohnungen beziehen. Sie heißen in Württemberg vorzugsweise Erdmännlein, Erdleutlein, im Neckartal auch Erdwichtele, Unterirdische, seltener Zwerge, im Schwarzwald Bergmännlein. Ganz vereinzelt kommt an der oberen Jagst auch der bayrische Name Hojemännlein vor, von hoien, Hoi Hui rufen. Allbekannt ist der Name Butz; so heißt besonders der Vegetationsgeist, der in den Umzügen des Volks zu Fastnacht und zu Pfingsten durch einen mit Laub oder Stroh umwickelten Knaben dargestellt wird, daher die Ausdrücke Fastnachtsbutz, Pfingstbutz, Butzemann, butzenweise (d. h. maskiert) gehen, butzen sich verkleiden (das heutige „sich putzen"), ferner Butzenraule (Rau, Rauw war der Name eines Wald- und Wassergeistes), Butzegiger, Butzewacker, Butzebelle, eine Kinderscheuche in Ulm (belle Hündin, böses bellendes Weib). Der Seelenbrunnen, aus dem in Ulm die kleinen Kinder geholt werden, heißt der Butzenbrunnen. Auch das Wort Drolle bezeichnete ursprünglich den schelmischen Elb. Die anderwärts vorkommenden Namen wie Kobold, Heinzelmann, Hütchen, die guten Holden sind in Württemberg nicht üblich. Doch erinnert an dieses letztere Kosewort der Elbenname

Holder, im Deminutiv Holderle, Hölderlin, davon die Ortsnamen Holderbrunnen und Holderweg, Holdergraben, Benennungen von Römerstraßen. Der Name Elben ist nur in wenigen Ausdrücken wie Elbentrötsch und in Ortsnamen erhalten, z. B. in Elbenloch, dem Elbenwald bei Rottenburg, wo gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Hexen tanzten, der Elbenstraße (Römerstraße) bei Zuffenhausen.

Die Wohnung der Erdleute ist in Berg und Wald; in den unterirdischen Resten der Römerstadt Rottenburg hatten sie ihr wunderbarliches Gebäu. An der Burghalde von Herrenzimmern bei Rottweil hausten sie dereinst beim „Erdmendlisbrunnen", im Erdmannsloch bei Hochdorf im Oberamt Horb, in den Felslöchern bei Aichelberg im Schwarzwald u. a. Sie sind zierlich von Gestalt, eine halbe Elle hoch und kleiner; sie blicken aus großen Augen und sprechen mit feiner Stimme wie zwitschernde Vögel, bald jung und schön, bald eisgrau und langbärtig wie die hilfreichen, lohnenden und strafenden Waldmännlein im Märchen, zuweilen glänzend weiß, zuweilen schwarz wie Mohren. Sie haben nicht selten wie die Bergfrau Gänse- und Entenfüße, die sie unter ihrem langen Rock zu verbergen suchen. Gekleidet sind sie häufig ganz in Rot, daher in der Gegend von Tübingen und Göppingen Rotmäntele genannt, auch ganz in Weiß, mit Zipfelmützchen; im Wald bei Rottweil spukt einer im Kleid des Faschingsnarren. An ihr unsichtbar machendes Nebelkäpplein erinnert der sprichwörtliche Ausdruck der Zimmerischen Chronik „unterm Hüetlin" für insgeheim. Oft erscheinen sie in zerfetzten Kleidchen oder völlig nackt. Einst, so erzählt man in Owen, haben sie über die Menschen geherrscht und wurden von ihnen abgöttisch verehrt. Die Wälder der ganzen Gegend waren voll von ihnen. Sie waren aus dem Morgenlande gekommen und haben wieder dahin entweichen müssen. Nach den einen hat sie das Christentum vertrieben, nach der Zimmerischen Chronik das Schwinden der Gottesfurcht. Die einen hielten sie für verwunschene Menschen, die andern für verstoßene Engel. Den Menschen taten sie Gutes als Wunderärzte; auch für das Vieh gaben sie Heilkräuter, und in der Pestzeit riefen sie den Menschen Heilmittel zu. Der bedrängten Unschuld standen sie, wie die Märchen zu erzählen wissen, mit ihren zauberkräftigen Wunschdingen bei. In alten Familien vererbten sich solche Wunschkleinodien wie der

Glück- oder Siegstein der Freiherrschaft Zimmen. Von Elbenhand rührte wohl auch der unsichtbar machende Stein her, den einst zwei Grafen von Helfenstein am Ufer der Blau fanden; sie aber, da ihnen von seinem Besitz Unheil schwante, warfen ihn in den Blautopf. Die Erdmännlein wohnten mit ihren Erdweiblein als Familienväter ehrbar beisammen und holten sich menschliche Hebammen in den Berg; denn die Unterirdischen können nicht gebären, wenn nicht ein Oberirdischer ihnen hilft. Aus ihrem Berg erschallte zu festlicher Zeit wundervolle Musik. Oft tanzten sie scharenweise bei Onstmettingen. Auch auf der Spielburg am Hohenstaufen hatten sie einen Tanzplatz; dorthin kamen sie aus den Heidenlöchern des Kaiserberges und von den umliegenden Berghöhen als scheinende Lichter. Die Spur ihres Tanzes war ein Ring im Gras, der immer viel grüner blieb als der übrige Rasen. Von Elbenkönigen und -königinnen weiß die württembergische Sage nichts.

Sie waren gerne bei Menschen und halfen in Feld und Haus, am liebsten, wenn es niemand sah; sie ackerten, schnitten und mähten, sie hüteten das Vieh, sie fütterten und molken, sie mahlten und buken, scheuerten und wuschen. Sie kamen Abends in die Spinnstube und setzten sich zur Linken der Spinnerin auf das Kunkelstühlchen. Auch ihre Weiblein stellten sich ein und spannen mit. So erschienen in Walddorf im Schönbuch regelmäßig zwei schweigende Fräulein; die waren weither vom Zabergäu. Denn eines Abends rief plötzlich eine Stimme vor der Türe: O weh, o weh, der Heuchelberg brennt! Da antwortete das eine Fräulein: O weh, o weh, meine armen Kind! Und wie der Wind waren sie fort und kamen nicht wieder. — Einst begegnete der jagdfrohe Pfalzgraf von Tübingen im Wald bei Pfalzgrafenweiler ein wunderkleines Jägerlein, das zwei Jagdhündlein an der Koppel führte. Das Männlein hieß Meister Epp und die Hündlein das eine Will, das andere Wall. „Woher sie aber kommen, das findt man nit geschrieben." Das Erdmännlein trat als Jägermeister in des Pfalzgrafen Dienst, und von da an hatte er Weidmannsheil in allem, was er unternahm. Eines Tages trieben ihm im Weilerwald zunächst hinter dem Schloß Fehrbach die beiden Hündlein einen Hauptהirsch auf. Der nahm seine Flucht gen Horb und Tübingen und weiter gen Gmünd, Ellwangen, Dinkelsbühl, Nürnberg und durch den Böhmerwald bis gen Prag, und der Graf und sein Jägermeister Epp und die Hündlein birschten

immer hinter ihm her, bis sie in den Saal des böhmischen Königs kamen, mit dem der Pfalzgraf eben in Fehde lag. Der König nahm ihn aber gnädig auf und bat ihn, als er scheiden wollte, um die beiden Hündlein. Mit schwerem Herzen willigte der Pfalzgraf ein, und Epp, der von seinen Hündlein nicht lassen wollte, blieb in Prag beim König. In seine Weidgründe heimgekehrt, verzehrte sich aber der Pfalzgraf aus Sehnsucht nach seinem Meister Eppen und den Jagdhündlein Will und Wall, so daß er an Leib und Gut abnahm und bald darauf starb. — Diese schöne Jägersage hat uns die Zimmerische Chronik als „die aller eltest Gedechtnus von Erdenmendlin" aufbewahrt. Auch einer von Rechberg hatte einen solchen Geist etliche Jahre als reisigen Knecht bei sich, der ihm treu und ehrlich diente.

Sagen von Hausgeistern finden sich in Württemberg allenthalben. Sie schildern den Charakter des Elbs am deutlichsten. Bei aller Gutmütigkeit und unermüdlichen Dienstbereitschaft zeigt er sich zu Neckereien und Unfug stets gelaunt, ist aber selbst gegen Spott aufs äußerste empfindlich und nimmt nicht selten für kleine Sticheleien grausam blutige Rache. Gerne bleibt er bei rechtschaffenen Leuten, und man gibt ihm zutrauliche Menschennamen wie Hansel, Jockele, Käsperle. Befehlen läßt er sich nichts; man muß unbestimmt reden: „Jetzt sollte das und das geschehen," und er verrichtet es auf der Stelle. Er hält strenge Aufsicht über das Gesinde und beohrfeigt die Faulen und Pflichtvergessenen. Auch Botengänge besorgt er. Meist bleibt er unsichtbar; man erkennt ihn aber in einzelnen Häusern an seinem schleppenden Tritt, wie den Töffele (von seinen Pantoffeln so genannt) in Hofen am Neckar, den Schlurkerle in Gmünd. Auch ein Feldgeist beim Eßlinger Wartturm heißt der Schlurker. Besonders sorgsam hütet der Hauselb der Kinder und wiegt sie oft, wenn sie unruhig sind, die ganze Nacht. Bei guten Weinjahren klopft er als Vegetationsgeist im Keller an die Fässer, daher der häufige Name Klopferle. Darauf beziehen sich auch die Namen Poppele und Pompele. Den letzteren führte ein Hausgeist in Rottenburg, der einmal sieben Jahre verschwunden war und bei seiner Rückkehr behauptete, er sei mit Napoleon im Kriege gewesen. Ebenso sagte der Poppele von Offingen am Bussen, er habe den Bonapartle übers Meer tragen helfen. Der bekannteste dieser Poltergeister ist der Klopferle von Großsachsenheim, der im 16. Jahrhundert Entenwick hieß (Wick, Wicco, ist die Koseform eines

Mannsnamens wie Wîchard, Wîgnand; das Bestimmungswort Enten geht vielleicht auf die Entenfüße der Elben). An der Brüstung der Schloßbrücke ist als Konsole ein zusammengekauertes Fratzenmännlein zu sehen, das vom Volke für das Steinbild des Klopferle gehalten wird. Nach älterer Sage wurde er auf Anstiften der Verwandten des Burgherrn beschworen und verbannt und nahm das Glück des Hauses mit sich fort; nach jüngerer Sage erschien er bei der Beschwörung in fürchterlicher Flammengestalt und verbrannte das Schloß, mit allen, die darin waren. Zuweilen geht der Hausgeist in der Mönchskutte um, z. B. in Ulm und in Marbach. Auch weibliche Hausgeister kommen vor, wie in Marbach das weiße Fräulein gegenüber dem Schillerhaus, wie die weiße Frau in Rot am See im Oberamt Gerabronn, die alles aufräumt und in schöner Ordnung hält, besonders die Schränke. In Schlangengestalt wohnt der Hausgeist in der Wand und ißt mit dem Kinde aus der Milchschüssel. Der uralte Glaube, der in diesen Hausgeistern wie in den römischen Laren und Manen die Seelen verstorbener Familienmitglieder sah, lebt noch in zahlreichen Gespenstersagen fort. Als solche sind sie Todesboten; sie klopfen leise im Haus, wie der Rechberger Klopferle, wie das Dengelmännle am oberen Neckar, das Erdschmiedle um Ellwangen, oder sie zeigen sich die Räume des Hauses durchwandelnd, wie das Graumännlein im Schlosse Waldburg-Zeil. Man gab ihnen bei Tische ein eigenes Gedeck oder stellte ihnen Nachts Speisen als Opfer hin. Besonders forderten sie ihren Anteil an Festmahlzeiten. Auch auf den Acker legte man Kuchen für die Erdmännlein, ihre Lieblingsspeise. Wie anderwärts wird in Württemberg häufig erzählt, daß die nackten oder zerlumpten Erdleutlein, wenn sie mit neuen Kleidern abgelohnt werden, das Haus verlassen. Es sind hiermit ursprünglich, wie Mannhardt nachgewiesen hat, die Geister des entlaubten Waldes, die Moosleute, gemeint, die im Winter als Hausgeister bei den Menschen weilen, im Frühling aber, wenn sie ihr neues grünes Kleid bekommen, in den Wald zurückkehren. Nach anderen Sagen werden die leicht verletzlichen Geister durch Undank und Ungebühr vertrieben, durch lautes Fluchen, zuweilen schon durch Anreden. Auch die Nennung ihres Namens verscheucht sie. Gekränkt ziehen sie sich zurück, wenn die Menschen vor ihnen erschrecken, wie die Frau des Hofschuhmachers in Stuttgart zu Herzog Ulrichs Zeit, der ein Erdmännlein einen Kessel voll Gaben bringen wollte.

Als Elementargeister teilen sich die Elben in Erdelben, Feuerelben, Luftelben und Wasserelben. Zu den bereits besprochenen Erdelben gehören noch die Berggeister, in deren Bereich der Mensch seine Schächte treibt. Dort darf man nicht pfeifen, weil das die Geister nicht gerne hören. Als ihr Gegenruf hallt das Echo aus den Bergen, auch im Altnordischen Zwergrede genannt. Sie hüten die Schätze in den Tiefen der Erde. Als Feuerelb flüstert der Hausgeist im Herdfeuer; als blaue Flammen tanzen die elbischen Irrlichter, die Seelen ungetaufter Kinder; durchsichtig glühend gehen die alten Feldgeister als gespenstische Feldmesser und Grenzfrevler um. Zu den Luftelben gehört der Mann im Mond, der in seinem schimmernden Hause Seelen gefangen hält. Daher schreckt man in Schwaben die Kinder, die Nachts zum Fenster hinausschauen, mit der Warnung: Guck nicht hinaus! Das Mondmännlein nimmt dich fort. — Als Wind- und Sturmwesen ziehen die Elben in Scharen wie das wilde Heer. So sah man sie zwischen Rottenburg und Tübingen durch die Luft fahren in ungeheurem Zug, mit Gebraus und Getrappel. Ein Windelb war es, der im Schulhaus zu Winzeln im Oberamt Oberndorf sein Wesen trieb und, so oft der Schulmeister einheizte, Glut und Asche fortblies. Mit den Windelben nächstverwandt sind die Vegetationsgeister. Jede Pflanze, jedes Bäumlein, sagt man auf dem Hertfeld, hat seinen Schutzengel, d. h. seinen Elb. Zu den Vegetationsdämonen sind auch die elbischen Tiere, die Gespenstertiere, zu zählen, die keinem Dorf und keiner Feldmark fehlen. Ein solches elbisches Tier war jener Hase, den Ulrich, der Forstmeister des Grafen Eberhard von Württemberg, im Jahre 1463 in der Schlinge fing und im Sacke heimwärts trug. Plötzlich rief eine Stimme aus dem Walde: Wart, wart, laß mich mit! Wo bist du hingekommen? Und der Hase im Sack rief zur Antwort: Hie bin ich in Ulrichs Sack! Da ließ der erschrockene Forstmeister den Sack fallen, und der Hase verschwand. — Dem Luftreich wie dem Wasserreich gehören die Wolken- und Nebelelben an. Wenn es schneit, sagt man in der Gegend von Calw: Die Waldweiber leeren ihre Betten. Damit meint man jetzt die Schwarzwälderinnen, ursprünglich die Wolkenweiber des Gebirgs. Die Schneeflocken selbst sind elbische Wesen, in Owen Heumucken genannt, d. h. Heimchen (nach Laistner). Der schleppende Gang der Zwerge in ihren die Füße verhüllenden Kutten ist dem Hinschleichen der Nebelflocken

am Berghang abgesehen. Auf dem frischgepflügten Acker hüpfen ganz kleine Fräulein über die Beete hin, Gebilde des besonnten Erdbrodems. In den höchsten Wipfeln des Unterwalds zwischen Tübingen und Wurmlingen sitzt ein klagendes Nebelweiblein und hängt zwischen den Bäumen schneeweiße Windeln auf. In mondheller Nacht kauern auf den Obstbäumen die weißen Bachgeister, und ihre weiße Kuh steigt weidend ans Ufer. Ihre Hauptlust ist, die Menschen irre zu führen und ihnen auf den Rücken zu hocken wie der Mocklepeter in Auerbachs Dorfgeschichten. Man verscheucht sie dadurch, daß man Bäume an den Weg pflanzt.

Die Scherzach, ein Nebenflüßchen der Schussen, fließt bei Schlier durch ein enges, malerisches Waldwiesental, das Lauratal, früher Lurental genannt. Dort geht ein weißes Fräulein um namens Laura, das für das Gespenst einer samt ihrem Geliebten und ihrem Kind in der Scherzach ertrunkenen jungen Gräfin von Lauraburg gehalten wird. Sie sitzt zuweilen am Brünnlein, aus einer Kürbisschale trinkend. Dann wandelt sie wieder waldaufwärts, weiß wie Wachs, das Haupt mit einem langen weißen Schleier umwickelt, so daß niemand ihr Gesicht erkennen kann. Oft kommt sie unter einem Stein hervor und verschwindet wieder darunter. Oft läuft sie wie ein Wölklein auf dem Wasser hin und her. Auch hat sie schon manchen in der Irre geführt — offenbar die Nebelelbin des Waldtals. Zuweilen sieht man sie auf dem Laurasitz zwischen Weingarten und Schlier, wo sie wie die Gewitterwesen goldene Kugeln nach silbernen Kegeln rollen läßt. Wie die Seelenherrin lockt sie Kinder in ihren mitten in der Waldwildnis blühenden paradiesischen Erdbeergarten. Wie die weißen Wolkenfrauen hofft auch sie auf Erlösung. Ihr petrarchisch klingender Name hat früher Lura gelautet. In Thüringen heißt sie Lora und führt treue Liebende in ihren unterirdischen Garten. Loretta war, wie Hans von Schweinichen berichtet, der Name eines weiblichen Hausgeistes in dem böhmischen Schlosse Krommenau. Der lüneburgische Hausgeist Hinzelmann gab an, er heiße auch Lüring, d. h. einer vom Lurengeschlecht. Lurian ist in Vossens Idyllen der volkstümliche Name eines Teufels, der als Hausgeist in einem Kloster dient. In Westfalen heißt Lore der Wechselbalg. Nach alledem ist es unzweifelhaft, daß lûr, wohl urverwandt mit dem lateinischen lar, ein elbisches Seelenwesen, einen neckischen Hausgeist, einen listigen Zwerg bedeutete. Daher der Name des berühmten Zwergkönigs in der

tirolischen Dietrichsage Laurîn, Luarîn. Das schottische Deminutiv Lowrie bezeichnet einen listigen Menschen und ist Beiname des Fuchses. Jetzt ist das Wort Lur nur noch als Schimpfname bei den Südschwaben erhalten, wie auch andere Elbennamen zu Schimpfnamen geworden sind, z. B. Poppel, Popanz (Popphans, Klopfhans), Trallepatsch, Trilpetritsch, Elbentrötsch, Tilletapp, in Hessen Olbel u. a. Läuresbläslein heißt im Schwäbischen ein Dümmling, dem die Elben durch ihren Anhauch die Sinne umnebelt haben; daher auch die Ausdrücke Laurlesknaben, Lorlinsmann, Lormann, Lörlein für Narren. Lauer heißt auch ein elbisches Tier, die blutrote Zikade. Von lûr ist unser Zeitwort lauern (mittelhochdeutsch lûren) abgeleitet. Im Braunschweigischen bedeutet Lure Blendwerk, am Rhein luren betrügen. Daher erklärt sich nunmehr auch der Name Lorelei, im 17. Jahrhundert Lorley oder Lurley, d. h. Zwergfels (lei, leie heißt am Mittelrhein Fels, Klippe, besonders von Schiefer, daher Leiendecker, Schieferdecker.) Schon der Humanist Celtes bezeugt, daß nach dem Volksglauben Waldgötter, d. h. Wildleute, Elben, in dem Felsen gehaust hätten. Der Ortsname wurde von unseren Romantikern als Personenname mißverstanden und einer von Brentano erfundenen Zauberin beigelegt. Am Fuß des Felsens war einst eine jetzt durch den Tunnel zerstörte Höhle, worin sich im Dreißigjährigen Kriege oft Flüchtlinge bargen, weil der Aberglaube dort vor Nachforschungen sicherte; sie hieß das Lurloch oder Hanselmannsloch, das Loch der Luren, der Hanselmännlein. Im Mittelalter hieß der Fels Mons Lurlaberch, im 13. Jahrhundert Lorleberc und Lûrlenberc. Dort lag nach dem Marner der Nibelungenhort, und der Vorüberfahrende rief den „edlen Gezwergen", den lûrlîn, die im Echo Antwort gaben, wie in zwei Meisterliedern aus König Rudolfs Zeit. Ein Lurlenberg liegt auch am oberen Main. Die Namen Lurenbrunnen, Lurleinsbad in der Schweiz stimmen ganz zu unserer schwäbischen Laura, der wir dieses Wiederaufleben eines vergessenen Elbenworts und die Deutung eines vom schwäbischen Liedermund verherrlichten Namens verdanken.

Weil die Nebeldämonen Menschen verschlingen, heißen sie Menschenfresser. Ein solcher war jener N e b e l m a n n , in dessen Behausung am östlichen Ende der Welt ein schwäbischer Edelmann geriet, nach der Sage bald ein Herr von Bodman, der Landfahrer, bald ein Graf von Stadion. Wenn Ihr Euer verbeintes Nebel-

glöcklein zu Stadion in den Federsee werfen wollt, sagte der Waldmensch, so friß ich Euch nicht und will Euch morgen früh bis acht Uhr nach Stadion bringen; denn um neun Uhr hat Euer Weib mit einem anderen Hochzeit. Und so geschah es. Das Glöcklein kann der Nebelmann nicht leiden, weil es ihm, so oft er Nebel machen will, an den Kopf schlägt. — Von den Wind- und Nebeldämonen kommen Krankheiten. Der Blödsinnige ist vom Anhauch der Elben getroffen, oder er ist geradezu ein elbisches Wesen, ein Wechselkind, ein Elbentrötsch (schwäb. Trotsch, Zauberer).

Den Nebelwesen verschwistert sind die Wasserelben, deren alter Name N i x e n in Schwaben nicht mehr üblich ist. Daß er jedoch auch da im Brauche war, beweist der scherzhafte Zuname eines Dienstmannengeschlechts der Tübinger Pfalzgrafen, der in den Urkunden vom 13. bis ins 16. Jahrhundert herein vorkommt: diu Nixe, auch der Nixe. In Auerbachs Heimat verblieb der Name Nickesle einem nebelhaft trügerischen Weggeist. Jetzt heißen die Wasserelben in den schwäbischen wie in den fränkischen Landesteilen Meerfräulein und Wasserfräulein, auch Seemännlein und Seeweiblein. Nach ihnen heißt das Meerfräulisloch in Biberach, der Weiblisteich bei Friedingen im Oberamt Riedlingen, der Ungeheuerbrunnen in Hessental bei Hall. Die Luftblasen, die in den Quellen aufperlen, sind der Atem des Wassergeistes. Ursprünglich war der Nix, wie das älteste germanische Epos, der angelsächsische Beowulf, beweist, als menschenfeindliches dämonisches Fischungetüm gedacht. So zeigt er sich noch zu gewissen Zeiten im Althauserbach im Oberamt Saulgau, wo er als Fisch groß wie ein Mensch aufrecht daherschwimmt. Den echten Nixencharakter haben auch einzelne Sagen bewahrt, wie die vom Hutzenbachersee im Schwarzwald: da hauste einst ein böses Weib, das die Buben packte und lebendig fraß und für das geraubte Kind ihren greulichen Wechselbalg hinlegte. In Oberschwaben schreckt man die Kinder mit dem Wassermann oder Hakenmann, der in den Wirbeln der Flüsse und in tiefen Brunnen lauert. Die Wassergeister hassen den Fischer, so der böse Hudelmann in der Donau. Sie dulden nicht, daß man die Tiefe ihres Elementes mißt, wie der Herzog Karl am wilden See bei Wildbad erfuhr. Da kam mit dem Senkblei ein Zettel aus dem Grunde; auf dem standen die Worte: Ergründest du mich, so ersäufe ich dich! Darauf soll der Herzog mit seinen Begleitern schnell von dannen geeilt sein. Sie fordern zu bestimmten Zeiten ihr Menschenopfer, der Neckar

z. B. an Himmelfahrt und Johanni, die Donau am Magdalenentage (22. Juli). Diese alte Gestalt der Wasserelben wurde im Laufe der Zeit dadurch gemildert, daß trauliche und anmutige Züge aus den übrigen Elbensagen auf sie übergingen. Nun steigen sie aus demselben Hutzenbacher See als wunderschöne Jungfrauen, schneeweiß gekleidet, oder plätschern lustig in lieblicher Kindergestalt durch die Wellen des Neckars; nun kommen auch sie Nachts zur Arbeit in die Wohnungen der Menschen, waschen, füttern, kneten und backen wie die Erdweiblein und heißen zuweilen auch so und ziehen gleich diesen fort, wenn sie mit Kleidern belohnt werden, wie das zottelige Seemännlein von Hutzenbach und die nackten Waschfräulein in Untermarchtal. Sie treten, Männer und Weiber, in Liebesbeziehungen zu Sterblichen und holen sich menschliche Hebammen in ihr feuchtes Haus. Sie sitzen singend auf der Wasserfläche und waschen unter den Brücken. In Walddorf nennt man sie Hochzeiterinnen, weil sie bekränzt sind wie Bräute. Eine alte vielverbreitete Koboldsage erzählt man im württembergischen Franken von einem Wasserweibchen, das seinen Mutwillen in einer Mühle trieb, bis einmal ein fahrender Mann mit drei großen schwarzen Bären dort übernachtete, die es jämmerlich zurichteten. Am Morgen stand es blutend beim Mühlwasser und rief: Müller, hast du deine schwarzen Katzen noch? Und von da an sah man es nicht mehr. Auch in Württemberg kennt man allerwärts die den Nixen eigentümliche Sage, daß die schönen Seefräulein in die Spinnstube und zum Tanze kommen, aber immer zur bestimmten Stunde heimkehren, bis sie einmal sich verspäten, wonach der See blutig aufwallt und sie nie wieder gesehen werden. Wie in allem sind die Wassergeister auch in den verlangten Opfern bescheidener geworden. Als Ersatz für die Menschenopfer warf man am Johannistag dem Neckar von der Heilbronner Brücke drei Brotlaibe in Menschenform zu. Als der Blautopf im Jahre 1641 auszutreten drohte, zog man in Prozession hin und warf zwei vergoldete Becher in die Tiefe, worauf sein Toben sich stillte. Der Elb des Täuferbachs bei Schramberg begnügt sich sogar mit einem Wecken: den muß ihm der des Weges kommende Bauer von Rottweil mitbringen; sonst wirft er ihn vom Steg ins Wasser.

Noch ist ein elbisches Wesen zu erwähnen, das man den Krankheitsdämonen zugesellen kann, der Alp schlechthin. Es heißt Schrettele in Oberschwaben, Schreckſele in der Gegend von Horb,

Drückerle im Lenninger-, Neidlinger- und Filstal, Nachtmännle um Hohenstaufen. Der Name Alp, aus der indogermanischen Urzeit überliefert, bezeichnet zunächst den kunstreichen Zwerg; ribhus (von rabh anfassen, anstellig, kunstfertig) heißen im Veda die Götterschmiede, denen unsere Erdschmiede entsprechen. Das Wort kehrt häufig in alten Personennamen wieder: Vestralpus hieß z. B. ein König der Alamannen im 4. Jahrhundert (aus westar abendlich, westlich, und Alp). Der heutige Alp ist ein haariges zottiges Wesen mit plumpen latschigen Füßen, die sich wie Menschenhände im Schnee abdrücken; er hockt Nachts auf den Schläfer und saugt Männern und Kindern an der Brust. Oft kommt er auch in Tiergestalt, als schwarze Katze oder Henne, oder fliegt als Feder oder Strohhalm heran. In Ertingen ist es ein Weib, die Mehlfrau oder Nachtfrau, die an den Kindbetterinnen trinkt und auch die Kinder durch Saugen quält, daß ihre Brüstchen sich entzünden. Sie ist dieselbe wie die besonders bei den Niederdeutschen bekannte Mahr, deren Name in Schwaben merkwürdigerweise nur in dem Ausruf „Kotz Mahra und a Hex!" erhalten ist. Außerdem flechten die Schrettlein den Pferden den „Kranz" in die Mähne und Zöpfe in den Schweif. Doch nicht bloß dämonische Wesen, auch Menschen treiben diesen nächtlichen Spuk. Sie heißen Druden; das Wort Drud bedeutet im allgemeinen Frau (altnord. thrûdr Jungfrau). Ihr Leib liegt wie leblos, während ihre Seele als Käfer, Spinne oder weiße Maus ihrem Munde entschlüpft und umherschweift, die Schläfer zu ängstigen. Es geschieht dies nicht bloß aus bewußter menschenfeindlicher Bosheit wie bei den Hexen, sondern auch unfreiwillig als unselige Gabe der Vererbung oder Bezauberung. Eine solche Drud wird erlöst, wenn ihr der Hausherr gestattet, sein liebstes Haustier zu töten. Zur Abwehr zeichnet man den Schretteslesfuß oder Drudenfuß über die Türe oder schreibt auf die Türe am Dreikönigstag die Namen der heil. drei Könige C M B und die Namen Enoch und Elias noch dazu, besprengt die Kinder mit dem Ostertauf, dem geweihten Wasser vom Karsamstag, oder spricht eine Beschwörung. Auch Fluchen vertreibt das Schrettele wie die Hausgeister. Wirft man das Kissen aus dem Bett, so bleibt die Drud darauf. Hält man sich ein mit drei Kreuzen gefeites Schreckselesmesser oder Hexenmesser auf die Brust mit der Spitze nach oben, so stürzt sich die Drud hinein. Auch jene durchlöcherten oder mit einem Sonnenbildchen bezeichneten Steinchen, die der

Urschel und ihren Nachtfräulein als Opfer geworfen werden, legt man zur Abwehr unter das Kopfkissen oder hängt man in den Stallungen auf. Bei Leutkirch heißen sie daher Schrattensteine. Das Sonnenbild schützt vor dem Nachtgespenst. Ganz rationalistisch aber klingt der Rat, sich auf die rechte Seite zu legen.

Die Übertragung dämonischer Naturgewalt auf Sterbliche sollte für die Menschheit ein entsetzliches Verhängnis werden. Kein Wort unserer Sprache ruft so schaudervolle Bilder herauf wie das Wort Hexe. Die älteste deutsche Form war nach Laistner hagazessa, d. h. Schlagwetter. Es war die Sturmdämonin der Hagelwolke, ein rein mythisches Wesen, das in die große Sippe der Wind-, Wolken- und Nebelgeister gehörte. Das ist jenes nackte Weib, das noch heute in der Windsbraut und der Wasserhose daherfährt, beim oberschwäbischen Volk Windin geheißen, und das mit Vorliebe die Gestalt von Wind- und Wolkentieren, von Schwein und Pferd, von Katze, Wolf, Fuchs, Hase, Gans und Elster annimmt oder auf Katze, Hund, Geiß und Wolf durch die Lüfte reitet. Als dämonisches Gegenbild zu dem Ausritt Wuotans mit den waffenblitzenden Wolkenfrauen, den Göttinnen des Heldentodes, scheinen die Hexen ursprünglich das Gefolge des Sturmriesen gewesen zu sein, der jetzt als Bocksreiter, als Teufel, ihre Huldigung empfängt. In christlicher Zeit schlossen auch sie sich dem Wuotesheer an; daher sieht man darunter so viele rote Strümpfe und Weiberfüße. An eine göttliche Führerin des Geisterheers, von der sonst die schwäbischen Sagen schweigen, erinnern die gelben Schuhe ihrer Anführeriu, die goldenen Schuhe der Hexenkönigin. Wie die Elben lassen sie im Grase die Spur ihres Tanzes zurück, die gelben Hexenringe. Beim Tanzen sind sie nackt, nur mit Nebelhüten auf dem Kopf. Sie fahren mit den Katzen der Göttermutter in schauerlich groteskem Brautzug, wie ihn die Holzmacher im nächtigen Wald bei Schramberg unter fürchterlichem Getöse wahrnahmen. Auf den Bergen sieden sie Hagel und spinnen Nebel. Sie halten

ihre nächtliche Versammlung, eine stattliche Gesellschaft mit Bocks-, Hühner- und Gänsefüßen, im glänzenden Nebelpalast, statt dessen der menschliche Spielmann, der ihnen zum Tanze geigt, im Morgengrauen den Rabenstein über sich sieht. Zu bestimmten heiligen Zeiten halten sie ihre Umfahrt; besonders mächtig sind sie in der Weihnacht und in der Johannisnacht, daher man früher in der letzteren bis zum Morgen mit allen Glocken läutete, um sie abzuwehren. Mittwoch und Freitag sind Hexentage, die Tage Wuotans und seiner Gemahlin.

All diese mythischen Vorstellungen hat fanatischer Unverstand unter kirchlicher Sanktion zu kriminalistischen Tatsachen gemacht, welche menschlichen Weibern zur Last gelegt und von zahllosen Unglücklichen unter den Qualen der Folter als solche bekannt wurden. Auch Württemberg hat im 16. und 17. Jahrhundert diesem mörderischen Wahn seinen Tribut bezahlt, besonders nach dem großen Hagelwetter von 1562 und hundert Jahre später, 1662. Doch sollen hier keine Hexenakten aufgewühlt werden. Nur das Tröstliche sei erwähnt, daß in Stuttgart seit dem Jahre 1663 keine Hexe mehr hingerichtet und im Jahre 1741 eine Klage über Hexerei mit einem ernstlichen Verweis wegen heillosen Aberglaubens abgewiesen wurde.

Sprichwörtliche Hexenorte waren Möhringen auf den Fildern, Belsen, Gomaringen, Pfrondorf bei Tübingen; Saulgau hieß das Hexenstädtle, das Wiesensteigertal das Hexentäle. Die Hexentänze finden hauptsächlich auf alten Opferbergen statt, wie auf dem Unholdenberg bei Bopfingen, auf dem Kugelbuck bei Lauchheim, dem Hohberg im Aalbuch, der Teck in der Nähe des Sibyllenlochs, auf der Achalm, wenigstens auf dem Hexenbergele an ihrem östlichen Fuß, auf dem Jörgenberg bei Pfullingen, auf dem Roßberg, dem Tübinger Spitzberg, in der Nähe des Herrenberger Schlosses, auf dem Hexenbühl bei Oberndorf und dem Hohenstein bei Beffendorf, auf der Weilerburg und dem Heuberg bei Rottenburg mit dem uralten Hexenturm, zu dem das Hexengäßle führt; dort tanzen sie alle Freitag unter einem Apfelbaum, dem Hexenbäumle, und

schlachten jedesmal eine aus ihrer Mitte sich zum Mahle; wer zuletzt kommt, muß als Fleischbank dienen, worauf die Hexe zerhackt wird. Der berühmteste Hexenberg in Schwaben, zu dem die Gabelfahrerinnen bis von Konstanz hergeritten kamen, war der kleine Heuberg bei Balingen, von wo schon in Wittenweilers „Ring" um 1450 die Unholden unter Führung der einen Wolf reitenden Frau Hächel auf Geißen daherfliegen, und wo noch jetzt auf dem Burgbühl bei Obernheim das Hexenbäumlein steht. Eßlinger Hexen gaben auch die Feuerbacher Heide bei Stuttgart als Tanzplatz und als höchsten Freudenort den Venusberg an, wo immer große vornehme Gesellschaft, die sich gegenseitig tiefe Reverenzen machte, beisammen war und ein üppiges Bankett hielt. Ein Wäldchen bei Binswangen im Oberamt Riedlingen, hinter dem die gefährlichsten Hagelwetter heraufzukommen pflegen, heißt das Hexenwäldle. Hexenwiese heißt eine altgermanische Begräbnisstätte bei Neuhausen ob Eck im Oberamt Tuttlingen. Unholdenhau ist ein Flurname bei Neuenhaus im Oberamt Nürtingen, Unholdenweg ein Name der Römerstraßen. Das uralte Heiligenbrünnlein bei Oberndorf nannten die protestantischen Nachbarn Hexenbrunnen.

Zuweilen geht die Fahrt in ferne Länder. Ein Mann in der Gegend von Leutkirch beobachtete einmal seine Frau, wie sie sich salbte und mit den Worten „Hopp hopp auf und nirgends an!" auf dem Besen durch den Rauchfang davonfuhr; er machte ihr alles nach und flog wie das Wetter durch den Kamin weit fort in einen ungeheuren Saal, wo großer Hexentanz war, bis von fernher eine Frühglocke läutete; da war alles zerstoben, und der Mann sah sich auf einem öden Feld voll Gräbern und Gerippen, von wo er zwei Jahre brauchte, bis er wieder in seine Heimat kam. Eine Straßburger Hexe holte sich immer den Schnittlauch zum Kochen im Ludwigsburger Hofgarten, wobei sie sich aber jedesmal, wenn sie über die Kirche wegflog, die große Zehe anstieß. Als einst ein Württemberger Graf eine Eilbotschaft an Kaiser Karl IV. nach Prag zu senden hatte, bestrich ein altes Weib in Urach ihr Kalb mit der Hexensalbe und setzte ihren Mann darauf, schärfte ihm aber ein, während der Fahrt kein Wort zu sprechen. So ritt er in einer Nacht nach Prag und wieder zurück. Wie er auf dem Heimweg an das Lenninger Tal kam, setzte das Kalb mit einem Sprunge darüber weg. Da sprach der Mann: Das ist der schönste Sprung, den ich

von Kälbern je gesehen. Alsbald war das Kalb verschwunden, und er mußte den Weg zum Grafenschloß vollends zu Fuße machen. Diese auch sonst vielverbreitete Sage erzählt der schwäbische Ritter Hermann von Sachsenheim in seinem abenteuerlichen Gedicht „Die Mörin", das im Venusberge spielt, vom Jahr 1453.

Die Hexenfahrt wird zu Ertingen in der Fastnacht durch Vermummte dargestellt, daher dort die Faschingsnarren schlechtweg Hexen heißen; sie rennen unter Geheul im Dorf herum, vom Bocksreiter in phantastischer Grenadiertracht angeführt. Auch im Aufzug des Latzmanns am Johannistag in derselben Gegend bildet die Hexe eine ständige Figur, ein häßliches Weib in alter Nudelhaube, auf einem Besen reitend. Am Funkensonntag und am Johannistag wurde in Oberschwaben die Hexe in Gestalt einer Vogelscheuche auf hoher Stange verbrannt, hier in ihrer alten mythischen Bedeutung als Dämon des Winters und des wilden Wetters.

Die Windsbraut ist des Teufels Braut; die Hexe ist des Teufels Buhlin. Aus den alten Mythen von liebenden Götterpaaren sind dadurch, daß der eine Teil vermenschlicht wurde, die Sagen vom Liebesbunde göttlicher und sterblicher Wesen entstanden. Besonders häufig treten die den Menschen näherstehenden elbischen Wesen in ein solches Verhältnis. Die melusinische Anmut dieser Liebessagen hat in den Zeiten der Ketzergerichte eine wüste Fieberphantasie zu dem ekelhaften Graus der Teufelsbuhlschaft karikiert. Jener Teufel z. B., von dem die Zimmerische Chronik berichtet, den eine junge Hexentochter in Oberndorf zum Buhlen, zum Inkubus, hatte, der mit ihr nach Schiltach zog, wo er den Leuten zum Tanze pfiff, bis durch ihn das ganze Städtlein im Jahre 1533 abbrannte — er trägt noch deutlich die alten Elbenzüge. Die unflätigen Kinder, welche die Hexen vom Teufel bekommen, suchen sie umzutauschen: das sind die Wechselbälge der Elben. Schon J. Grimm hat bemerkt, daß die Mehrzahl der in den Hexenprozessen genannten Teufelnamen aus älteren volksmäßigen Benennungen der elbischen Naturgeister entsprungen sind. Dies bestätigen die in schwäbischen Hexenakten vorkommenden Buhlernamen,

wie Gräsle, Kräutle, Grünling, Apfelfall, Federlin, Blaufüßle (eine Falkenart), Böckle (von seinen Bocksfüßen), Kranz Aberlin (Kranz ist hier als Vorname gebraucht: Rosenkranz heißt ein Teufel auch in einem altdeutschen Gedicht; „aber" heißt warm, ein aberer Wind ein Tauwind), Kleible (gläub, gelâw, ist lau, gläub Wetter Tauwetter im Frühling), Meister Hemmerlin (ursprünglich Name des kunstreichen Zwergs, noch jetzt Bezeichnung eines Allerweltskünstlers), Boppele, Häspelin (Name eines Hausgeistes; noch heute heißt Haspel ein Unbesonnener, der verkehrte Dinge treibt), Hölderlin, Holderle, Fendig (fendo, fendjo nach Laistner der umgehende Geist, daher auch der Zwergname Venediger), Dr. Virivanz (= Firlevanz, firl behende, fanz Schalk, ein echter Koboldname, auch Name eines schwäbischen Tanzes), Karfunkenkechele, Hanselin, Fritzlin, Lederlin (auch ein Waldgeist bei Tiefenbach im Oberamt Riedlingen heißt das lederne Männlein); ferner die mit Butz zusammengesetzten Namen wie Butzenmaunke (Maunke, der Name des Murmeltiers, bayrisch Mankei, daher maunkelesbraun, scheint auch ein Name der im Dunkel der Felshöhlen wohnenden Erdmännlein gewesen zu sein), Butzennähne (Nähne = Ähne, Großvater), endlich der in der Zimmerischen Chronik überlieferte Name Daußerlin (daußen, dausen heißt schleichen und kommt wie lauern von einem Elbennamen dûs, Daus). Der Name schwarzer Kasper, Käsperle dagegen stammt ohne Zweifel aus dem Dreikönigspiel. Das grüne Jägerkleid, worin der Verführer zu erscheinen pflegt, ist auch die Lieblingsfarbe nordischer und schottischer Elben, der Waldgeister. Ein kleines grünes Männlein, hinkend mit verbundenem Fuß, verhilft im Märchen dem armen Fischer zu reichem Fang unter der Bedingung, daß es dafür erhalte, was dieser in seinem Hause verborgen habe; damit meinte es das Kind, das des Fischers Frau im Leibe trug. Als kleines grünes Männlein wollte der Teufel einmal bei einem Bauern übernachten, wurde aber von der Magd, die ihm die Stiefel auszog, an seinen Bockfüßen er-

kannt. Auch die tierischen Füße hat er mit den elbischen Wesen gemein, Geiß-, Kalbs-, Pferde- und Hühnerfüße. Wie die Elben geigt er den Hexen zum Tanz. Der Hans im Märchen, der dem Teufel ruft, sieht sofort ein schwarzes Männlein mit einem Geldsäckchen vor sich. Im Steinlachtal hieß ein weißes Fräulein einen Bauern mit der Axt in den Boden hauen; da sprang sofort ein steinaltes Männchen heraus mit einem Büchlein, in das der Bauer seinen Namen schreiben sollte. Als schwarzes Männlein mit Goldschellen behangen fährt der Teufel eine Hexe in seinem Wagen auf das Ulmer Münster. Wenn Luzifer in der Hölle pfeift, so erscheint ein großer Haufen schwarzer Männchen. In der Christnacht tanzen kleine Teufelsmännlein auf dem Kreuzweg. Als altes Hausgeistchen spukt der Teufel im Bühler Schloß bei Rottenburg. Wenn etwas im Hause verloren oder verlegt ist, so sagt man dreimal das Sprüchlein: Teufel, tu dein Käpple runter, oder ich verbrenn' dir's! Dann zeigt sich der gesuchte Gegenstand sofort. Es ist das Nebelkäpplein des neckischen Hausgeistes, das den Gegenstand unsichtbar macht. Die Identität von Elben und Teufel erkennt auch der christliche Volksglaube an, nach welchem ein Teil der mit Luzifer gefallenen Engel zu Erdmännlein geworden ist, die auf dereinstige Seligkeit hoffen. Auch der Teufel wird, wenn seine Strafzeit um ist, zur Seligkeit eingehen; so meint das Volk im Steinlachtal im Widerspruch mit der Kirchenlehre unter dem Einfluß der bekannten Erlösungsmythen.

Schon beim Apostel Paulus wie bei den alten Rabbinen finden wir die Ansicht, daß die Götter der Heiden Teufel gewesen seien. So wurde der iranisch-jüdische Teufel zum Herrscher im Götterreich, und die heidnische Mythologie ging in der christlichen Dämonologie auf. Bei der Taufe hatte der Germane seinen Götterdienst als Teufelsdienst, seine Götter als Unholde abzuschwören. Daher die vielen Anklänge der Teufelssagen an die alten Göttersagen. Wie sich einst heidnische Helden dem Wodan zu eigen gaben, der dafür Glück und Sieg verlieh, aber unnachsichtlich zur festgesetzten Frist sein Opfer einholte, so schließen in christlicher Zeit verzweifelte

Menschen den Teufelsbund, auf den auch schon die Versuchungsgeschichte Christi hinzielt. Mittelalterliche Zutat ist die Verschreibung mit Blut. Der berühmteste Held dieses Sagenkreises, Dr. Faust, ist aus dem Maulbronnischen Städtchen Knittlingen; im Faustturm des Klosters, den ihm der Abt Entenfuß zur Goldmacherküche eingeräumt hatte, soll ihn der Teufel geholt haben, wie ein unvertilgbarer großer Blutfleck an der Wand bezeugt. Auf alter Römerstraße hat ihn der Teufel zur Hölle geführt. Wie Wodan auf seinem Sturmroß Menschen reiten läßt, so leiht der Teufel dem Grafen Friedrich von Zollern ein Roß, das ihn weithin durch die Lüfte heimträgt. Wie der alte Donnergott fährt der Teufel mit Böcken, erscheint auch selber in Bocksgestalt, daher sein Name Mäckeler. Er ist „ein Fürst des Lufts und der Finsternuß dieser Welt". Jedes starke Gewitter kommt von ihm. In heiligen Nächten hat er freien Lauf. Als Wächter über die Heilighaltung des Mondlichts schreckt er die nächtliche Spinnerin. Die Erstlingsfrüchte des jungen Baums sind ihm verfallen. Ihm als dem Windgeist gehört, was zum Fenster aus- und eingeht.

Doch häufiger noch als die Züge der Götter zeigt er die der mythischen Götterfeinde, der Riesen. Dann ist an die Stelle des siegreich gegen ihn kämpfenden Heidengottes Christus oder Petrus oder der Erzengel Michael getreten. Dem letzteren riß er unterliegend eine Flügelfeder aus, zu der auf den Michelsberg im Zabergäu gewallfahrtet wurde. Auf dem Rosenstein bei Heubach soll der Teufel Christus versucht haben, und dieser stürzte ihn in die schauerlich finstere und eisig kalte Teufelsklinge, wo er gefesselt liegen soll, bis er erlöst werden kann. In dem vom Regen trüb angeschwollenen Wassersturz sieht man seine höllischen Tränen. Das ist ein in den Berg gebannter Nebel- und Wasserriese. Christus aber tat einen gewaltigen Schritt vom Rosenstein über das Remstal auf den gegenüberliegenden Scheuelberg, und der Abdruck seiner Füße war auf beiden Bergen sichtbar, von Pilgern lange verehrt, bis die abergläubischen Herrgottstritte von der protestantischen Obrigkeit zerstört wurden. Auch im Röthseer Ried im Oberamt Wangen soll der Teufel gebunden liegen. Das Erdbeben kommt davon, daß der im Grunde der Erde gefesselte Satan sich in seinen Banden windet. Teufelsklingen gibt es noch mehrere, z. B. bei Eckwälden im Oberamt Kirchheim, beim Dorfe Hardt im Oberamt Nürtingen, bei Belsen, wohl identisch mit der im Lagerbuch von 1595 öfters

genannten Butzenklinge, einen Teufelsweiher bei Oberschneidheim im Oberamt Ellwangen. In der Teufelsmühle bei Loffenau, einem Chaos von Sandsteinblöcken auf steiler Felswand, zermahlte einst der alte Wetterriese die Wolken und zersägte Seelen. Das sind nach Laistner die Baumseelen: das Gewitter zerbricht die beseelt gedachten Stämme des Hochwalds. Er schleppte, ein schwäbischer Sisyphos, einen großen Sack voll Wasser, einen Nebelballen, den Berg hinan, der aber durch die Begegnung eines Engels, eines Lichtelbs, entleert wurde: im Sonnenstrahl zerrinnt der Nebel. Im alten Jahresmythus baute der Winterriese die Schneeburg, im Gewittermythus baute der Wetterriese die schwarze Wolkenburg, die beim Krähen des roten Wetterhahns, beim flammenden Ausbruch des Gewitters, zusammenstürzte. Daher die vielverbreiteten Sagen vom Teufel als Baumeister, besonders an Römerbauten, vor allem am Limes, haftend, der Teufelsmauer und Teufelsgraben heißt. Er arbeitete daran in Schweinsgestalt oder mit Hilfe eines Schweins, daher der Name Schweinsgraben und Saustraße: das wühlende Schwein des Gewitterriesen ist der Sturm. Ebenso baut der Teufel Brücken, und der erste, der darüber geht, soll ihm gehören. Nach den ihm verhaßten Kirchenbauten aber schleudert er Steine, die zahlreichen Teufelssteine. Auf einem wilden Hügel des Einkorns bei Hall errichtete er sich eine Kanzel, wo er seine gotteslästerlichen Predigten hielt. Auch am Bau der Eisenbahn hat er geholfen; das hat man von ihm selbst gehört, wie er als kleines dürres Männlein im grünen Rock von Plochingen bis Ebersbach mitfuhr, wo man ihn beim Aussteigen an seinen Bocksfüßen erkannte. Der Teufel ist ein flinker Arbeiter, und wer ihn in Dienst genommen hat, der ist verloren, wenn er dem Schnellfertigen nicht immer neue Aufgaben zu stellen weiß. So bedrängte er einst einen jungen Mann, bis diesem seine Braut mit einem krausen Haar aus der Not half: das sollte der Teufel gerad machen, kam aber trotz grimmigster Anstrengung nicht damit zu stande und mußte von ihm ablassen. Auch des Teufels Großmutter ist ein heidnisches Riesenweib, das als dämonische Totenherrin die Seelen ungetaufter Kinder hütet.

Wie die Hexe spielt auch der Teufel in den Volksumzügen seine Rolle, z. B. in der Wurzacher Karfreitagsprozession, im Aufzug des Latzmanns in Oberschwaben. Auch am Nikolausabend liebte man früher teuflischen Mummenschanz, aber den nachgemachten Teufeln schloß sich der wirkliche als Überzähliger an. Als im Jahr 1545 die

protestantischen Bürger aus Rottweil weggezogen waren, da wandelte nach evangelischer Sage der Teufel durch die verödeten Gassen.

Obgleich der Teufel großenteils die Erbschaft der mythischen Riesen angetreten hat, so sind diese selbst doch nicht alle aus der Erinnerung des Volkes verdrängt; namentlich weiß das Märchen noch mancherlei von ihnen zu melden. Da begegnen wir den Riesennamen Donner, Blitz und Wetter, jedenfalls uralter Herkunft. Als Gattungsnamen braucht man in Württemberg nur das Wort Riese (germanisch vrisan, wie sanskrit vrishan gewaltig groß und stark); das schweizerische Dürst ist nicht üblich. Auf Hohenstaufen haben einst Riesen gewohnt, von denen die Heidenlöcher herrühren; sie warfen im Zorn nach der Stiftskirche von Oberhofen eine schwere eiserne Kugel, ein Wettergeschoß. Mit Steinwerfen belustigten sich auch zwei Riesenbrüder auf dem Michelstein im Oberamt Waldsee, in denen jetzt das Volk die Heiligen Michael und Martin zu erkennen glaubt. Auch als Baumeister nennt man sie noch: sie sollen die Kilianskirche in Heilbronn gebaut haben, wovon eine darin aufgehängte Riesenrippe (ein Mammutsknochen) Zeugnis gab. Schloß Reißenstein im Neidlinger Tal ließ ein Riese erbauen, der den liebesmutigen Schlossergesellen über der schwindelnden Tiefe zum Fenster hinaushielt, damit er den letzten fehlenden Nagel einschlage. In grausamer Menschenfeindschaft dagegen wütete der Schwarzwaldriese Erkinger bei Liebenzell, der besonders gerne Bräute raubte und fraß — es ist der alte Riese des Sturms, der Todfeind der Waldfräulein —, bis ihn sein menschenfreundlicher Widerpart, der Merkinger, ein alter Gott, vom Turme stürzte. Auch er schleuderte dicke Steinkugeln ins Tal. In der nun abgebrochenen Riesenkapelle zu Hirschau bewahrte man einst sein langes Lederkleid, das statt der Knöpfe eiserne Ringe hatte, und an dem nun abgebrannten Tore zu Liebenzell war sein Konterfei, eine riesige Gestalt mit gewaltiger Stange, abgemalt. Auch an der Stelle von Marbach, als da noch großer, dichter Wald war, hauste ein menschenfressender Riese, der seinen Wein aus den Schädeln der Ermordeten trank. Die Greuel dieser Sturm- und Nebelriesen kehren in schauerlichen Räubermärchen wieder. Zur Riesensippe gehört noch der zottige wilde Mann oder Waldmann, der Herr und Hüter der Waldtiere, der in der älteren schwäbischen Literatur häufig vorkommt und den der abenteuerliche Graf Friedrich von Zollern der Öttinger, der Feind Heinrikes von Württemberg, im Siegel führte.

Riesen und Elben sind älter als die Götter; noch älter, älter als aller Götter- und Geisterdienst, ist der Naturdienst. Aller personifizierenden Mythenbildung voran ging die Heilighaltung der beseelt gedachten unmittelbaren Naturerscheinung, die Verehrung von Berg und Wald, von Baum und Quell, die teils unabhängig vom späteren Mythus, teils demselben sich anpassend bis in unsere Zeit herein zu spüren ist. Von den Schwaben des 6. Jahrhunderts bezeugt Agathias, daß sie gewisse Bäume verehrten und Fluten der Ströme, Berghöhen und Talschluchten, denen sie Pferde, Rinder und andere Tiere zum Opfer brachten. Noch im 8. Jahrhundert beteten sie mit Vorliebe an Felsen und Bäumen, an Quellen und Kreuzwegen. Ein heiliger Loh (lôch Buschwald) war bei Belsen. An den urschwäbischen Quellenkult gemahnen die „heiligen Brunnen" in Nürtingen, Möhringen u. a. Der älteste Name der Stadt Heilbronn ist Hêlibrunna 745, Heilicprunno 841. Nach der Bekehrung sagte man von ihnen, christliche Heilige hätten sie aus der Erde geschlagen; solche schwäbische Quellenheilige sind St. Ulrich, St. Gangolf, St. Pirmin, St. Bonifaz und St. Helena. In der Christnacht fließen alle Brunnen drei Minuten lang von Wein. Nachts zwischen dem abendlichen und dem morgendlichen Gebetläuten sind die Quellen unrein; es ist uralt orientalischer Glaube, daß Nachts in die offenen Brunnen Gift vom Himmel träufle. Nach schwäbischer Sage geschieht dies besonders während einer Sonnenfinsternis.

Wie manch hochpoetischer Zug der Natursage hier noch anzureihen wäre, mögen einige Beispiele zeigen. Kein Blitz schlägt ein, solange das kleinste Kind des Hauses schläft. Die Erde, Recht und Unrecht mit empfindend, verschlingt den Meineidigen, den Gotteslästerer, den grausamen Tyrannen wie jenen Ritter Rochus Merz von Staffelfelden, Herrn zu Schramberg, im Jahre 1563. Dem Winde streut man Mehl aufs Dach für seine heulenden Kinder, oder man steckt

schwarzes Mus zum Dachladen hinaus für die Sturmhunde. Die Sonne macht am Ostermorgen drei Freudensprünge. Sie muß jeden Samstag wenigstens eine kurze Zeit scheinen, damit die Mutter Gottes ihren Schleier trocknen kann. Davon, daß Maria einmal ihren Schleier auf dem Wildrosenstrauch zum Trocknen ausbreitete, hat dieser seinen süßen Duft. Die Sterne soll man grüßen beim Zubettegehen. Jeder Mensch hat seinen Lebensstern, der bei seinem Tode als Sternschnuppe vom Himmel fällt. Nach anderen sind die Sterne kleine Öffnungen im Boden der Himmelsdecke, durch die das Licht von innen scheint, und das Funkeln machen die Schatten der Seligen, die darüber weggehen. Der Regenbogen oder Himmelring trinkt an seinen beiden Enden Wasser aus goldenen Schüsseln; das sind die Regenbogenschüsselchen, alte keltische Goldmünzen mit einer Vertiefung in der Mitte, denen das Volk allerlei Wunderkräfte zuschreibt. Wenn man einen Schuh in den Regenbogen wirft, kommt er mit Gold gefüllt wieder zurück. Andere versichern, daß die über den Regenbogen herabwandelnden Engel jedesmal unten ein solches Goldschüsselchen fallen lassen. Denn der Bogen ist die Brücke der Engel und der Seelen; die Guten ziehen darauf in den Himmel ein, die Bösen brechen durch. Hoch oben sitzt als Seelenwächter ein Engel, der das jüngste Gericht anblasen wird. Das ist der nordische Himmelswächter Heimdall, der den Regenbogen, die Himmelsbrücke, bewacht, über welche die Geister der Helden nach Walhall reiten, und der einst mit gellendem Horn die Lebenden und Toten zum letzten Weltkampf rufen wird. Die Seelenbrücke zwar kennen die verschiedensten Völker, von den Chinesen, Persern und Arabern bis zu den Indianern Nord- und Südamerikas; aber daß diese Brücke der Regenbogen ist und daß auf ihrer Höhe der Himmelswächter sitzt, dessen Horn beim Weltende erschallen wird, davon weiß nur germanische Sage. Man hat bezweifelt, ob die nordische Vorstellung von der Götterdämmerung, die uns allerdings nur aus spätester Heiden-

zeit überliefert ist, gemeingermanisch gewesen sei. Analogien wie diese sprechen dafür. Noch schwerer wiegt eine andere. Nach der Edda ist das am Weltende flott werdende Totenschiff, das der götterfeindliche Reifriese steuert, aus den Nägeln der Toten gemacht. Man kann das Fertigwerden dieses Schiffes dadurch hinausschieben, daß man den Leichen nach frommem Brauch vor der Bestattung die Nägel beschneidet: die Pietät gegen die Toten verzögert den Untergang der Welt. Ganz ebenso wie in Island vor tausend Jahren werden noch heute am oberen Neckar dem Leichnam die Nägel geschnitten, „damit die Welt noch nicht untergehe". Dadurch ist Brauch und Sage als urgermanisch erwiesen und fällt in das Waldesdunkel unserer wilden Vorzeit ein schöner milder Schein.

Bei diesem flüchtigen Umblick in der heimischen Sagenwelt, welche Fülle von Gestalten drängt sich uns entgegen! Und immer neue drängen nach, Märchen, Wundersagen, Legenden, liebliche Bilder auf Goldgrund von Notburga, Helizena, vom Geiger von Gmünd. Doch es ist Zeit, aus dem Zauberkreise herauszutreten.

Mit Staunen vernehmen wir noch heute aus den warmen Lippen der Lebenden Weisheit und Wahn der grauesten Vorzeit. Wer aber die alte Kunde recht verstehen will, der muß lernen, die Natur zu betrachten nicht mit dem kühlen Forscherblick des modernen Menschen, sondern mit den Dichteraugen eines Kindes.

Die Hexenprobe

1884

Die mittelalterlichen Gottesurteile, in denen die Entscheidung über Schuld oder Unschuld des Angeklagten einem unmittelbar eingreifenden göttlichen Wunder anheimgegeben wurde, kamen in Deutschland schon während des 14. Jahrhunderts in Abnahme und verschwanden unter dem Einflusse des römischen Rechtes im Laufe des 15. Jahrhunderts vollständig aus dem deutschen Gerichtsverfahren. Nur eine düstere Domäne blieb ihnen, der Hexenprozeß. War doch nach den Definitionen der Juristen die Hexerei ein Ausnahmeverbrechen und erheischte ein von den Normen des üblichen Rechtsganges entbundenes Ausnahmegericht. So haben denn hier alle Mächte des Aberglaubens zusammengewirkt, um mitten in der zivilisierten Welt ein Ungeheuer von Rechtsverfahren zu schaffen, das an Dummheit, Rohheit und Heimtücke alle Greuel der Wilden weit hinter sich läßt und der christlichen Kultur ein unauslöschliches Schandmal aufgedrückt hat.

Die Hauptperson in diesem Prozeß war der Henker, der daher mit Recht in einigen deutschen Gegenden schlechthin „der kluge Mann" genannt wurde; alle Zweifel löste der Scharfsinn des Folterknechts. Was der Angeklagte sagte oder tat, ob er verneinte oder bejahte, ob er standhaft war oder verzagt, jeder Lebensumstand, jedes Wort, jede Miene verwickelte ihn nur umso unentrinnbarer im Kreuzspinnennetz des Inquisitors, bis er unter Martern verzweifelnd die Schuld

bekannte, die für den Richter von Anfang an feststand. Die einzige Erlösung war der Tod. Über dem Eingang zum Hexenturm stand wie über Dantes Höllentor die Inschrift: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!"

Dem Verhör und der „peinlichen Frage" pflegte das Gottesurteil der Hexenprobe voranzugehen. Es gab verschiedene Arten, von denen in der Regel mehrere nacheinander zur Anwendung kamen. Als die wichtigsten sind zu nennen: die Tränenprobe, die Nadelprobe, die Feuerprobe, die Wasserprobe und die Hexenwage.

Da nach allgemeinem Glauben die Hexen nicht weinen konnten, so legte der Richter der Angeklagten die Hand auf den Kopf und sprach: „Ich beschwöre dich um der bitteren Tränen willen, die von unserem Heiland, dem Herrn Jesus Christus, am Kreuze für unser Heil vergossen worden sind, daß du, im Falle du unschuldig bist, Tränen vergießest, wenn schuldig, nicht!" — In der Regel konstatierten die Richter mit Genugtuung, daß die also Beschworene sich vergebens angestrengt habe zu weinen. Auch auf der Folter waren, so glaubte man, der wirklichen Hexe die Tränen versagt; weinte aber eine gemarterte dennoch, so war das nach der Ansicht der untrüglichen Richter nur teuflisches Blendwerk.

Noch größeres Gewicht als dieser Tränenprobe legte man der Nadelprobe bei. Wie nämlich nach dem Propheten Ezechiel (9, 4) und der Offenbarung Johannis (7, 3) die Auserwählten Gottes das Zeichen des Heils an der Stirn tragen, so drückt der Teufel denen, die, von Gott abgefallen, sich ihm ergeben haben, ein unvertilgbares Zeichen auf, das sogenannte stigma diabolicum. Er macht dies entweder mit der einfachen Berührung seines Fingers oder er ritzt der neugewonnenen Hexe an irgend einem Körperteil die Haut auf und saugt das rinnende Blut. Häufig bringt er dieses Merkmal an offenen sichtbaren Stellen an, wie an der Hand, doch häufiger an verborgenen, z. B. unter der Zunge. Nach diesem Teufelszeichen wurde beim Hexenprozeß eifrigst gesucht. Es sollte

daran zu erkennen sein, daß es unempfindlich sei und kein Blut gebe. Daher stach der Henker mit einer langen Nadel in jede Narbe, jeden Leberfleck, jedes Muttermal am Leibe der Angeklagten. Der Erfolg dieser Probe lag völlig in der Willkür des Henkers; denn er war während derselben mit der Angeklagten in einer Kammer allein und konnte hernach aussagen, was er wollte. Doch wenn er auch gar nichts Verdächtiges fand, so ließ sich der Hexenrichter dadurch keineswegs irre machen. Denn, sagte er, der Teufel zeichnet nur diejenigen, deren er noch nicht ganz sicher ist; seine getreuesten Anhänger läßt er ohne Zeichen — und so wurde die Abwesenheit des Hexenmals nur ein umso schlimmerer Verdachtsgrund.

Von den in der Vorzeit üblichsten Formen des Gottesurteils, der Feuerprobe und der Wasserprobe, war die erstere im Hexenprozeß nicht beliebt. Nach dem Kriminalkodex der Hexenrichter, dem berüchtigten „Hexenhammer", sollte zwar der Richter die Angeklagte fragen, ob sie zum Beweise ihrer Unschuld das glühende Eisen tragen wolle; er sollte ihr aber diese Probe nicht gestatten. Denn, so lautet die Begründung, die meisten erklären sich dazu bereit, weil sie auf die Hilfe des Teufels hoffen; auch gebe es betrügerische Mittel, um die Hand unverletzt zu erhalten. Daher sei die Berufung auf die Feuerprobe geradezu als ein weiterer Verdachtsgrund zu betrachten. Der einzige Fall, der uns bekannt ist, stammt noch aus der Zeit kurz vor Abfassung des „Hexenhammers" (1487). Im fürstlich Fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen ist eine Urkunde erhalten, wonach sich eine gewisse Anna Henne von Röthenbach im Schwarzwald im Jahre 1485 durch das Tragen des heißen Eisens von der Beschuldigung des Hexenwerks zu reinigen vermochte.

Das am weitesten verbreitete und am längsten ausgeübte Hexenordal, die Hexenprobe schlechthin, war die Wasserprobe, das Hexenbad. Von alten Zeiten her hatte man bei den verschiedensten Völkern die Schuld eines Angeklagten dadurch zu erforschen gesucht, daß man ihn ins Wasser warf. Dabei

galten entgegengesetzte Anschauungen. Nach der einen handelte es sich für den Angeklagten darum, sich möglichst lang unter Wasser zu halten. So wurden bei den Tagalas auf den Philippinen sämtliche eines Diebstahls verdächtige Personen ins Wasser geworfen: wer zuerst wieder auftauchte, war der Dieb. Die gleiche Probe bestand bei den Papuas auf Neu-Guinea und bei den Negern der afrikanischen Goldküste. Auch die jüngeren Gesetzbücher der Inder bestimmten, daß der Angeklagte, an den Beinen eines im Wasser stehenden Mannes sich festhaltend, so lange untergetaucht bleiben solle, bis ein abgeschossener Pfeil von einem Dritten im Laufe zurückgeholt werde; tauche er früher auf, so sei er schuldig.

Nach der anderen, verbreiteteren und altertümlicheren Anschauung sollte die Unschuld des Angeklagten durch Untersinken, die Schuld durch Obenschwimmen erwiesen werden. Das Untersinken im Wasser galt überhaupt für ein günstiges Zeichen. Schon im Altertum achteten die Syrer am Libanon darauf, ob die in den See Boëth geworfenen Opfergaben zu Boden sanken; geschah dies, so war es ein gutes Omen. Dieselbe Wasserprobe mit Opferkuchen übten die Lacedämonier. Auch die Schweden des 11. Jahrhunderts prüften die Richtigkeit eines Volksbeschlusses dadurch, daß sie einen Mann in den heiligen Brunnen von Upsala niederließen: sank er unter, so war der Beschluß gültig.

Diesem Brauche lag die uralte Vorstellung von der Heiligkeit des Wassers zu Grunde. Das Wasser weiht und entzaubert; das Wasser hält böse Geister ab; das Meer stößt alle seine Leichen aus und duldet kein Blut, daher sich schiffbrüchige Schwimmer den Arm blutig bissen, um vom Meer nicht verschlungen zu werden. So wehrt das reine Element auch alle moralische Befleckung von sich ab; den Verbrecher nimmt es nicht auf. Die Wasserprobe in diesem Sinne findet sich bei den Indern in ihrem ältesten Gesetzbuch, bei den Slawen und den Germanen. Die alten Gesetze der germanischen Stämme schreiben zwar das Wasserordal nicht vor;

es muß aber dennoch im Gerichtsgebrauch gegolten haben, da es der Kaiser Ludwig der Fromme im Jahre 829 verbot. Wie wenig dieses Verbot gefruchtet hat, ersehen wir daraus, daß es vierhundert Jahre später vom Papst Innocenz III. auf dem lateranischen Konzil (1215) wiederholt wurde. In England wurde bis um jene Zeit die Wasserprobe bei Mord- und Raubklagen angewendet. So wurde im Jahre 1177 einer der vornehmsten Londoner Bürger, Johannes Senex, der mit anderen jungen Leuten aus adeligen Familien nächtliche Raubanfälle verübt hatte, durch die Wasserprobe überwiesen und dann gehängt. In Deutschland hatten sich diesem Gottesurteil hauptsächlich niedere Leute und Knechte zu unterziehen. Doch soll auch ein Reichsfürst, der Graf Welf, im Jahre 1126 in einem Rechtshandel mit den Bistümern Augsburg und Freising dadurch seine Unschuld bewiesen haben. Das um 1230 von Eike von Repkow verfaßte Rechtsbuch der Niedersachsen, der „Sachsenspiegel", ordnet an: „wenn zwei Männer ein Gut beanspruchen und die Nachbarn darüber kein Zeugnis zu geben wissen, so solle das Wasserurteil entscheiden". Dieselbe Bestimmung hat das schwäbische Landrecht im „Schwabenspiegel" (aus den sechziger oder siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts), wo außerdem noch den wegen Raub, Diebstahl oder Falschmünzerei zum zweiten Male Angeklagten der Reinigungseid verweigert und dafür die Wahl gelassen wird, das Wasserurteil zu bestehen oder das heiße Eisen zu tragen oder in einen wallenden Kessel zu greifen bis an den Ellenbogen.

Von einer Anwendung der Wasserprobe gegen Zauberer und Hexen im Mittelalter ist, in Europa wenigstens, nichts überliefert. Aus Indien berichtet der arabische Reisende Mohammed ibn Batuta, daß im Jahre 1330 eine Frau, die im Verdacht stand, einem Jüngling durch den bösen Blick das Herz in der Brust verzehrt zu haben, mit vier Tonnen voll Wasser an Händen und Füßen in einen Fluß geworfen und, da sie nicht untersank, verbrannt wurde. Erst im 16. Jahrhundert

lassen sich Fälle dieser Art in Deutschland nachweisen, die frühesten in Westfalen, dann in Lothringen, den Niederlanden, Frankreich und England.

Das Hexenbad geschah meist öffentlich. Die Angeklagte wurde entkleidet und kreuzweis gebunden, so daß der rechte Daumen an der linken großen Zehe, der linke Daumen an der rechten großen Zehe festgeknüpft war. So wurde sie an einem Seil mit dem Rücken auf das Wasser hinabgelassen; war sie eine Hexe, so schwamm sie „wie Pantoffelholz". Häufig findet sich in den Akten die Angabe, der Teufel habe der Hexe versprochen, ihr bei der Wasserprobe mit einer Eisenstange zum Sinken zu verhelfen; er habe ihr aber im entscheidenden Augenblick zum Hohne nur eine Nähnadel gebracht. Auch hier hatte wieder der Henker in der Art, wie er die Gebundene auf das Wasser legte, den Erfolg der Probe in der Hand. Theologen und Juristen aber bewiesen die Unfehlbarkeit dieser Prozedur mit der Heiligkeit, welche dem Wasser durch seine Verwendung bei der Taufe verliehen werde, so daß es alles, was durch die Berührung des Teufels befleckt sei, von sich stoße. Es ist offenbar, schrieb der gekrönte Hexenhenker Jakob I. von England, Gott hat als ein übernatürliches Zeichen von der ungeheuerlichen Gottlosigkeit der Hexen angeordnet, daß das Wasser diejenigen in seinen Schoß aufzunehmen widerstrebt, welche das heilige Wasser der Taufe von sich geschüttelt haben. Dazu kam, daß man den Zauberern überhaupt wegen ihrer angeblichen Fähigkeit, durch die Luft zu fliegen, ein geringeres spezifisches Gewicht zuschrieb. Schon die alten Griechen hatten den wegen ihrer Zauberkünste berüchtigten Thibiern am Schwarzen Meere nachgesagt, daß sie im Wasser nicht untersinken könnten.

Lange nachdem die Gottesurteile im Zivil- und Kriminalprozeß abgeschafft waren, erhielt sich die Wasserprobe als vorläufige Prüfung im Hexenprozeß, obgleich sich früh schon gewichtige Stimmen dagegen erhoben. Die Universität Leyden gab schon im Jahre 1594 ihr Gutachten dahin ab, daß die

Wasserprobe in keiner Weise als Beweismittel gelten könne; das häufige Obenschwimmen der Angeschuldigten erkläre sich aus der Art, wie sie kreuzweis gebunden gleich kleinen Schiffchen mit dem Rücken auf das Wasser zu liegen kommen. Auch in Frankreich wurde dieses Ordal, das man dort gegen geringe Leute in einer Kufe voll Wasser anzuwenden pflegte, durch einen Beschluß des Parlaments von Paris im Jahre 1601 verboten. Dennoch unterwarfen sich noch 1696 einige Verdächtige zu Montigny bei Auxerre freiwillig der Wasserprobe und ließen sich darüber eine notarielle Urkunde ausstellen. In den österreichischen Gesetzen wurde gleichfalls schon im 17. Jahrhundert die Wasserprobe „als eine verborgene, ungewisse, teuflische, Gott versuchende Anzeige" ausgeschlossen. Dafür ließ aber der bayrische Oberst Hans Sporck im Jahre 1644 zu Schwäbisch-Hall eine Reihe von Soldatenweibern binden und zur Probe in den Kocher werfen! In Westpreußen fanden die amtlichen Hexenproben noch im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts statt. Damals kam eine ehrliche Frau aus Bischofswerder in den Ruf der Zauberei, weil ihr Vieh durch ihren Fleiß auffallend wohl gedieh. Im Gefühle ihrer Unschuld beredete sie ihren Mann, mit ihr nach Grunau im Kreise Flatow zu fahren, und unterzog sich dort mit anderen Verdächtigen der Wasserprobe. Allein zu ihrer größten Scham und Bestürzung schwamm sie samt den übrigen und kam beim Volke erst recht ins Geschrei. Die Herrschaft aber war verständig genug, trotzdem an ihre Unschuld zu glauben und sie unbehelligt zu lassen.

Im Jahre 1721 verbot der König Friedrich Wilhelm I. alle Hexenprozesse. Dennoch spukte der Unsinn noch lange und nicht bloß in den Köpfen des niederen Volks. Von jeher haben die meisten Menschen an den Vorstellungen, welche ihnen in der Kindheit beigebracht worden sind, mit einer Pietät festgehalten, die alle Kritik ausschließt. Gewiß sind darunter jederzeit sehr ehrenwerte, sehr wohlmeinende, oft auch sehr geistreiche Männer gewesen, und die von ihnen

vertretene Tendenz des Beharrens hat als mäßigendes Element auf den Gang der menschlichen Entwicklung im ganzen vorteilhaft gewirkt. Aber ebenso sicher ist, daß, wenn sie einzig maßgebend wären, die Menschheit noch nicht einmal die Kulturstufe des Australnegers erreicht hätte. Jeder Fortschritt, und handelte es sich auch um die Abschaffung der elendesten Mißbräuche, mußte diesem konservativen Teile der Menschheit in heißem Kampfe abgerungen werden. Es darf uns daher nicht wundern, daß selbst die Hexenprozesse, die Tortur und die Wasserprobe noch lange ihre überzeugungstreuen Verteidiger gefunden haben.

Noch im Jahre 1787 machte der katholische Pfarrer von Parchow bei Bütow in Pommern eine Eingabe an den König Friedrich Wilhelm II., in welcher er über die bedrohliche Zunahme der Hexerei und Besessenheit in dortiger Gegend klagte und die alleruntertänigste Bitte stellte, Seine Königliche Majestät möchte „ohne Verzug denen Besitzern des Dorfes Zukowke wie auch zu Parchow gnädigst schwimmen befehlen"; denn dieses sei das einzige allerbeste Mittel, die Zauberer, als welche wie die Enten schwimmen und nie zu Grunde gehen, zu erkennen. Der Eingabe war ein Namensverzeichnis der Hexen und Zauberer beigelegt. Unter Parchow stand der Vermerk: „Es werden sich aber allhier noch mehrere Zaubere und Zauberer finden; nur muß das ganze Dorf geschwommen werden."

Diese Bitte wiederholte im September desselben Jahres ein benachbarter Edelmann, der in seinem seltsamen Deutsch dem Könige folgendes traurige Erlebnis zu klagen hatte: „Ew. Majestät werden es zu Gnade halten; ich bin dieses Jahr den 3. Mai bei einem Freimann (einem freien Bauern) namens Michel N. N. auf die Hochzeit invitieret, da nicht hingehen wollte. Der Mann hat nicht abgelassen, da endlich hingangen. Wie ich zum Essen aus einem Spitzglas Branntwein trunk, kam mir was in den Hals, ging aber herunter. Um ein Weilchen nahm ich wieder einen Schluck aus demselbigen Spitzglas; da kam mir wieder was in den Hals und blieb

stehen, und das vorige, was heruntergangen, kam auch wieder in die Höhe und konjungierten sich recht im Schlucks, und das habe ich vorerst nicht effomiret (evomiert); aber nach und nach ward das immer schlimmer, und habe im Hals Brennen und Reißen und teils in der Brust und eine sehr große Beängstigung und eine erstaunende Plage. Also nach aller Absicht weiß ich nicht anders, als daß mir in dem Branntwein angeflogen, einen bösen Geist einzutrinken. Der Geist ist wie ein Nebel. Der Teufel tut sonst keinem Menschen nichts; aber die Leute, so mit dem Teufel Pacta haben, die befehlen ihm, daß er das tun muß. — Ich bin ein Mann 68 Jahr alt und habe das Unglück erlebet und die Plage. Als komme mit flehender Bitte an Ihro Majestäten, ob der Michel N. N. nicht wegen der bösen Tat, die mir geschehen, in seinem Hause die Freiheit und die Erlaubnis bekommen kann, zu untersuchen. Das Wasser ist heilig, die Wasserprobe ist gerecht. Kein Zauberer wird nicht ersaufen, noch zu Grunde gehen. Ein Zauberer hat Teufelszeichen am Leibe wie ein Schwamm; wenn er bestochen wird, hat keine Fühlung. Ein guter Mensch ein Gotteskind, wenn das aufs Wasser geschmissen wird, geht gleich unter. Seliger Andenken hoher Monarchen, hochseligen König Majestäten Friedrich Wilhelm Regierung sind noch Protocolla vorhanden, daraus deutlich zu ersehen, was das für eine Beschaffenheit damit hat."

Solches schrieb der gute Freiherr im Jahre, da Goethe die „Iphigenie", Schiller den „Don Carlos" vollendete, sechs Jahre nach Lessings Tod und nach Kants „Kritik der reinen Vernunft"!

Aber leider hat unser kulturstolzes 19. Jahrhundert kein Recht, auf die Torheit des 18. pharisäisch herabzusehen. Die Glut der Hexenbrände glimmt noch immer unter der Asche fort. Der Teufelswahn hat noch zahllose Anhänger. Von den Dämonen des Aberglaubens vor allem gilt Schillers Wort:

> Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister;
> Sie liegen wartend unter dünner Decke,
> Und leise hörend stürmen sie herauf.

Daß bei den Serben und anderen halbzivilisierten Völkern noch immer Frauen als Hexen geschwemmt werden, darf uns nicht in Erstaunen setzen, wenn noch genug Leute existieren, welche Hexenproben in Deutschland und in den Niederlanden miterlebt haben. Im Jahre 1823 ging durch alle Zeitungen die Nachricht, daß zu Delten in Geldern eine Frau von mittleren Jahren, welche in den Verdacht der Hexerei gekommen war, sich selber erboten habe, ihre Unschuld durch die Wasserprobe zu beweisen; daß diese Probe wirklich am hellen Mittag vor den Augen der herbeiströmenden Zuschauer in dem nahen Fahrwasser vorgenommen worden und zu ihren Gunsten ausgefallen sei. — Der glückliche Ausgang macht diesen Fall zum Possenspiel. Von fürchterlichem Ernst aber war ein anderer, der sich dreizehn Jahre später auf der Halbinsel Hela bei Danzig ereignete. Ein Mann des kassubischen Dorfes Ceynowa erkrankte an der Wassersucht, und ein Wunderdoktor bezeichnete dem versammelten Dorf eine einundfünfzigjährige Witwe, Mutter von fünf unmündigen Kindern, als die Hexe, die ihn krank gemacht habe. Um sie zu zwingen, dem Verzauberten zu helfen, schlug und trat er die arme Frau in der erbarmungslosesten Weise; ebenso schlug sie der Kranke, an dessen Bett sie geführt wurde, mit einem Stocke blutig. Dann ruderten die Fischer und der Wunderdoktor zweimal mit ihr ins Meer hinaus, banden ihr die Hände zusammen und warfen sie aus dem Boote. Beim zweiten Male zogen sie die Mißhandelte so lange im Wasser nach, bis sie ertrank. Die näheren Umstände lauten so grauenhaft roh, daß man einen Bericht aus den Ländern der Kannibalen zu lesen glaubt. Und das geschah im preußischen Staat im August des Jahres 1836!

Von den bisher genannten Hexenordalen waren die Nadelprobe und die Wasserprobe die häufigsten. Viel seltener war die letzte, welche noch zu nennen ist, die Probe der Hexenwage.

Ein förmliches Gottesgericht der Wage, wobei das Gewicht

des Menschen über seine Schuld oder Unschuld entscheiden soll, finden wir sonst nur in Indien. Zwar kommt es in der ältesten Rechtsquelle, dem Gesetzbuche des Manu, noch nicht vor; das kennt nur den Reinigungseid, die Feuerprobe und die Wasserprobe. Aber in der späteren Fünfzahl und der noch späteren Neunzahl der indischen Gottesurteile steht das der Wage obenan. Es war vorgeschrieben für Brahmanen, Frauen, Kinder, Greise, Kranke, Blinde und Lahme. Der Angeklagte fastete einen Tag, badete dann in heiligem Wasser, opferte im Feuer und verehrte die Götter. Dann wurde er in einer vorschriftsmäßig gebauten Wage zweimal gewogen, und wog er beim zweiten Male weniger als beim ersten, so war er unschuldig. Das entscheidende zweite Wiegen geschah mit großer Feierlichkeit. Die Wage wurde mit Fahnen und Kränzen geschmückt. Opfer wurden beim Schall der Instrumente den Göttern dargebracht. Der Richter stellte den mit dem Wiegen beauftragten Männern vor, daß, wenn sie nicht ehrlich dabei zu Werke gingen, ihnen im Jenseits diejenigen Strafen zu teil würden, die den Mörder eines Brahmanen und den falschen Zeugen erwarten. Darauf wurde dem Angeklagten ein Blatt um den Kopf gebunden, auf dem die gegen ihn gerichtete Anklage geschrieben stand zugleich mit dem Spruche: „Sonne und Mond, Wind, Feuer, Himmel, Erde, Wasser, das Herz und Yama (der Totenrichter), Tag und Nacht, beide Dämmerungen und Dharma (der Gott des Rechts) kennen des Menschen Wandel." Dann sprach der Richter oder der Angeklagte selbst ein Gebet an die Wage wie folgendes: „Du, o Wage, bist der Sitz der Wahrheit. Du wurdest vor alters von den Göttern erfunden. Bring die Wahrheit an den Tag, du Geberin des Glücks, und reinige mich von allem Verdacht! Wenn ich schuldig bin, o du gleich meiner Mutter Verehrungswürdige, dann laß mich niedersinken! Bin ich aber schuldlos, so hebe mich in die Höhe!" — Über den Fall, daß beim zweiten Wiegen das Gewicht sich gleich bleibe, waren die Gesetzgeber geteilter Meinung: nach

dem einen war dies ein Zeichen der Schuld wie das schwerere Gewicht; nach dem andern war es ein Zeichen geringerer Schuld; nach dem dritten sollte die Probe wiederholt werden.

Wie wir noch heute bildlich von einer Last der Schuld sprechen, so sollte also hier die von einem göttlichen Geist beseelte Wage symbolisch andeuten, ob diese Last auf dem Angeklagten liege oder nicht. Eine ganz andere Vorstellung lag dem Glauben an die Hexenwage zu Grunde. Schon bei der Wasserprobe haben wir gesehen, daß den Zauberern ein geringeres spezifisches Gewicht beigelegt wurde, als anderen Menschen. Sie mußten also überhaupt ihrem absoluten Gewichte nach leichter sein als andere von gleicher Leibesbeschaffenheit. Wie bei der Wasserprobe derjenige schuldig war, der oben schwamm, so wurde durch das Urteil der Wage derjenige als schuldig erwiesen, der weniger wog, als er nach seinem Aussehen geschätzt wurde.

Im Jahre 1728 wurde zu Szegedin in Ungarn nach dortigem Gebrauche an einer Anzahl Personen beiderlei Geschlechts, die der Hexerei beschuldigt waren, außer der Wasserprobe auch die Probe mit der Wage vorgenommen. Dabei, so sagt ein gleichzeitiger Bericht, habe sich das Wunder ergeben, daß ein großes dickes Weib nicht mehr als anderthalb Lot, ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinsten war, nur fünf Quentchen, die übrigen aber entweder ein Lot oder drei Quentchen oder noch weniger gewogen haben. Sie wurden sämtlich lebendig verbrannt.

Wenn nicht, wie hier, offenbarer böswilligster Betrug mit unterlief, so mußte dieses Gottesurteil stets zu Gunsten des Beschuldigten ausfallen. War man doch in Friesland schon zufrieden, wenn der Gewogene über elf Pfund schwer war. Im Jahre 1707 wog der Pöbel bei Bedford in England ein verschrienes Weib gegen die zwölfpfündige Kirchenbibel ab, und da es sich schwerer als diese erwies, wurde es frei.

Die berühmteste Hexenwage befand sich in der holländischen Stadt Oudewater an der Yssel. Die Bürger beriefen sich

auf ein von Kaiser Karl V. ihnen verliehenes Privilegium, wonach die der Zauberei Beschuldigten auf ihrer Stadtwage sollten gewogen werden, und wenn sich dabei ergebe, daß das Gewicht der gewogenen Person mit der natürlichen Beschaffenheit ihres Körpers übereinstimmte, so sollte das bei allen Gerichten des heiligen römischen Reichs Glauben finden und jede andere Probe ausgeschlossen sein. Wann und wo der Kaiser dieses Privilegium erteilte, ist unbekannt; weder das Original noch eine Abschrift der Urkunde ist erhalten. Im Jahre 1575, als die Spanier die Stadt erstürmten und die Einwohner niedermachten, ging das Stadthaus mit allen Pergamenten und Papieren in Flammen auf. Über die Veranlassung dieses Privilegs gab es verschiedene Meinungen. Nach der einen hörte der Kaiser in einem benachbarten Dorfe, daß dort jemand wegen Zauberei verbrannt werden sollte, weil sein Gewicht zu gering befunden worden sei. Der Kaiser verlangte Bericht über den Verlauf des Prozesses, und da er sah, daß der Schulz und der Pastor in ungehöriger Weise vorgegangen waren, verfügte er, daß der Beschuldigte zu Oudewater gewogen werden solle, weil dort das Troygewicht (das nach der Stadt Troyes benannte französische Handelsgewicht) gebraucht werde. Nach einer anderen Überlieferung hatte der Kaiser vernommen, daß in der Stadt Oudewater nie ein Mensch als Zauberer verbrannt worden sei, weil man da die Übung habe, die Beschuldigten zu wiegen, statt sie wie anderwärts der Wasser- und Nadelprobe zu unterwerfen. Darauf soll der Kaiser unter Gutheißung einer so verständigen und menschenfreundlichen Maßregel die Stadt mit jenem Privilegium begabt haben.

Und menschenfreundlich in der Tat war diese Anordnung, die den Aberglauben mit seinen eigenen Waffen bekämpfte; sie hat viele vor der Folterbank und dem Scheiterhaufen bewahrt. Denn welche Bewandtnis es auch mit dem Privilegium haben mochte, tatsächlich genoß die Stadtwage von Oudewater fern und nah das allgemeinste Vertrauen, und

Leute, die in ihrer Heimat in den Verdacht der Hexerei kamen, wurden von ihren Gerichten hingeschickt, um sich wiegen zu lassen und ein Attest darüber heimzubringen. Besonders zahlreiche Kundschaft kam aus den Bistümern Köln, Münster und Paderborn. Ein Augenzeuge aus den Jahren 1645—1648 erzählt von einem jungen Mann aus Paderborn, der in solcher Angst hinkam, daß er eher einem Toten als einem Lebenden glich; als er aber die Probe glücklich bestanden, sprang er vor Freuden auf und rief: „Das heißt Leben und Gut gewonnen!"

Das Wiegen geschah vor einer besonderen Kommission, welche aus zwei Schöffen und dem Stadtschreiber bestand. Die Person mußte sich bis aufs Hemd entkleiden und wurde untersucht, ob sie nicht irgend einen Gegenstand, der sie schwerer machen sollte, bei sich trage. Bei Männern nahm der Gerichtsbote, bei Frauen die Stadthebamme diese Untersuchung vor. Frauen mußten ihre Haare aufgelöst über die Schultern fallen lassen. Der geschworene städtische Wagemeister wog die Person, und der Stadtschreiber stellte darüber das Zertifikat aus.

Es sind uns mehrere solcher Urkunden in holländischer Sprache erhalten. Als Beispiel diene eine der letzten, aus dem Jahre 1727, welche ein holländisches Ehepaar betrifft:

> Wir Bürgermeister, Schöffen und Räte der Stadt Oudewater in Holland tun kund und bescheinigen hiermit auf Ansuchen des Klaas Ariens van den Dool, gebürtig zu Noordeloos, gegen siebenunddreißig Jahre alt, mit blauen Augen, dunkelbraun von Haut und Haar, — und der Neeltje Ariens Kersbergen, gebürtig von Lakerveld, gegen einunddreißig Jahre alt, von mäßiger Postur, braun von Haut, mit blauen Augen, — Mann und Frau, wohnhaft auf dem Dool unter Meerkerk, — daß heute vor uns erschienen sind die Herren Dirk van der Lee und Gerrit Jngen van Liesveld, Schöffen dieser Stadt, zugleich mit Jan Racaute, geschworenem Wagmeister, welche auf Ansuchen der Bittsteller erklärten, sie wollten wahr und wahrhaft sein; daß sodann durch den vorgenannten Wagmeister auf ernstliches Ansuchen der Bittsteller in Gegenwart der

vorgenannten Herren Schöffen und anderer notabler Personen der vorgenannte Klaas Ariens mit der gewöhnlichen Wage und dem richtigen Troygewicht, wie man es stets in dieser Stadtwage gebraucht, ist gewogen worden, nachdem Philipp van der Werf, Gerichtsbote dieser Stadt, erklärt hatte, daß derselbe Klaas durch ihn entkleidet und Schuhe, Strümpfe samt den andern Kleidern ausgezogen worden seien, und so allein im Hemde, ohne daß er irgend etwas Schweres an sich hatte, ist derselbe hundertundzweiundzwanzig Pfund schwer befunden worden. Darauf ist die vorgenannte Neeltje Ariens damit gewogen worden, nachdem Jacomyntje Aerts Dekker, Stadthebamme allhier, erklärt hatte, daß die mehrgemeldete Neeltje von ihr war entkleidet, Schuhe und Strümpfe ausgezogen worden, und so allein bedeckt von ihrem Hemde und ihrem schwarzen Frauenmantel (falie), mit lose von ihrem Haupte hangenden Haaren, ohne daß sie irgend etwas Schweres bei sich hatte, ist dieselbe Person hundertundzehn Pfund schwer befunden worden. Demgemäß bescheinigen wir, daß das vorgenannte Gewicht beider Personen mit deren natürlicher Leibesbeschaffenheit sehr wohl zusammenstimmend ist befunden worden, und da sie hierüber unseren offenen Bestätigungsbrief sich erbaten, um sich desselben gehörigen Falles zu bedienen, haben wir ihnen denselben nicht verweigern können noch wollen.

Alles ohne Betrug und zum Beweise der Wahrheit haben wir dies mit unserem Stadtsiegel und der Unterschrift unseres Stadtschreibers bekräftigt am 21. Juni 1727.

Adriaan Maas.

Gebühren.

Schöffen . . .	1	Gulden	16	Stüber
Stadtschreiber .	2	„	18	„
Bote			12	„
Wagmeister			12	„
Hebamme			12	„
Summa	6	Gulden	10	Stüber.

Zahlreiche solche Bittsteller kamen freiwillig nach Oudewater, ohne von ihrem Gerichte dahin geschickt zu sein; denn es war das beste Mittel, jeden auftauchenden Verdacht der

Zauberei gleich im Keime zu ersticken. So wurde einmal ein Mann in einem ungenannten deutschen Ort von einem andern, mit dem er in Streit geraten war, als Hexenmeister verschrien. Seine Freunde rieten ihm gleich, sich in Oudewater wiegen zu lassen, und er reiste auch dahin, unterließ aber die Probe aus Unschlüssigkeit oder Furcht und kehrte ohne Attest in seine Heimat zurück. Die Folge war natürlich, daß sich nun das Gerücht verbreitete, er sei gewogen und zu leicht befunden worden, und der Richter, dem das zu Ohren kam, stellte einen Haftbefehl gegen ihn aus. Zu seinem Heile wurde er noch rechtzeitig gewarnt und entfloh. Er traf mit einem zusammen, dem es ähnlich ergangen war, und dieser riet ihm dringend, nach Oudewater zurückzukehren. Er faßte sich ein Herz, ging hin, ließ sich wiegen und brachte die gewünschte Bescheinigung nach Hause. Damit war sein guter Name wieder hergestellt, und der Richter gab ihm sein Vermögen, das er bereits konfisziert hatte, wieder heraus.

Vor allen anderen Menschen waren diejenigen, die ein herumziehendes Leben führten, beim Volke der Zauberei verdächtig. In manchen Gegenden, wie am Niederrhein, war das Wort Zigeunerin gleichbedeutend mit Hexe. Daher lag es diesen Heimatlosen besonders nahe, in Oudewater ihre Zuflucht zu suchen.

Nach unverbürgter Überlieferung dauerten diese Proben bis ins Jahr 1773. Die letzte, von der wir sichere Kunde haben, wurde im Jahre 1754 mit einem Mann und einer Frau aus dem Münsterlande vorgenommen.

Mörikes „Feuerreiter“

1888

Die phantastische Dichtung hat noch jedem Leser ihre Rätsel aufgegeben. Wer ist dieser Feuerreiter? Warum reitet er zu jedem Brand? In welchem Verhältnis steht er zum Teufel? Wie kommt das Gerippe in den Keller, und was ist das Ende von alledem? Der Dichter hat mit künstlerischer Absicht über diese Dinge ein ungewisses Halbdunkel gebreitet, das nur wie durch das Geflacker einer fernen Feuersbrunst ahnungsvoll beleuchtet wird. Daß unsere Phantasie durch die unheimliche Erzählung mehr gereizt als befriedigt wird: das eben verleiht dem Gedicht seinen eigentümlichen schauerlichen Zauber.

Am rätselhaftesten ist die Ballade in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie sie Mörike als Student im Tübinger „Stift“ im Jahre 1824 niedergeschrieben und später seinem im Jahre 1832 erschienenen Romane „Maler Nolten“ einverleibt hat. Da fehlt noch die dritte Strophe unseres Abdrucks, und wir erfahren also nur, daß ein Mensch mit roter Mütze, der jede Feuersbrunst von ferne wittert und zu jeder auf dürrem Gaule hinjagt, seit dem Brande einer Mühle verschwunden ist, daß später sein Gerippe im Keller gefunden wird und beim Ansprechen zerfällt, worauf ihm Ruhe gewünscht wird.

Bei einer späteren Umarbeitung der Ballade im Jahre 1847 fügte der Dichter zur Verdeutlichung die dritte Strophe hinzu, in der gesagt wird, daß der Feuerreiter den Brand

mit einem Span des heiligen Kreuzes zu besprechen pflegt und daß dafür nun der Feind, der Teufel, in den Flammen auf ihn lauert.

Es handelt sich also für den Feuerreiter darum, das Feuer zu besprechen, durch Zauber aufzuhalten und auszulöschen. Ist das etwas so Schlimmes? Tut er es doch nicht einmal für sich, sondern für bedrängte Mitmenschen. War es nicht ein altes Herkommen, daß, wo immer eine große Feuersbrunst ausbrach, der Landesfürst herbeieilte und um die Brandstätte ritt, wodurch nach dem Glauben des Volkes dem Feuer Einhalt getan wurde? Besonders eifrig war hierin der aus Schillers Jugendgeschichte wohlbekannte Herzog Karl von Württemberg. Auch beim Brande von Gera im Jahre 1780 umritt der Graf von Gera die flammende Stadt und suchte so, freilich vergebens, das Feuer zu bannen. Dieses Eingreifen hatte aber eine ganz andere Bedeutung, eine ganz andere Berechtigung als das des Feuerreiters; denn den Fürsten war ihre Macht über das Feuer, so glaubten die Leute, als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes zum Frommen ihrer Untertanen verliehen, wie man ihnen auch heilkräftige Hände zuschrieb. Schon der römische Kaiser Vespasian heilte, wie Tacitus erzählt, Blinde und Lahme, und auf den Königen von Frankreich und England ruhte durch Vererbung die Kraft des Königs Eduard des Bekenners, Kröpfe durch Berührung zu vertreiben, daher die Drüsengeschwulst in England noch heute King's evil, Königsübel, genannt wird. Auch die Grafen von Habsburg heilten Kropfige durch einen Trunk und Stammelnde durch einen Kuß.

Wenn die Fürsten diese ihre Wunderkräfte ausübten, so überschritten sie damit ihre Befugnis so wenig, wie in katholischen Gegenden der Priester, wenn er, wie z. B. im vorigen Jahrhundert in Rastatt, einer Feuersbrunst in Prozession mit der Monstranz entgegenzog. Etwas ganz anderes war es, wenn Leute, die keinen göttlichen Beruf dazu hatten, das Feuer durch Wundermittel zu löschen versuchten.

Solcher Mittel gab es viele. Man schrieb auf einen Teller mit dreimal geweihter Kreide den Namen Jesu oder bestimmte magische Formeln und Figuren und warf ihn in die Glut; man schleuderte rückwärts ein geweihtes Osterei in die Flammen oder einen warmen Laib Brot oder Salz, am Agathatag geweiht, oder eine lebende, schwarz, rot und weiß gestreifte Katze, eine Feuerkatze. Auch Judenmatzen stillten den Brand, u. a. m. Für ganz besonders geschickt im Feuerbannen galten die Zigeuner; diese konnten, so sagte man, in einer vollen Scheune ein Feuer entzünden, das sich nicht weiter ausbreitete, als ihm durch einen vorher gezogenen Kreis bestimmt war. Am wirksamsten aber war das Umreiten des Feuers nach dem Volksglauben in Ostpreußen, Niedersachsen, Thüringen, Bayern und Schwaben. Dreimal mußte der Reiter die Flammen umkreisen und dabei langsam den Feuersegen sprechen, den er in einer Vollmondnacht am Freitag zwischen elf und zwölf Uhr bei drei auf dem Tisch brennenden Lichtern auswendig gelernt haben mußte:

Feuer, steh still,
Um Gottes will,
Um des Herrn Jesu Christi willen!
Feuer, steh still in deiner Glut,
Wie Christus der Herr ist gestanden in seinem rosinfarbnen Blut.
Feuer und Glut, ich gebeut dir bei Gottes Namen,
Daß du nicht weiter kommst von dannen,
Sondern behaltest alle deine Funken und Flammen.
Amen! Amen! Amen!

Wenn aber der dreimalige Umritt vollbracht und der Segen dreimal gesprochen war, dann mußte der Reiter so schnell als möglich von dannen jagen, am besten in einen Teich oder Fluß hinein; denn das von ihm an seiner Ausbreitung gehinderte Feuer stürzte sich auf ihn, um ihn zu verzehren. An Sagen von solchen Feuerreitern fehlt es nicht. Als einst Sangerhausen in Thüringen in Flammen stand, kam ein

Reiter auf weißem Roß und umritt ein kleines Häuschen, das allein vom Feuer verschont wurde.

Nach schwäbischer Sage wohnte einst im Remstal ein Baron, der „für das Feuer konnte". Er hielt jederzeit ein gesatteltes Pferd bereit und war im Nu an der Brandstätte. Im fliegenden Mantel ritt er dreimal um das brennende Haus und besprach das Feuer. Der Brand hörte auf; er selbst aber mußte sich eiligst aus dem Staube machen.

Es ist, als ob dem jungen schwäbischen Dichter diese heimatliche Sage die Anregung zu seiner Ballade gegeben hätte. Nur hat er den etwas nüchternen Stoff mit Poesie gesättigt und aus dem Feuerreiter einen jener dämonischen Sonderlinge gemacht, wie sie der Romantiker des Gruselns, der geniale E. Th. A. Hoffmann, eben in Mörikes Jugendzeit ins Dasein gerufen hatte. Nach den Erklärungen in der ersten Ausgabe des „Maler Nolten" ist es ein junger Mann, der im obersten Teil eines uralten spitzgiebeligen Häuschens einsam wohnt und von dessen Lebensweise niemand Näheres weiß, der sich auch niemals blicken läßt außer vor dem Ausbruche einer Feuersbrunst. Da sieht man ihn in einer scharlachroten netzartigen Mütze, welche ihm gar wundersam zu seinem todbleichen Gesichte steht, unruhig am kleinen Fenster auf und ab schreiten, und noch ehe der Feuerlärm sich erhebt, kommt er auf seinem mageren Klepper unten aus dem Stalle hervorgesprengt, unfehlbar nach dem Orte des Brandes hin.

In der von Mörike unvollendet hinterlassenen Umarbeitung des Romans ist aus der etwas verschwommenen Gestalt des seltsamen jungen Mannes ein alter Soldat, ein Hauptmann des Dreißigjährigen Krieges, geworden. Wir sehen, wie der Dichter selbst von der geheimnisvollen Macht seines Gebildes immer aufs neue angezogen wurde.

„Es ist eine hübsche Sage aus der hiesigen Altstadt," heißt es dort, „da ist ein altes weitläufiges Wirtshaus am Kornmarkt, wo gewöhnlich die Frachtfuhrleute herbergen. Es lehnt sich an einen alten runden Turm, der zu dem Haus

gehört und wohnbar ist. Darin saß zu den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges ein sonderbarer Kauz zur Miete; man nannte ihn den tollen Kapitän. Er soll in einem kaiserlichen Regiment Hauptmann gewesen sein und sein Heimatrecht durch irgend ein Verbrechen verwirkt haben. Sein Schicksal machte ihn menschenscheu; mit niemand trat er in näheren Verkehr, ließ sich auch das ganze Jahr niemals auf der Straße blicken, außer wenn in der Stadt und Umgegend Feuer ausbrach; er witterte das jedesmal. Man sah ihn dann an seinem kleinen Fenster in einer roten Mütze totenblaß unruhig hin und wider gehen. Gleich mit dem ersten Feuerlärm, nicht selten auch wohl schon zuvor, und ehe man nur recht wußte, wo es brenne, kam er auf einem mageren Klepper unten aus dem Stall hervorgesprengt und jagte spornstreichs unfehlbar der Unglücksstätte zu."

Der meisterhafte Zug, daß der Feuerreiter den Brand von fern empfindet, und auf unerklärliche Weise von ihm angezogen wird, ist Mörikes Zutat. Im übrigen gleicht sein Held ganz dem schwäbischen Baron. Als Helfer sprengt er herzu; aber nicht mit natürlichen Mitteln sucht er zu helfen: mit einem Span des Kreuzes Christi und mit Zaubersprüchen bekämpft er das Feuer. Das ist — wie aller Zauber, wie alles Besprechen — nach christlicher Lehre eine schwere Sünde; denn wenn sich der Beschwörer auch äußerlich von allem Heidentum freihält, sein Unterfangen ist ein freventlicher Mißbrauch des göttlichen Namens und heiliger Symbole und Reliquien. Daher stürzt sich die Flamme auf den Besprecher und verzehrt ihn; daher fällt der Feuerreiter schließlich in des Teufels Gewalt und findet in den Gluten seinen Tod.

Aber der Dichter will uns nicht unter dem Eindruck entlassen, als ob der seltsame Sünder damit auf ewig verdammt sei. Das tumultuarisch aufgeregte Gedicht klingt sanft und friedlich aus. In unzähligen Sagen sehen wir die Erlösung einer armen Seele an das Eintreten bestimmter Ereignisse

geknüpft. So auch hier. Eines Tages findet der Müller in dem — offenbar vom Brand her verschütteten — Keller das Gerippe des Reiters auf dem Gerippe eines Rosses; wie es dahin kommt, bleibt das Geheimnis des göttlichen Gerichts. Er spricht es an, und es zerfällt in Asche. Das ist das Zeichen, daß die Seele erlöst ist. Am deutlichsten sagt es der Dichter in den Schlußworten der umgearbeiteten Ballade:

> Seele du,
> Bist zur Ruh!
> Droben rauscht die Mühle.



Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Wilhelm Hertz

Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage. Mit einem Porträt
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—
Inhalt: Lyrische Gedichte. Balladen und Romanzen. Lanzelot und Ginevra. Hugdietrichs Brautfahrt. Heinrich von Schwaben. Bruder Rausch. Übersetzungen

Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht. Illustriert von A. Werner. Holzschnitte von Adolf Cloß. Kartoniert M. 5.—
In Leinenband M. 6.—

Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage. 3. Auflage
Mit Buchschmuck von Hellmut Eichrodt Kartoniert M. 2.—

Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. 5. Auflage.
Mit Buchschmuck von Franz Staffen In Leinenband M. 2.—

Bearbeitungen:

Das Rolandslied. Das älteste französische Epos
Geheftet M. 3.— In Halbfranzband M. 4.50

Marie de France. Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen Geheftet M. 1.50. In Halbfranzband M. 3.—

Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. 5. Auflage.
Mit einem Nachtrag von Wolfgang Golther
Geheftet M. 6.50. In Halbfranzband M. 8.50

Spielmannsbuch. Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. 3. Auflage
Geheftet M. 6.50. In Halbfranzband M. 8.50

Parzival. Von Wolfram von Eschenbach. 4. Auflage
Geheftet M. 6.50. In Halbfranzband M. 8.50

Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte Geheftet M. 2.—

Deutsche Sage im Elsaß Geheftet M. 2.—

Gesammelte Abhandlungen. Herausgegeben von F. von der Leyen
Geheftet M. 10.— In Leinenband M. 11.—
Inhalt: Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters. Die Sage vom Giftmädchen. Aristoteles bei den Parsen. Aristoteles als Schüler Platos. Die Sagen vom Tod des Aristoteles. Die Rätsel der Königin von Saba. Über den Namen Lorelei. Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann

Aus Dichtung und Sage. Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von Karl Vollmöller. Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei literaturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen von Richard Weltrich. Gedruckt auf holländischem Büttenpapier
Geheftet M. 1.50. In Halbfranzband M. 3.—

